This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

25228.34.13

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
24 Aug., 1883.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Pflanzen

nach ihren

deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur.

Beiträge

zur Belebung des botanischen Unterrichts und zur Pflege sinniger Freude in und an der Natur

für Schule und Haus

gesammelt und herausgegeben von

H. Reling,
Vorsteher der Präparanden-Anstalt zu Halberstadt,

und

J. Bohnhorst,
Lehrer am Gymnasium zu Halberstadt.

Gotha,
Verlag von E. F. Thienemann's Hofbuchhandlung.
1882.

Digitized by Google

25228.34.1.3

AUG 24 1883
Minot fund.

Digitized by Google

Vorrede.

In dem vorliegenden Buche bieten die Herausgeber eine Gabe für Haus und Schule dar.

Wenn der Vater an einem heitern Frühlingstage mit seiner fröhlichen Kinderschar hinaus in die vom Lerchenjubel erklingende Natur zieht, da kümmert er sich wenig um die Anzahl der Staubgefäße dieser oder jener Blume, die am schmalen Rain zwischen den grünenden Fluren oder aus dem tau-frischen Wiesengrunde ihr Köpfchen emporhebt, aber mit desto herzinnigerer Freude verweilt sein Blick bei ihrer schlichten Schönheit, und durch kurzen Hinweis sucht er auch in seinen Kindern Sinn und Verständnis dafür zu erwecken; sein munterer Knabe springt hierhin und dorthin, die schönsten von Floras Kindern zu pflücken und sie der sanfteren Schwester zu bringen, welche die holden Blumen dem schmucken Frühlingsstrauße für die daheim gebliebene Mutter einreiht. Dann erzählt der Vater auch wohl aus den eigenen, entschwundenen Jugendtagen und weiß auch manches über die gesammelten Blumen bezüglich ihrer Bedeutung und Verwendung in dem alten Volksglauben und der noch lebendigen Volkssitte zu berichten. Wie horchen da die jungen Herzen auf, und mit was für ganz andern Augen betrachten sie die Blume, wenn dieselben gar eine liebliche Sage von derselben vernommen. Freilich, der Väter sind jetzt leider nur wenige, die aus dem reichen Schatze ihrer Erinnerung Derartiges mitteilen können, andere, die es gern möchten, haben wenig Gelegenheit zu solcher Sammlung und Erfahrung gehabt. Ihnen allen bieten wir im vorliegenden Buche für den Kreis ihrer Familie eine Gabe dar, bei deren Zusammenstellung uns die angedeuteten Erwägungen maßgebend gewesen sind.

Und neben dem Hause reichen wir unsere Arbeit der Schule dar. Wir haben kein methodisches Lehrbuch für den botanischen Unterricht liefern wollen, weder für Gymnasien noch Realschulen, weder für Seminare noch höhere Töchterschulen, weder für Mittel- noch Volksschulen; aber für alle genannten Schulen glauben wir zu den vorhandenen Lehrbüchern eine Ergänzung zu geben, und zwar nach der

Digitized by Google

Seite der sinnigen Naturbetrachtung hin. Denn wir möchten gleich von vornherein der aufkeimenden Ansicht begegnen, als ob wir vielleicht der Meinung wären, daß die botanischen Lehrstunden fortan nur zur Übermittelung der von uns gebotenen Mitteilungen benutzt werden sollten. Die deskriptive Naturbetrachtung hat ihre notwendigen Aufgaben, gegen deren Erreichung wir hier nicht polemisieren wollen; doch nehmen wir keinen Anstand zu erklären, daß da, wo der Unterricht nur eine Beschreibung der Pflanze von ihren Wurzelfasern bis zur Bildung und Einhüllung der Frucht bietet, nach unserer Ansicht und Erfahrung für Erweckung des Interesses, für Pflege des Natursinns, für Förderung edler Freude in und an der Natur zu wenig gegeben wird; denn der Mensch ist nicht nur Verstand, er ist auch Gemüt, und gerade dem deutschen Volke ist seelenvolle Innigkeit und feinfühlige Sinnigkeit, die sich gern in das schaffende Walten und Weben der Natur versenken, in ganz besonderem Grade eigentümlich. Mag deshalb auch vor den nüchternen Augen eines stark realistisch-angehauchten Kritikers, welcher bei den sich ihm darbietenden Objekten der Natur in erster Linie nur nach ihrem Nutzen und Schaden fragt, die Betonung und die Pflege dieser sinnigen und poetischen Gemütsrichtung keine Gnade finden, obschon sie wie ein zarter Hauch über dem Ganzen der Natur schweben sollte: so geben wir uns doch der Hoffnung hin, daß vielen Lehrern, die in ihrem Unterrichte neben sorgfältiger Anleitung zu genauer Kenntnis und scharfer Beobachtung auch darauf bedacht sind, die Pflanzenwelt dem gemütvollen Empfinden ihrer Kinder näher zu rücken, unsere Gabe nicht unwillkommen sein wird; sie werden aus dem gebotenen Stoff leicht für ihre Bedürfnisse eine Auswahl treffen können.

Was das Material selbst anbetrifft, so sei bemerkt, daß wir neben der Bedeutung der gebräuchlichsten Volksnamen, vor allem die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Pflanzenwelt und Mythologie und Volksglauben, Sitte und Sage, Geschichte und Litteratur berücksichtigt haben, und daß im Vordergrunde unseres Interesses besonders das deutsche Volk gestanden hat. Nur hie und da ist ein Blick auf andere Völker, zumeist auf die alten Griechen und Römer, geworfen worden.

Die volkstümlichen Namen, welche unsere Pflanzen oft führen, sind nicht das Ergebnis einer verstandesmäßigen Reflektion, sondern ein Zeugnis der sinnigen Naturauffassung unserer Vorfahren, die ihre ästhetischen Empfindungen oder frommen Gefühle in die Natur hinein verlegten. Aus diesem Grunde haben wir auch weniger Wert auf die philologische, resp. etymologische Bedeutung der Pflanzennamen gelegt (obschon diese Seite nicht unberücksichtigt geblieben ist), sondern haben überall in vorwiegender Weise die volkstümliche Auffassung betont.

Dasselbe gilt auch von den Sagen und Legenden, wie von den Beziehungen

Digitized by Google

der Pflanzen zu den Sitten und Gebräuchen unseres Volkslebens, die nicht so ohne weiteres in die Rumpelkammer der Vergessenheit geworfen zu werden verdienen, sondern die meist als beachtenswerte Denkmäler einer untergegangenen religiösen Weltanschauung noch heute ein lebendiges Interesse für uns haben. Von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, leben sie, wenn auch in mannigfach veränderter Gestalt, noch heute im Volke fort und sprießen aus den Wurzeln einer alten Vergangenheit in jeder neuen Generation in unverwüstlicher Lebenskraft empor. Sie gleichen jenen Terebinthen im Haine Mamre — wo einst Abraham wohnte — von denen ein Reisender des Morgenlandes erzählt, daß aus den alten Wurzeln der schon vor Jahrhunderten abgehauenen Stämme in jedem Frühlinge frische Schößlinge hervortreiben, obgleich die räuberischen Beduinen diese nie zu kräftiger Entwickelung kommen lassen. Den altertümlichen Volksglauben, wenn auch freilich oft in Aberglauben entartet, deshalb so ohne weiteres auszurotten, ist nicht wohlgethan. Als Bonifazius einst mit wuchtigen Hieben die Donareiche bei Geismar fällte, da übergab er das Holz derselben nicht dem Feuer, sondern verwendete es zum Bau einer Kapelle; — wir sollten meinen, daß dieses Beispiel auch für uns ein Wink sein könnte, die poetische und sinnige Auffassung der Natur des Pflanzenlebens unserer Vorfahren für höhere Zwecke zu benutzen, und sie dem gesamten pädagogischen Interesse dienstbar zu machen. Auch hier gilt das bekannte Mahnwort: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin."

Und neben diese Mitteilungen, die uns oft aus grauster Urzeit sind überliefert worden, haben wir poetische Erzeugnisse der neueren und neuesten Zeit gestellt, in denen die sinnige Auffassung unserer Pflanzenwelt ist zum Ausdruck gekommen. Die neuere Dichtung bietet des Schönen auf diesem Gebiete so viel, daß es wirklich beklagenswert wäre, wenn diese lieblichen Stimmen durch das wilde Getöse einer aufgeregten Zeitrichtung so ganz erstickt würden. Jeder wahre Dichter — und ihm sollten wir es alle gleich thun — hält es mit N. Lenaus schönen Worten:

„An Blumen freut sich mein Gemüte
Und ihren Rätseln lausch' ich gern,
Wie sie uns nah durch Duft und Blüte
Und durch ihr Schweigen doch so fern." —

Was wir in den uns zu Gebote stehenden Büchern an einschläglichen Mitteilungen gefunden, haben wir, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, in den nachfolgenden Skizzen zusammengestellt; besonders haben wir die Schriften von folgenden Autoren mit Dank benutzt: J. Grimm, Simrock, Weigand, Andresen, Wuttke, Hehn, Leunis, A. Ritter von Perger, Mannhard, M. von Strantz, Grube, Masius, Kummer, Wagener, Ruß, Roßmäßler, Funke, M. von Nathusis, P. Klein, Schleiden, Robolsky, Warnke, Pröhle, Schreiber, Schwab, Brandt u. m. a.; auch die treffliche

Digitized by Google

Zeitschrift „Die Natur“ von Dr. Müller, welche besonders in dem letzten Jahre manche einschlägliche Mitteilung gebracht, möchten wir nicht unerwähnt lassen.

An alle aber, die sich für die Idee unseres Buches interessieren, richten wir die herzliche Bitte, etwaige Lücken und Mängel durch freundliche Zusendung bezüglicher Mitteilungen beseitigen zu helfen! Wir versichern im voraus unsere Dankbarkeit!

Und so schicken wir denn unsere Arbeit mit dem Wunsche hinaus in die Welt, daß sie in recht vielen Herzen die gleiche Liebe für Gottes schöne Natur erwecken möge, die uns selbst bei Abfassung unseres Buches beseelt hat.

D. H.

Digitized by Google

Uebersicht des Inhaltes.

			Seite
I.	**Der deutsche Wald**	A. Becker	1
	Gruß an den Wald	J. M. Buthmann	4
	Grüß' mir den Wald	F. Mook	4
	Aus dem Walde	E. Geibel	5
1.	**Die Eiche**		5
	Ja dich nennt man mit Recht	W. Osterwald	5
	Aus den Gärten komm' ich zu euch	F. Hölderlin	6
	Wohl klingt die alte Weise	Aus „Grube"	7
	Ich trat in einen hehren, düstern	N. Lenau	9
	Die Eichen zu Dellwitz	Th. Körner	9
	An eine alte Eiche	Fülleborn	10
	Der schönste Schmuck im deutschen Haine	K. Pöls	10
	Wie ihr zu dem Wahn gekommen	Fr. Rückert	10
2.	**Die Buche**		10
	Was der Wald erzählet	J. Mosen	12
	Die schöne Buche	E. Mörike	12
	Der Bäume Gedanken	A. Stöber	13
3.	**Die Linde**		14
	Sei mir gegrüßt, o Lindenbaum	Fr. Öser	18
	Wo du auch stehst	W. Osterwald	18
	Die deutsche Linde	C. Hoffmann v. Nauborn	18
	Die wunderbare Linde	J. Schanz	19
	Nachbar Helm und seine Linde	F. C. Honcamp	19
4.	**Die Birke**		20
	Hell schimmerst du dort oben	W. Apel	22
	Kirche und Schule und Haus	L. Lehmann	22
	Reizend bist du, o Birke	W. Osterwald	22
5.	**Der Ahorn**		22
	Ahornbäume im Gadmenthale	A. Knapp	24
6.	**Die Esche**		24
	Baumpredigt	A. Grün	26
7.	**Die Ulme**		26
	Die Ulme zu Hirsau	L. Uhland	27
	Kunst und Gunst	A. E. Fröhlich	28
8.	**Die Zitterpappel** (Espe)	C. Weißflog	28
	Das ewige Zittern	E. Kauffer	28
9.	**Die Tanne**		29
	Das neue Haus ist aufgericht't	L. Uhland	31
	Auf des Berges höchster Spitze	F. Freiligrath	31
	Tanne, Tanne, o du kühne	Ferd. Bäßler	32
	Ein Fichtenbaum steht einsam	H. Heine	32
	Die Lärchentanne	W. Osterwald	32
	Der Baumstamm — ein Stammbaum	E. Roßmäßler	32
10.	**Die Eibe**		33
	Ein Eibenbaum, der Stolz des Lortonthals	William Wordsworth	34
11.	**Der Wacholder**		35
	Unter dem Wacholder	M. Lange	36

Digitized by Google

		Seite
12. Der Weißdorn		37
Helles Büschlein am grünen Rain	J. G. Fischer	37
In den Dornstrauch schlägt kein Blitz	K. Pöls	38
Graf Eberhards Weißdorn	L. Uhland	38
Die Fabel Jotams	Übersetzt v. E. Meyer	38
Kreuzesdorn, so grün und frisch	W. Kritzinger	38
13. Der Haselstrauch		39
Zart mit purpurnen Fädchen	Krummacher	40
Inter folia fructus	Hoffmann v. Nauborn	41
Frühling	J. Wolff	41
14. Die Stechpalme		42
O Leser, hast du je betrachtet	R. Southey	42
15. Die Mistel		42
Aus „Savonarola"	N. Lenau	45
16. Der Epheu		46
Da, wo der Epheu einmal sich	W. v. Goethe	47
Epheu und ein zärtlich Gemüt	W. v. Goethe	47
Epheu, Epheu, Wintergrün	Krummacher	47
17. Die Maiblume		47
Der Schwarzspecht ist ein Kräutermann	R. Baumbach	48
Es wächst ein Kraut im Kühlen	J. Wolff	48
Wie schlägt im Busch die Nachtigall	M. Lange	49
Rätsel	?	49
Frühlingsglocken	R. Reinick	49
Die Entstehung des Maiblümchens	Wilhelmine Hensel	50
18. Die Erdbeere		50
Die Entstehung der Erdbeere	Fr. Rückert	51
Erdbeeren sammelnd streiften	K. Pöls	52
Ein Mägdlein an des Felsen Rand	Krummacher	52
19. Die Schlüsselblume		52
Liebliche Blume	N. Lenau	53
Willkommen mir, Goldblümchen	Chr. v. Schmid	54
20. Die Anemonen		54
Am Berg, geküßt im rauhen März	K. B. Trinius	55
Betrachte deinen Freund mit Schonen	J. Hammer	55
21. Die Akelei		55
Um des Frühlinges Verscheiden	H. Lingg	56
22. Die Entstehung der Gentianen	Jugendblätter	56
Waldschule	Fr. Pocci	57
23. Der gemeine Dosten		57
24. Das Tausendgüldenkraut		58
Silberne Birken mit grünendem Laub	K. Müller	59
25. Der Aronsstab		59
26. Der Seidelbast		60
Blüten schmücken dich schon	J. Muth	60
27. Die Tollkirsche		60
Deine Glocken, die roten	J. Muth	61
28. Der Türkenbund		61
29. Das Farnkraut		61
30. Der Bärlapp		64
31. Die Schwämme		64
32. Das Moos		65
Willst du stille Wunder schauen	E. Schemel	66
Das bescheiden und still	L. M. Büschenthal	66
Jesus und das Moos	H. v. Chezy	66
In des Waldes grünem Haus	H. Gäde	68
Das Moos der Bäume	G. Pfarrius	68
II. Feld und Flur		69
Das Kornfeld	H. Masius	69
33. Der Roggen		71
Es regt auf dem reifenden Korngefild	J. Hammer	73
Es schläft die Luft, es weht kein Wind	W. Stamm	74

Digitized by Google

			Seite
	Aus Schillers „Glocke“		75
	Lied vom Samenkorn	Krummacher	75
	Das Ährenfeld ein Bild der Schule	Braun	75
	Zwischen den Halmen	J. Sturm	76
	Rätsel	?	76
	Es wallt das Korn	G. Keller	76
	Predigt der Garben	Kl. Harms	76
34.	**Der Weizen**		77
	Die Aussaat	H. Kletke	78
	Die Kornähre	W. Risch	78
	Rätsel	Fr. Hoffmann	78
	Gingst wohl an einem Weizenfelde du	K. Pöls	79
35.	**Die Gerste**		79
	Beim Anblick eines Kornfeldes	K. R. Menzel	80
36.	**Der Hafer**		80
	Das Habermus	J. P. Hebel	81
37.	**Die Kartoffel**		83
	Pasteten hin, Pasteten her	M. Claudius	85
38.	**Der Buchweizen**	H. C. Andersen	86
39.	**Der Flachs**		87
	Lob des Flachses	J. Kerner	89
	Der blühende Flachs	Krummacher	90
	Der Flachs (Märchen)	H. C. Andersen	90
	Rätsel	Simrocks deutsches Kinderbuch	93
40.	**Der Hanf**		93
41.	**Der Kümmel**		94
42.	**Die Kornblume**		94
	Ein Blümlein kenn' ich	?	96
	Es ist im kühlen Morgentau	?	96
	Das Kind und die Kornblume	C. Harms	96
43.	**Der Rittersporn**		97
	Rätsel	Fr. Rückert	97
44.	**Der Mohn**		97
	Wie dort gewiegt von Westen	L. Uhland	98
	Ich bin der Mohn	F. Naumann	98
45.	**Die Winde**		98
	Die Winde, die am Boden	Fr. Rückert	99
	Winde, zarte, flücht'ge Blüte	E. A.	99
46.	**Das Sommer-Adonisröschen**		99
	Stillbeglückt	J. Sturm	100
47.	**Das Gauchheil**		100
	Ja wie das Kräutlein	Aus „Paradiesgärtlein“	100
48.	**Der Stechapfel**		100
49.	**Das Bilsenkraut**		101
	Bilsenkraut war's, das er aushob	J. Wolff	102
50.	**Der gute Heinrich und der gefleckte Schierling**		102
	Der Lenz hat seinen Blumenscharen	J. G. Seidl	103
51.	**Der Wegerich**		103
	Ich armes Kraut am Weg	Fr. Rückert	104
52.	**Die Wegewarte**		104
	Es wartet ein bleiches Jungfräulein	J. Wolff	104
53.	**Das Johanniskraut**		105
	Schaue die Blume	W. Wackernagel	106
	Alles ist im Keim enthalten	Fr. Rückert	106
54.	**Die Schafgarbe**		106
	Wenn eine Blume still verblüht	E. Albrecht	106
55.	**Die Distel**		107
	Zum Wappenbilde wählt' ich mir	O. S.	108
56.	**Die Königskerze**		108
	In den Kranz des Lebens	L. Trattinnick	109

Digitized by Google

		Seite
57. Das Hungerblümchen		109
Stand eine Blum' auf dürrer Heid'	H. Gäde	109
58. Das Labkraut		110
59. Das Kreuzkraut		110
60. Das Berufskraut		111
61. Der Storchschnabel		111
62. Das Eisenkraut		112
Thräne der Isis	K. P. Conz	113
63. Der Beifuß		113
Das bittre Kraut	Fr. Rückert	114
64. Die Malve	L. Uhland	114
65. Das Heidekraut		115
Rötlich Kraut bedeckt die Heide	H. Gäde	115
Ein zartes Heideblümchen	E. Wester	115
Abseits	Th. Storm	116
Die Alpenrose		116
Hoch auf dem Berg	F. Löwe	117
Auf der Alpe steilem Gipfel	L. Ißleib	117
Die Alpenrose und der Goldregen	K. Fulda	118
66. Der Ginster		120
Hier auf dem dürren Grat	G. Leopardi	121
67. Die Krousbeere		121
68. Das Ruhrkraut		122
Was blickst du, bleiches Felsenkind	G. Scherer	122
Hoch auf Felsen	H. Lingg	123
III. Der Garten	Nach H. Jäger	124
Die Erde ein Garten	E. M. Arndt	125
69. Der Apfelbaum		126
Apfelblüte	F. Freiligrath	128
Unterm Baum	F. Hebbel	128
Der Apfelschnitz	K. Simrock	128
Einkehr	L. Uhland	129
Aus „Weisheit des Brahmanen"	Fr. Rückert	129
70. Der Birnbaum		129
Der blühende Birnbaum	Fr. Kirchner	131
Alt und jung	Franz v. Gaudy	132
Der wilde und veredelte Baum	v. Kamp	132
71. Die Aprikose		132
Im Blumengarten	R. v. Gottschall	133
72. Der Walnußbaum		133
Es grünet ein Nußbaum	J. Mosen	134
73. Der Lebensbaum		134
Als Adam lag im Todeskampfe schon	Fr. Rückert	135
74. Der Holunder		136
Getreue Nachbarn	Volksblatt	138
Seh' ich, Holunder, dich stehn	W. Osterwald	138
Mädchen, auf mit euren Körbchen	Harries	138
75. Die Roßkastanie		139
Wie viel funkelnde Lichter	W. Osterwald	139
Die Roßkastanie hat auf grünem	Fr. Rückert	139
76. Die Traubenkirsche		139
Das Frühlingsmahl	W. Müller	139
77. Der Maulbeerbaum		140
Von neuem hattest	R. Waldmüller	140
78. Die Cypresse		140
Die Cypresse ist der Freiheitsbaum	Fr. Bodenstedt	141
Matt erscheinst du	Aus „Im Grünen"	142
Blumenapostel	Ad. Pichler	142
Symbolik der Farben	Herloßsohn	142
Violenblau	Th. Körner	143
79. Die Rieswurz		144
Tochter des Waldes	E. Mörike	144

Digitized by Google

			Seite
	Sei mir gegrüßt	M. Lange	145
	Entstehung der Christrose	A. Franz	145
80.	**Das Schneeglöckchen**		146
	Schneeglöckchen, einem Elfchen gleich	P. Klein	147
	Der Lenz will kommen	G. Scheuerlin	147
	Es hat die Sonn' einmal gelacht	O. Heubner	147
	Eh' noch erklang	J. Trojan	147
81.	**Der Crocus**		148
	Goldne Flämmchen im luft'gen Reihn	P. Klein	148
82.	**Die Hyacinthe**		148
	Schlank auf schlankem Blütenstengel	J. N. Vogl	150
83.	**Die Narzisse**		150
	O Nymphe! sprach Narzissus	A. W. Schlegel	151
84.	**Die Tulpe**		151
	Andre mögen andre loben	Graf A. v. Platen	152
	Von einer Tulpenzwiebel	A. Grün	152
85.	**Die Kaiserkrone**		153
	Frühlingsbotin, Kaiserkrone	Ferd. Bäßler	154
	Liebe Mutter, Kaiserkrönchen	A. Franz	155
86.	**Das Veilchen**		155
	Holde Blume, die noch gestern	Ferd. Bender	158
	Sei mir gegrüßt im dunklen Moose	J. C. Biernatzki	158
	Das sterbende Veilchen	E. Wester	158
	Ein Veilchen auf der Wiese	W. v. Goethe	159
	Blau-Veilchen	Fr. Förster	159
87.	**Das Stiefmütterchen**		160
	Hellgelb und dunkelblau	Ch. v. Schmid	161
88.	**Die Rose**		162
	Der Ursprung der Rose	Fr. Rückert	170
	Ewig trägt im Mutterschoße	Fr. Hölderlin	170
	Rose, erblühend am Frühlingshag	H. Stadelmann	170
	Die Monatsrose	Fr. Rückert	170
	Die weiße Rose	K. Pöls	171
	Geduld bringt Rosen	W. Wackernagel	171
	Nachtigall und Rose	Fr. v. Sallet	171
	Die halboffne Rose	Ad. Stöber	172
	Lebensworte	A. E. Fröhlich	172
	Rätsel	?	172
	Auch deine Rosen blühn einmal	H. Ölbermann	172
	Elisabeths Rosen	L. Bechstein	178
89.	**Die Myrte**		173
	O Myrtenkrone	Fr. Rückert	174
	Lebt wohl, ihr Schwestern	G. Jahn	174
	Die deutsche Jungfrau	P. Klein	175
90.	**Die Lilie**		175
	Du schöne Lilie auf dem Feld	K. J. Ph. Spitta	178
	Ich leid es wohl	W. Lange	178
	Glänzende Lilie	Fr. Rückert	179
	Die Lilie zu Laach	W. Müller v. Königswinter	179
	Die Lilie (Parabel)	Krummacher	180
91.	**Die Schwertlilie**		181
	Mannestreu' nennt man	K. P. Conz	181
	Die Entstehung der Schwertlilie	F. Günther	181
92.	**Die Nelke**		182
	O Nelke, die noch gestern	Fr. Rückert	184
93.	**Die Putenje**		184
94.	**Der Goldlack**		184
	Die sterbende Blume	Fr. Rückert	185
95.	**Die Levkoje**		186
	Üppig hat die Natur dich gebaut	J. Muth	186
96.	**Die Reseda**		186
	Dein Duft ist süß und mild	J. F. Schink	187
97.	**Der Rosmarin**		187
	Aus des stillen Gärtchens Frieden	L. Brachmann	188

Digitized by Google

Alphabetisches Register der Pflanzennamen.

	Seite
Adlerfarn	62
Aglei	55
Ahorn	22
Akelei	55
Alant	242
Allermannsharnisch	208
Alpenranke	216
Alpenrose	116
Alpstrauch	139
Alraunwurzel	217
Ampfer	48
Amselblümli	146
Anemone	54
Apfel	126
Aprikose	133
Armer Leute Wetterglas	100
Aronsstab	59
Artemisia	113
Aster	197
Baldgreis	110
Baldrian	242
Bärenklau	236
Bärlapp	64
Beifuß	97. 113
Berufskraut	111
Bibernell	243
Bilsenkraut	101
Bingelkraut	102
Binse	230
Birke	20. 211
Birnbaum	129. 137
Bittersüß	216
Blume, blaue	245
Blumenbinse	232
Blutbäume	11
Bohne	206
Bovist	65
Brachdistel	181
Brautapfel	128
Braut in Haaren	190
Brennessel	214
Brennkraut	108
Buche	10
Buchweizen	86
Buschwindröschen	54
Butterblume	218
Ceder	28
Cerealien	71
Christblume	144
Crocus	148
Cyanen	74
Cypresse	28. 46. 140
Dachwurz	219
Dahlia	196
Dill	58. 94
Distel	107
Donnerbart	219
Donnerrose	116
Dornbusch, der feurige	42
Dosten	57
Drachenbaum	139
Dreifaltigkeitsblume	74. 161
Eberraute	113
Eberwurz	107
Edelweiß	122
Ehrenpreis	241
Eibe	33
Eiche	5. 45. 22
Eisenhut	48. 192
Eisenkraut	97. 112
Elfenbaum	139
Elfenschuh	55
Engelsüß	62
Enzian	56
Ephemeron	237
Epheu	33. 46
Erbse	204
Erdbeere	50
Erle	228. 25
Erlkönigsbaum	228
Esche	24. 131
Espe	28. 209
Farnkraut	61
Faules Lieschen	100
Fenchel	48
Fetthenne	220
Fichte	29
Flachs	21. 87
Flachsbau	67
Fleuchteufel	105
Flieder	136
Frauenmantel	67
Frauentreue	181
Frauenschuh	239
Freier Baum	141
Freiheitsbaum	27
Friggagras	239
Fußtapfen der Weißen	103
Gauchheil	48. 100
Gänseblümchen	249
Geißblatt	191
Gelbveiglein	184
Gemüse	58
Georgine	196
Gerste	79
Getreide	69
Geweihtes Kraut	112
Gichtstock	204
Gichtrose	184
Gideonswurz	241
Ginster	36. 120
Goldlack	184
Goldwurz	61
Götterhilfe	209
Glücksmännlein	208
Grabblume	114
Gras	229
Greisenkraut	110
Greiskraut	110
Greiswurz	110
Gretel im Busch	190
Grundheil	242
Gundelrebe	240
Gundermann	240
Gundrebe	240
Gürtelkraut	64
Haar	87
Hafer	80
Hagrose	165
Hainbuche	36
Halbmensch-Pflanze	217
Hanf	93
Hansel am Weg	190
Harthen	58
Hasel	39. 45
Hasenpfötchen	232
Hauswurz	219
Heckenrose	165
Heide, rote	115
Heide, weiße	58
Heil aller Schaden	242
Heil aller Welt	242
Heilkraut	238
Heinrich, der gute	102
Herbstzeitlose	237
Herrgottsschuh	239
Hexenbaum	139
Hexenkraut	217
Hilfwurz	208

Digitized by Google

	Seite
Himmelbrand	108
Himmelsschlüssel	53
Himmelsschwertel	181
Himmelströpfchen	54
Holunder . 39. 73. 88.	136
Holzapfel	126
Hopfen	212
Hornungsblume	146
Hundsbeere	216
Hungerblümchen	109
Hyacinthe	148
Jageteufel	105
Jakobskraut	110
Je länger, je lieber . 191.	216
Jesus-Christus-Wurzel	62
Immergrün	198
Immortelle	122
Johannisbeere	204
Johanniskraut . 58. 64.	97
Iris	181
Irrkraut	63
Isenkraut	112
Isere	66
Judasohr	137
Juelhalm	230
Jungfer im Grünen	190
Jungfer im Busche	190
Jungfrauenkronen	198
Junothräne	112
Jupiterblume	161
Kaiser-Dahlia	196
Kaiserkrone	153
Kamille	71
Kardendistel	107
Karlsdistel	107
Kartoffel	83
Katzenkraut	242
Katzenlieb	242
Kellerhals	60
Kerze	109
Kettenblume	218
Klatschrose	98
Klee	232
Knabenkraut	239
Knoblauch	208
Kohl . . . 21.	210
Korn	71
Kornblume . . . 71.	94
Königskerze	108
Körschenswurz	217
Kraut	210
Kranichbeere	121
Kreuzkraut	110
Kronsbeere	121
Kuckucksblume	239
Küchenschelle	54
Kümmel . . . 94.	209
Kürbis	213
Labkraut	110
Lattich	207
Lauch	208
Lebensbaum	134
Leberblume . . . 48.	54
Lein	87
Levkoje	186
Lichtlein	219
Lilie	175
Lilie des Feldes . . 153.	178
Lilie, goldene	178
Linde . . . . 6.	14
Lotusblume	255
Löwenmaul	190
Löwenzahn	218
Machandelbom	35
Magdalenenrose	165
Maibäume	21
Maiblume	47
Mandragora	217
Mannestreue	181
Marguerite	250
Marienblümchen	249
Mariendistel	107
Marienhand	239
Marienthräne	239
Marienschuh	239
Masliebchen	250
Mauerpfeffer	220
Maulbeerbaum	140
Meerrettich	210
Melde	102
Merkurkraut	112
Miesmoos	67
Mistel	42
Mohn . . . . 71.	97
Möhre	209
Monatsrose	166
Moos	65
Moosrose	67
Mugwurz	113
Mutter Gottes Trinkbecher	99
Myrte . . . . 34.	173
Nachtschatten	216
Nachtviole	192
Napoleonsweide	224
Narzisse	150
Nelke	182
Nessel	48
Nieswurz	144
Nixenblume	254
Odermennig	48
Orchis	239
Osterblume . . . 54.	250
Ottilienkraut	97
Päonie	184
Pappel . . . . 226.	228
Pappel, italienische	226
Paproschkraut	63
Pensée	161
Perlblume	250
Pfaffenröhrlein	219
Pfingstrose	184
Preißelbeere	121
Primel	52
Putenje	184
Quecke	231
Quendel	48
Raden	94
Radieschen	210
Rebe	28
Rebenblüte	137
Regenblume	194
Reseda	186
Rettich	210
Rhabarber	207
Ringelblume	194
Ritterspern	97
Roggen	71
Roggenähre	37
Rohr	231
Rose	162
Rose, goldene	168
Rose, weiße	165
Rose, wilde	165
Rosenprophet	155
Rose von Jericho	162
Roßkastanie	139
Rosmarin	187
Rübe, gelbe	209
Ruhrkraut	122
Rüster	26
Safran . . . 148.	209
Salat	207
Salbei	238
Salomonssiegel	48
Satansfinger	239
Saubohne	206
Saurebe	216
Schafgarbe	106
Schellkraut	218
Schierling, gefleckter	102
Schilf	231
Schlafapfel	166
Schlafkunze	166
Schlehe	37
Schlüsselblume	52
Schmele	230
Schmiele	230
Schneeglöckchen	146
Schneerose	144
Schöllkraut	218
Schutzbäume	134
Schwalbenwurz	218
Schwanenblume	254
Schwarzdorn	37
Schwarzerle	228
Schwämme	64
Schwertlilie	181
Schwulstkraut	111
Seelilie	254
Seerose	254
Seidelbast	60
Sieglauch	208
Siegwurz	208
Silberschild	250
Singrün	198
Sohlenkraut	103
Sohn vor dem Vater	237
Sonnenblume . . 195.	219
Sonne, deutsche	196
Sonnentau	241
Sonnenwende	195
Sommer-Adonisröschen	99

Digitized by Google

	Seite
Spargel	48
Springwurzel	48
Stabwurz	113
Stechapfel	100
Stecheiche	42
Stechpalme	42
Stengelkohl	210
Stiefmütterchen	160
Stinkteufel	216
Storchschnabel	111
Sturmhut	192
Sumpfdotterblume	236
Tanne	29. 46
Taxus	33
Tausendgüldenkraut	58
Tausendschön	250
Täuberle im Nest	193
Teufelsabbiß	239
Teufelshand	239
Teufelskraut	101
Thräne der Frigga	241
Thränen der Maria	241
Thränenweide	28. 223
Thrubenbeutel	65
Tollkirsche	60
Toft	57
Totenblume	194
Totenmyrte	174. 198
Traubenkirsche	139
Trauerese	25
Trauerweide	223
Trespe	78
Tulpe	151
Türkenbund	61
Ulme	26
Unserer lieben Frauen Bettstroh	110
Unserer lieben Frauen Handschuh	55
Unserer lieben Frauen Zähre	239
Unholdenblume	139
Unholdenkerze	109
Veilchen	155
Veilchen, weißes	186
Venusader	112
Venusschuh	239
Venuswagen	193
Vergißmeinnicht	243
Veronika	242
Vogelnest	209
Wacholder	35. 73
Wald, der deutsche	1
Walderbeere	60
Walnußbaum	133
Wandelbare	186
Wasserlilie	254
Wau	187
Wegebreit	103
Wegerich	103
Wegewarte	104
Wegseite	155
Weihrauchbaum	224
Weide	223
Weidenbaum	86
Weihbeere	35
Weinkraut	64
Weinstock	199. 210
Weißdorn	37
Weizen	77
Wellmoos	67
Weltbaum	25
Weltesche	131
Weltsandale	239
Wendewurz	144
Wermut	48. 113. 241
Wetterbaum	25
Wiegenkraut	114
Wiesenschaumkraut	236
Windling	54
Wintergrün	74. 198
Wohlgemut	58
Wollkraut	109
Wunderbaum	212
Wunderblume	156
Wunschkraut	112
Wünschelrute	40. 43
Wünschelsame	62
Zauberpflanze der Circe	217
Zauberrute	43
Zauberwurzel	217
Zaunrübe	217
Zehrwurz	59
Zeigwurz	59
Zeitlose	257
Zittergras	231
Zitterpappel	28
Zwiebel	207
Zwölfgötterblume	53

Digitized by Google

I. Der deutsche Wald.

Im Wald, im Wald!
Im frischen, grünen Wald!

Der deutsche Wald! Wen mutet nicht das Wort schon an, wen überkommt nicht schon beim bloßen Namen die Sehnsucht nach grüner Einsamkeit, nach der märchenduftigen Welt und den romantischen Schauern aller Jugendträume!

Waldmeister und frühlingsheiterer Drosselschlag im lichtgrünen Hag, schattiges Mooslager und duftige Beeren unter sommerlichem Blätterdach, und dann über dem weiten Forst, vom Schuß des Jägers und Hundegebell durchhallt, herbstliche Farbenpracht — das sind schöne, verlockende Bilder! Nicht minder einsames Wandern im frischen, grünen Wald, bis dahin, wo der Rauch des Kohlenmeilers langsam über den Bäumen aufsteigt und uns an so manche Kindergeschichte erinnert, bis die plötzlich aus dem Dickicht tretende Gestalt eines Köhlers, eines Schützen uns an die Erscheinung Rübezahls oder des wilden Jägers gemahnt; wandern, bis der Mond seinen Silberglanz durch die Blätter und Zweige auf das gluckernde Wasser des Waldbachs wirft, daß wir im leisen Wellengemurmel den Sang der tanzenden Elfen zu vernehmen glauben, — oder wandern bis in das dichteste Laub- und Nadelgehege, wo die Waldfee ungesehen ihre Fäden spinnt und schaurig-süße Sagen und Märchen in den Hag hineinflüstert, daß aus Farrn- und Heidekraut, aus Moos und allen Stauden die sagenhaften, kleinen Leute des Waldes, die Moosjungfern, Heidefrauen und Waldweibchen die Häupter recken, um dem geheimnisvollen Singen und Sagen zu lauschen. Ja, es ist schön im Walde!

Der Wald ist der Erde treuestes Kind! Wo der Wald ihr geblieben, fehlt es ihr nicht an Frische, Blüte und nährender Kraft. Er ist nicht nur der Stolz der guten Mutter, deren Schoß er entstammt, sondern auch ihr Schirm und Schutz, ihr freundlicher Ernährer. Mit seinem starken Körper wehrt er am Meere dem Vordringen des verzehrenden Dünensandes, mit seinen kräftigen Gliedern stemmt er sich im Hochgebirge dem zerstörenden Bergrutsch entgegen und fängt mit tausend Armen die Lawinen auf, um sie mitten in ihrem verheerenden Laufe zu hemmen, zu bannen. Mit seinen Fingern zieht er den tränkenden Schatz der eilenden Wolke herab, pocht an die vollen Wasserschläuche, bis sie reißen, sammelt ihren Inhalt und sendet ihn durch hundert Quellen und Bäche zur Labung der Lande hinaus; und unsere herrlichen Ströme, der Stolz unseres Vaterlandes, preisen vielleicht, im Wogenschwall des Meeres sich verlierend, noch den heimatlichen Wald, wo sie als kleine Bergquellen, mit den Blumen spielend, jene Kraft sammelten, mit der sie, groß geworden, durch die Lande rauschen: Segen bringend, Schiffe tragend und die Schönheit der Landschaft und das Leben des Volkes in ihren Fluten spiegelnd. Wenn die hohen Masten und Schiffsplanken auf dem Weltmeere empfinden könnten, wie oft möchten sie in der Welle, von der sie umschwebt werden, — einen Freund aus der Heimat ahnen, der ihnen von den Wundern des Waldes zuflüstert, welchem sie gemeinsam entstammen. Unsere Vorfahren wußten, was sie an ihren Wäldern hatten, unter deren Schatten sie wohnten. In heiligen Hainen empfanden sie die

Digitized by Google

Nähe ihrer wohlthätigen Gottheit, die sie im Säuseln des Laubes und in dem Toben einer Sturmnacht vernahmen. Immer noch waltet dort die schirmende, erhaltende Naturkraft in ihrem schöpferischen Segen am sichtbarsten. Als eine Schutzmauer des Landes steht der Bergwald, daß die zerstörende Wut der Stürme sich an ihm breche. Aber die trocknen, versengenden Winde durchtränkt er mit seinem feuchten Atem. Und in den vorüberfausenden Luftstrom haucht er aus seinen frischen Gründen, aus seinen Millionen grüner Blätter und Nadeln heilsamen, stärkenden Lebensstoff, der draußen so manches sterile Gebild erfrischt, die Dünste der Ebene verdrängt, luftreinigend und segenträufelnd über die Häusermasse der Städte wogt und noch die bleichen Wangen ihrer Bewohner erquickend anweht. So wirkt der Bergwald noch in weite Ferne. Wehe aber dem Volke, das seine Wälder nicht ehrt! Wehe dem Lande, das sich seiner Forste beraubt! Der Fluch der Verödung ruht auf ihnen.

Noch grünen und rauschen in Deutschland die Forste, in der Ebene und auf den Höhen, — man hat gelernt sie zu ehren und zu schützen. Stolz sieht das Vaterland auf seine herrlichen Bergwälder, die unsere reizenden Mittelgebirge schmücken, — und selbst wo unser Auge sich nicht an ihrer Frische zu weiden vermag, singen wir noch begeistert in unseren Konzertsälen:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben."

Wohl gedenken wir dabei der erhabenen Ruhe, der feierlichen Stille auf der grünen Höhe, wo wir einmal zwischen Eichen und Tannen hoch am Felsen rand hingewandert, wo weithin vor unsern trunkenen Augen das Waldgebirge sich breitete, Rücken an Rücken, Kuppe an Kuppe, ein grünendes, wogendes Meer, dessen Wellen erstarrt scheinen, dessen Rauschen aber wie Musik des Weltgeistes heraufrauscht. Fern ab in blauer Weite verdämmernd, verschollen, wie ein vergessenes Kindermärchen liegt das ebene, bewohnte Land. Nur da und dort aus verborgenen Thalgründen drängen sich Laute, die an das Menschentreiben in der Tiefe erinnern — ein fernes Wagenrasseln, ein pochender Hammer, eine rauschende Mühle, ein einzelner Ruf oder Hundegebell, aber alles wirr und dumpf.

„Tief die Welt verworren schallt, oben einsam Rehe grasen." Oben einsam Rehe grasen — dort, wo der Sauerklee, die Kreuzblume oder der Waldmangold am duftigsten blühen — auf der Bergwiese, die unter dem Kuß der Morgensonne am lieblichsten erglüht, und auf welche die Sterne am freundlichsten blicken, wenn die Vögel in den Zweigen schlummern und träumend zwischen dem Laube sitzen, wenn alles zur Ruhe geht, bis die Einsamkeit des Gebirges gleich einer Ahnung der Ewigkeit unser Gemüt beschleicht, und ein leiser Sehnsuchtston unsere Seele anklingt:

„Über allen Gipfeln ist Ruh'!"

Kein anderes Volk wie das deutsche empfindet so die Poesie des Waldlebens, sagt und singt so viel von Jagd und Wald. Kein anderes fühlt sich so innig hingezogen, findet in seinem innersten Wesen so viel der Natur des Waldes Verwandtes. Im Schoße seiner Urwälder wuchs das Volk der Germanen heran, hier holte es sich die unbezwingliche Kraft, mit welcher es in Jugendfrische plötzlich aus dem Waldesdunkel auf den Schauplatz der Geschichte hervortrat, um seinen weltumgestaltenden Beruf zu erfüllen. Heute noch umschattet unser Bergwald die geheimnisvollen Denkmale der dunklen Vorzeit. In seinem grünen Schoße spielten sich aber auch die bedeutsamsten Momente unserer älteren Geschichte ab, seit die Waldgründe der westfälischen Berge heißes Römerblut tranken, und die Schluchten des Thüringer Waldes und Moore der Rhön vom Franken- und Sachsenblute dampften, bis zu jenem gesegneten Tage, wo ein Jäger im Harzwalde die deutsche Krone gewann, die er siegreich zu tragen wußte. Kein Wunder, wenn des Volkes Seele wie der Vogel

Digitized by Google

am liebsten um Wald und Hain schwebt, wenn Dichtung und Sage ihre schönsten Blüten um den deutschen Bergwald rankt. Das Nibelungenlied singt vom wildreichen Spessart, und wie Siegfried auf der Jagd am Brunnen im dunkeln Odenwald erschlagen ward, daß des Waldes „Blumen allenthalben vom Blute waren naß." Wie lieblich tönen später die Lieder Herrn Walthers von der Vogelweide vom Walde, seinen Vögeln und Blumen! Und seitdem klingt das Volkslied in hundert Weisen von Wald und Jagd durch die deutschen Gaue, und die Dichter singen ihm nach und haben die Poesie des Waldes noch lange nicht ausgesungen. Als ein Meister der Töne die deutsche Volksoper schaffen wollte, wovon sang er? Von den Freuden und Schauern des Waldes und der Jägerei, — er sang den „Freischütz".

Vorzüglich sind es die Wälder des deutschen Mittelgebirges, um welche Lied und Sage des Volkes sich schlingen, und durch die der volle Strom der Dichtung braust. Dort grünt noch allenthalben der Bergwald, so mannigfach in seiner Erscheinung wie das Wesen unseres Volkes selbst. Noch rauschen die dunklen Hage des Soonwaldes und auch des Spessarts als der Schauplatz unserer Robin Hoods. Noch umschatten die Tannen des Schwarzwaldes die heimlichen Gründe, von welchen alte und neue Geschichten gehen. Der urwüchsige Böhmer Wald birgt die tiefen, stillen Waldseeen, in denen das Märchen seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und durch den Thüringer Wald wallen die Schatten der Minnesänger zur Wartburg und der edle Tannhäuser, magisch angezogen vom Zauber der Göttin im Hörselberg. In den Forsten des Riesengebirges schreitet Rübezahl neckend einher, und in den Wäldern des Harzes waltet Prinzessin Ilse oder tobt der gräuliche Hexenspuk der Walpurgisnacht. Den Odenwald durchjohlt der Rodensteiner, und die Waldschluchten und Felsenklüfte des Wasgau durchzieht der Lindenschmidt als Kriegs- und Friedenskünder. Und allenthalben, wo wir wandern im deutschen Bergwald, werden wir heute noch an Donars oder Wodans Eichen erinnert; die Raben umfliegen noch den wettergezeichneten Baum, und der vom Thron gestürzte Gott ist noch immer nicht aus unseren Forsten gewichen. Als wilder Jäger durchstreift er einsam den Hag, im Sturm führt er die wütende Jagd durch den Bergwald, daß die Riesenbäume ächzen, und der Forst erbraust und schwankt und wallt, wie ein aufgeregtes Meer, wenn die Moosjungfern, Wald- und Heidefrauen der Sage durch das Gebüsch fliehen und auf die mit Kreuzhieben gezeichneten Wurzelböcke flüchten. Der verwegene Jäger oder Wildschütz schleicht sich aber dann in das Grauen des Waldes, verschreibt sich dem wilden Geist der Wälder und bringt ihm frevle Opfer dar, um zu den geheimen Künsten zu gelangen, nach denen der Jägerglaube sich sehnt.

Wenn dann aber der Winterschauer über den Wald kommt, die starre Frostnacht alles überreift, die Gründe und Schluchten in Schnee begraben liegen, vor Kälte der Fuchs heult, und die Rinde der Eichen berstet: dann ist der Wald nicht tot für uns, das Füllhorn seines Segens nicht geleert. Wir durchstreifen dann allerdings nicht mehr seine stillen Hallen; daheim jedoch im traulichen Zimmer erinnert uns jede Diele, jeder Schemel an sein wohlthätiges Eingreifen in unsere Kultur und unser Leben von der Wiege bis zum Sarge. Wie mild weht uns noch sein Atem an, wenn im Kamine die Scheite prasseln, die Flamme leuchtet und die Glut knistert. Mag die Steinkohle mehr heizen, — nur die Spende des Waldes wärmt zugleich Körper und Gemüt. Wie gern blicken wir mit den Kleinen des Hauses, die sich an unsere Knie schmiegen und Waldmärchen hören wollen, in die lichte Glut. Mit märchenhaftem Karfunkelglanz leuchtet uns die Kohle an, und die rosige Glut auf dem eigenen Herde wird uns dann zu jenem glückbringenden Karfunkel, von dem die Wundersage zu erzählen weiß.

Für den Weihnachtsabend schenkt uns dann der Wald noch das Tannenbäumchen, und all' die süßen Schauer, die ihn bewegten, ziehen nun vereint durch ein wonnevolles Kinderherz. Wie in einem Märchentraum blicken die Kleinen in all' den Glanz, und sehen das Hollenbäumchen erstanden, unter das Aschenbrödel mit

Digitized by Google

seinen Wünschen tritt und in strahlender Pracht von ihm wegschreitet. Auf uns selbst aber fallen goldene Träume und Erinnerungen nieder, das Glück der Kindheit und alle Wonnen der Jugendzeit schauern uns an; der grüne Tannenzweig wird zum frühlingsfrischen Wald, den wir mit leichtem Schritt durchwandert, als die Blumen noch so duftig blühten, die Vögel noch so hell jubelten, die Blätter uns tausend Grüße zuflüsterten, die Welt so reich vor uns lag, und die Ideale noch unverblichen uns im Herzen lebten.

Ja, der Wald ist so frisch und wurzelkräftig, so bewegt und stillsinnig, so nutzbringend und dichterisch durchweht, so mitteilsam und wirkungsreich, so belebend, stärkend, erhebend, — wie der echte Mensch, dessen Herz nicht an der Selbstsucht krankt, unter deren Wirkung die besten Triebe absterben und ein Menschenherz zur kahlen Steppe wird.

A. Becker.

Gruß an den Wald.

Ich grüße dich, mit deinem Schweigen,
Du tiefe Waldeseinsamkeit!
Nur leise flüstert's in den Zweigen
Wie Geisteshauch, vom Bann befreit.
O Waldesgrün, o Waldesluft,
Wie hebst du höher mir die Brust!

Du sollst zur Andacht mich erheben,
Du sollst mein Buch des Lebens sein,
Dich Wald, mit deinem reichen Leben,
Will ich zu meinem Tempel weihn!
O Waldesgrün, o Waldesluft,
Wie füllst mit Andacht du die Brust!

Hier will ich ruh'n auf grünen Matten,
Vergessen jeden Erdenschmerz,
Hier soll in deinem kühlen Schatten
Gesunden mein bedrücktes Herz.
O Waldesgrün, o Waldesluft,
Wie senkst du Frieden in die Brust!

Hier will ich deiner Stimme lauschen,
Du großer Geist, der Welten schuf,
Hier dringe in der Wipfel Rauschen
Zu mir dein leiser Liebesruf.
O Waldesgrün, o Waldesluft,
Wie ahnungsvoll hebst du die Brust!

Nimm stets mich auf in deinen Frieden,
Du schöner Wald, du stiller Wald,
Gib frische Kraft dem Kampfesmüden
Durch deiner Majestät Gewalt.
O Waldesgrün, o Waldesluft,
Dich preist mein Lied aus voller Brust!

J. M. Buthmann.

Grüß' mir den Wald.

Grüß' mir den Wald,
Lied, das so klagend verhallt!
Wenn verglühend die Sonne sich neigt,
Amsel und Drossel ermüdet schweigt,
Wenn in den Blättern kein Lüftchen rauscht,
Kein fremdes Ohr den Worten lauscht:
Flüsternd mit süßer Gewalt
Grüß' mir den Wald!

Ach jeder Baum
Kennt meiner Jugend Traum!
Was ich als Knabe gefühlt — gewollt,
Was ich als Jüngling geliebt — gegrollt,
Was ich im tiefsten Herzen bewahrt,
Hab' ich den Bäumen offenbart,
Ach, und sie flüsterten dann: —
Armer Mann!

Grüße den Hain!
Sag' ihm, er möge gedeihn!
So wie ihn hab ich nichts geminnt:
Jeder Schößling war mir Kind,
Jede Blüte war mir Braut,
Jedes Reis als Freund vertraut;
Hab' in so mancher Nacht
Seiner gedacht.

Einsam verkannt
Irr' ich müde durchs Land.
Winterfrost mit grimmem Hauch
Pflückt die Blätter von Baum und Strauch,
Und der Wind, der drüber zieht,
Pfeift ein höhnendes Totenlied!
Deinen Blättern, o Wald,
Folg' ich bald!

Fr. Mook.

Digitized by Google

Aus dem Walde.

Mit dem alten Förster heut'
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut'
Aus dem Dorf die Glocken klangen.
Golden floß ins Laub der Tag.
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
Wo, umrauscht von alten Bäumen,
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besondern Räumen.
Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unser'er Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.
Was uns Not ist, uns zum Heil,
Ward's gegründet von den Vätern,
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.
Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!
Und ihr Enkel, still erfreut,
Mög't ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut
An die Väter will ermahnen!"

Sie verstummend im Gebet,
Schwieg der Mann, der tief ergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute:
Segnend auf die Stämmlein rings
Sah' ich dann die Händ' ihn breiten,
Aber in den Gipfeln ging's,
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

E. Geibel.

---

1. Die Eiche.

Wenn einem Baume der Titel „König des Waldes" zukommt, so ist es unsre Eiche. Sie ist von der Natur mit den Zeichen des Herrschers beschenkt und bildet das Gegenstück zur Linde, dem Baume, der in allen seinen Teilen das Gepräge des Weichen und Lieblichen an sich trägt. Die Eiche ist das Sinnbild der Kraft, die dem feindlichen Elemente siegreich trotzt. In ihr vereint sich Schönheit mit Stärke und fast unvergänglicher Dauer; in ihr lebt eine Riesenkraft, die sich zwar langsam, aber sicher und majestätisch entwickelt. Der kurze, aber mächtige Stamm mit der zerrissenen Borke, die knorrige Astbildung, das harte Laub und das eisenfeste Holz verleihen unsrer Eiche das majestätische Ansehen. Gar schön singt in diesem Sinne W. Osterwald:

„Ja, dich nennt man mit Recht des Waldes Königin, Eiche;
Unter den Bäumen ist herrlicher keiner als du.
Wer dich schauet, der fühlt: zur Herrschaft bist du geboren,
Und die Söhne des Waldes beugen sich willig vor dir,
Weichen dir weithin aus; nur selten wagt in die Näh
Deines gewaltigen Stammes trotzig ein anderer sich.
Weithin greifest du aus mit deinen Wurzeln und Ästen
Tief in die Erde hinein, weit in die Lüfte hinaus."

Digitized by Google

Und nicht minder schön hat F. Hölderlin in den nachstehenden herrlichen Versen den Charakter der Eiche erfaßt und zum Ausdruck gebracht:

„Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten; da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pflegend und wiedergepflegt, mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen, steht, wie ein Volk der Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Untereinander herauf, und ergreift, wie der Adler, die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch; wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen."

Aus dem fernsten Altertum sowohl der klassischen Völker als auch der Germanen haben wir die Kunde, daß der Mensch die Eiche mit Achtung und Ehrfurcht angeschaut hat. Bei den Griechen und Römern war sie dem Jupiter geweiht. Im Eichenhaine zu Dodona, dem hochberühmten Orakel des Zeus im alten Epirus am Tomarus, lauschten die Priester auf das Rauschen ihrer Zweige, um aus demselben die Kundgebungen Jupiters zu erfahren. Auch darin sah man eine Bevorzugung der Eiche seitens Jupiters, daß sein Blitz in einem aus Eichen und Buchen gemischten Walde zehnmal eher in Eichen als in Buchen einschlagen sollte, eine Erscheinung, die neuerdings von Humboldt und Lichtenstein bestätigt ist. Wir sind in der Gegenwart gewohnt, die Eiche als einen spezifisch deutschen Baum anzusehen, als den Baum, in welchem sich der Charakter des deutschen Volkes am besten ausprägt, und der deshalb unser Symbol, Stolz und Vorbild, ja gleichsam unser Wappen ist; so ist es uns von Kindheit vorgesagt und vorgesungen, und wir haben es auf Treu und Glauben angenommen. Doch wenn wir meinen, daß das deutsche Volk immer dieser Ansicht gewesen sei, so befinden wir uns im Irrtum. Unsern Ahnen ist er nicht der ihnen innerlich entsprechende Baum gewesen, ihr Herz hing an der Linde, von der ihre Dichter am liebsten träumten und sangen, von der sie sich in den Sagen unterhielten, und in deren Anschauen sie sich erwärmten und erfreuten, weil sie eben in dem gemütlichen Charakter der Linde sich selbst wieder fanden. Mit Ehrfurcht und heiliger Scheu ist die Eiche vormals betrachtet worden, doch zum spezifisch deutschen Volksbaum ist sie erst im vorigen Jahrhundert erklärt. In den deutschen Liedern lebt sie erst seit Klopstock, erst seit diesem sind die Dichter voll von Huldigungen und Lobsprüchen gegen sie, und erst seit dieser Zeit hat sie auch Verwendung bei allen Feiern und Festen gefunden.

Zur Zeit des germanischen Heidentums war die Eiche dem sich in Donner und Blitz offenbarenden Donar geweiht. Ihm allein stand das Recht zu, sie mit seinem allgewaltigen Hammer zu zerschmettern und zu vernichten. Bei Verlust des Lebens und des Eigentums durfte kein Uneingeweihter den heiligen Eichenhain betreten. Unter den Eichen opferten die alten Germanen den Göttern. Die Schädel der geopferten Tiere, besonders der Pferde, befestigten sie an den Stämmen der heiligen Bäume. Unter den Eichen versammelten sich aber auch die Männer, wenn es galt, wichtige Beschlüsse über Krieg oder Frieden zu fassen. Wenn manche uralte Eiche reden könnte, wie würde sie erzählen von so mancher Versammlung, der sie als stummer Zeuge beigewohnt, von so mancher That, die in ihrem Schatten ausgeführt. Wie würden unsere Ohren lauschen bei der Wiedergabe der Gespräche und Reden, die einst unter ihr sind gehalten worden. Wohl rauscht und raunt es geheimnisvoll in ihren Zweigen; doch nur der Dichter vermag ihr Lispeln und Wehen zu verstehen und uns zu deuten:

Digitized by Google

„Wohl klingt die alte Weise
Mir ewig noch im Ohr,
Die hohe bärtige Greise
Mir einst gesungen im Chor.

Es zieh'n die alten Gedanken
Wie Nebel durch mein Geäst,
An Opfer, die mir sanken
Beim Sonnenwendenfest;

An die Zeit, da im Kreise geschlossen,
— Jetzt sind es tausend Jahr —
Sie Met mir ausgegossen,
An die Zeit, der ich heilig noch war.

Einst sah ich Krieger kommen,
Sie hatten die Decke dem Bär
Für ihre Schultern genommen,
Und dem Ur der Stirne Wehr.

Und einen meiner Äste
Der Herzog schnitt entzwei,
Daß er der Stiel in die beste
Von seinen Lanzen sei.

Darnach, als sie kehrten mit Wunden,
Haben sie mein Laub gepflückt,
Sie haben's zu Kränzen gewunden
Und ihre Schläfen geschmückt.

Sie haben Speere geschwungen
Und brachten Gefangne mir dar;
Sie haben Lieder gesungen
Auf Thors blitztragenden Aar."

Aus Grube.

Als später das Christentum in Deutschland Eingang fand, und die alten Götter aus den heiligen Eichenhainen vertrieben wurden, machte der Volksglaube sie zum Aufenthaltsorte des Teufels und der Hexen. So schaukelten sich z. B. nach dem Glauben des Volkes auf einer Eiche in Oberfranken am Walpurgistage die Hexen. An einem andern Orte sollte einst eine solche Hexeneiche gefällt werden, aber ihr Holz war so fest, daß alle Werkzeuge stumpf wurden. Endlich gelang es einem Schmiede, das Eisen einer Axt so zu härten, daß die Eiche damit gefällt werden konnte. Doch die Eiche schien stets nach der Seite fallen zu wollen, auf der der Eigentümer derselben stand. Beim Abendläuten vernahm man ein so furchtbares unterirdisches Getöse, daß der Besitzer der Eiche vor Angst und Schrecken davon lief und schwer erkrankte. Erst nach sieben Tagen warf ein heftiger Sturm die Eiche zu Boden.

In der Nähe von Hildburghausen befindet sich eine Eiche, die unter dem Namen „große Mehl-Eiche" bekannt ist. Abergläubische Leute wollen nachts unter ihr eine totenbleiche Frau mit einem schweren Mehlsack gesehen haben. Diese Frau war eine Müllerin, welche die Leute unbarmherzig betrog. Zur Strafe dafür findet sie im Grabe keine Ruhe und muß so lange wandern, bis ihr von einer andern Person der schwere Sack abgenommen wird. Mitunter will man auch einen starken Lärm in alten Eichen gehört haben. Man schreibt denselben dem Teufel zu, der ihn zum Andenken an den ehemaligen Götzendienst vertreibe.

Wie es Hexeneichen gab und gibt, so andererseits auch Marieneichen, die der heiligen Maria geweiht waren. In katholischen Gegenden trifft man kaum eine einzeln stehende, große Eiche, die nicht mit einem Marienbilde geschmückt wäre. Manche Kirche oder Kapelle hat von diesen Marieneichen ihren Namen. So steht z. B. bei Horn in Unterösterreich die „Marienkirche zu den drei Eichen."

Auch in mancherlei Krankheiten suchte man bei der Eiche Hilfe und Genesung. Gepulverte Eichenblätter sollten Wunden zusammenziehen. Manche Krankheit konnte man sogar an die Eiche nageln. Zu diesem Zwecke berührte man mit einem alten Sargnagel den leidenden Teil eines Kranken. Der Kranke stellte sich dann barfuß vor den Eichbaum, und, indem man einen Zauberspruch hersagte, schlug man den Nagel nahe über dem Kopfe desselben in den Stamm. Aus diesem Grunde findet man in alten, hohlen Eichen mitunter Nägel, Werg und dergleichen als Überreste solcher Zaubereien. Brüche und Gicht wähnte man damit heilen zu können, daß man den Kranken durch eine aus zwei mit einander verwachsenen Eichenästen gebildete Öffnung kriechen ließ. Da aber derartige Zweigbildungen selten sind, so stellten

Digitized by Google

die Leute eine solche Öffnung künstlich dar, indem sie eine junge Eiche spalteten, die Hälften oben wieder aneinander banden, und den Kranken durch die so gebildete Spalte zogen; für manchen Kranken gewiß eine sehr schmerzhafte Operation. Ein Stück Aberglauben steckt ferner in der altgermanischen Sitte, einen Eichenklotz am Feuerherde einzumauern, damit derselbe, so oft Feuer auf dem Herde brannte, mitglomm. Dieser Eichenklotz war so angebracht, daß er das ganze Jahr anhielt. Der Rest desselben wurde Weihnachten herausgenommen, pulverisiert und in den zwölf Nächten auf die Felder gestreut, wodurch die Fruchtbarkeit derselben vergrößert werden sollte.

Wie uns die Eiche in mannigfacher Weise an den alten Götterdienst und den blinden Aberglauben erinnert, so knüpft sich auch manche Sage an dieselbe. So sollen z. B. die Ausbuchtungen der Eichenblätter vom Teufel herrühren. Der Teufel hatte einst mit einem Bauern den Vertrag geschlossen, daß er dessen Seele holen dürfte, sobald die Eiche, deren Blätter zu jener Zeit noch ganzrandig waren, das Laub verloren hätte. Seiner Beute gewiß, freute er sich schon auf den nächsten Herbst. Doch während die übrigen Bäume ihr Laub verloren, behielt die Eiche den ganzen Winter hindurch die welken, dürren Blätter. Im nächsten Frühjahr endlich fielen zu des Teufels Freude einzelne Blätter zur Erde. Als nun der Teufel sein Recht geltend machen wollte, zeigte ihm der siegesfrohe Bauer die bereits kommenden neuen Blätter. In seiner Wut fuhr der betrogene Teufel mit seinen Krallen in die Blätter, die seit dieser Zeit ausgebuchtet sind.

Nach einer andern Sage erbat sich der Teufel einst vom Herrn die Herrschaft über den Wald. Der Herr gewährte ihm seine Bitte mit der Bemerkung, daß er sein Regiment erst antreten könnte, wenn alle Bäume ohne Laub stünden. Es war die Eiche, welche dem Teufel einen Streich spielte und ihn verhinderte, die Herrschaft anzutreten. Eine Reihe anderer Sagen bestätigen, daß die Eichen verkrüppeln oder aufhören, Früchte zu tragen, sobald eine böse That unter ihnen verübt wird. Bei Hanau befindet sich ein Eichwald, der keine Früchte trägt, weil einst die Leute beim Einsammeln der Eicheln so neidisch auf einander wurden, daß sie sich gegenseitig verwünschten. In einem Walde unweit Stettin standen in einem Eichwalde vier Eichen, die in ihrem Wachstum gegen die umstehenden Bäume sehr zurückgeblieben und verkrüppelt waren. Unter ihnen hatten ein Jäger und ein Wilddieb auf einander geschossen; erst im Sterben erkannten sie sich als Brüder.

Neben den oben erwähnten Hexen- und Marien-Eichen verdienen auch einige Dichtereichen genannt zu werden. Bei Hamburg erinnert eine Eiche an Hagedorn, den Dichter von „Johann, der muntere Seifensieder", und bei Wöbbelin in Mecklenburg liegt der jugendfrische Sänger von „Leyer und Schwert", Theodor Körner, in dem dunkeln Schatten einer ehrwürdigen Eiche begraben.

Als historisch berühmte Eiche ist noch die Wallensteineiche bei Stralsund hervorzuheben. Unter dieser Eiche saß einst der große Feldherr bei der Belagerung jener Stadt, als eine Kugel ihm ein Glas voll Wein vor dem Munde zerschlug. Hierin sah der abergläubische Mann ein Zeichen, daß er die Stadt nicht erobern werde und hob infolgedessen die Belagerung auf.

Die Eiche gehört zu unsern Baumgreisen. Sie wächst sehr langsam, so daß ein Knabe noch eine Eiche von 20 Jahren mit seiner Hand umspannen kann. Erst nach 200 Jahren ist sie ausgewachsen. Sie soll ein Alter von 1000—1500 Jahren und darüber erreichen. Deshalb erscheint uns ein alter Eichbaum mit seiner rauhen, geborstenen, von Moos durchfurchten Rinde inmitten der jungen, schnell lebenden Baumwelt wie ein greiser Erzvater unter seinen Kindern, Kindeskindern und Urenkeln. Geschlechter auf Geschlechter sind entstanden und vergangen, wie eine Blume des Feldes, aber der Alte ist im Sturm der Jahrhunderte unerschüttert geblieben, eine wunderbare Gotteskraft hat ihn erhalten zum lebendigen Zeugnis einer längst entschwundenen Zeit, von welcher nur die Sage berichtet.

Als die älteste Eiche Europas führt Humboldt eine Eiche bei Saintes in Frank-

Digitized by Google

reich an. Dieselbe besitzt am Boden einen Durchmesser von 8 m, da, wo die Hauptzweige anfangen, ist sie 2 m dick. In dem abgestorbenen Teil ihres Stammes ist ein Zimmer hergerichtet, das 4 m breit und 3 m hoch ist. In demselben ist aus dem Holz des Stammes eine Bank ausgeschnitten. Ein Fenster bringt Licht in die Stube, deren Wände mit lebenden Farrnkräutern und Flechten geziert sind.

Die Eiche bei Volkenroda im Herzogtum Gotha soll noch aus der alten Germanenzeit stammen. Der Stamm hat 9 m im Umfang und soll noch gesund sein.

Gar gewaltig redet der Eichwald zu dem Gemüte des Naturfreundes und erfüllet das Herz mit frommem Schauer und süßem Grauen; in tiefster Seele vermögen wir es dem Dichter nachzuempfinden, der sich in ihm seinem Gotte näher glaubt.

Ich trat in einen hehren, düstern
Eichenwald, da hört ich leis und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern
Wie das Gebet von einem Kind.

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht der Wald geheimnisvoll,
Als möcht er mir was anvertrauen,
Das doch mein Herz nicht wissen soll.

Als möcht er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will!
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

N. Lenau.

Die Eichen von Dellwitz.

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röter strahlt der Sonne letztes Glühn,
Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte, treue Zeugen
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht enthalten.

Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod,
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendrot.
Doch, um das Verhängnis unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit gedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
„Alles Große muß im Tod bestehen!" —

Und ihr habt bestanden! — Unter allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Mut.
Wohl kein Pilger wird vorüberwallen,
Der in euerm Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
Tot auch sind sie euch ein köstlich Gut,
Denn verwesend werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bessere Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut. —
Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen.

Th. Körner.

An eine alte Eiche.

Unter deines Schattens heil'gem Düster,
Das so freundlich mir zur Stille winkt,
Wo der Lüfte Wehn im Blattgeflüster
Mir wie frommer Geister Nähe dünkt;
Sinn ich schauend deinem Sein und Werden,
Der Geschichte deines Lebens nach.
Sprich, wie war es damals hier auf Erden,
Als dein Keim aus diesem Boden brach?

Wohl ein halb Jahrhundert ist verflossen,
Seit dein junger Schößling aufwärts stieg.
Wie viel Thränen sind seitdem vergossen,
Wie allmächtig tobten Pest und Krieg,
Wie verwandelten sich die Gestalten
Dieses Landes, das dir Nahrung gab!
Wie viel Sitten sahest du veralten,
Wie viel Völker traten auf und ab!

Digitized by Google

Blitze rasselten um deine Krone
Und der Sturm zerschüttelte dein Haar,
Fluten brausten oft an deinem Throne, —
Doch du standest fest und wunderbar.
Wie viel Menschen sind auf deinen Fluren
Hingestorben und vom Hauch verweht!
Ach, der Mensch, mit einer Gottheit Spuren
Muß verwesen, und der Baum besteht!

Und wie viele werden noch vermodern,
Eh dein Gipfel sich zur Erde bricht!
Aber baure! — Sieh, wir alle fordern
Deines Lebens lange Dauer nicht.
Einst vergehst du doch mit Stamm und Laube,
Wie dein Wesen, edler Baum, zerfällt;
Doch der Mensch erhebt aus seinem Staube
Sich empor zu einer neuen Welt.

Fälleborn.

Der deutsche Baum.

I.

Der schönste Schmuck im deutschen Haine,
Die Eiche ist's, wer stimmt nicht bei?
Daß Deutschland nur in allem andern
So wie in diesem einig sei.

Sie paßt so recht zum deutschen Herzen,
Sie strebt so mächtig himmelan;
Geheimnisvoll wölbt sie den Tempel,
In ihrem Schatten betet man.

Sie mahnet an vergangne Tage,
Sie zählet nach Jahrhunderten;
Wie viel der Wandrer sinnend standen,
Die ihre Kraft bewunderten!

Wie manchen Sturm sie überdauert —
Weissagend überkommt es mich —
Herr, sei dem Vaterlande gnädig,
Bei seinen Eichen bitt' ich dich!

K. Pöls.

II.

Wie ihr zu dem Wahn gekommen,
Deutsche, daß für euren Baum
Ihr die Eich' habt angenommen,
Zu begreifen weiß ich's kaum.

Sie ein Bild von eurem Reiche?
Welch' ein krüpplig Jammerbild!
Denn verkümmert wie die Eiche
Wächst kein Baum im Lenzgefild.

Warum nicht, die höher strebet,
Buche, mit dem Riesenschaft;
Oder die so zierlich schwebet,
Birke, säuselnd geisterhaft?

Beide, die dem Blick zum Troste,
Schmückt der Lenz mit frühstem Laub,
Das nicht zittert vor dem Froste,
Dem die Eiche wird zum Raub.

Und dann nagt der Maienkäfer
Scharf dem Maienfroste nach;
Und dem armen deutschen Schläfer
Bleibt ein spärlich Schattendach;

Wo im hohen Sommergrase,
Hohes träumend, er sich streckt,
Bis im Herbstwind auf die Nase
Fallend ihn die Eiche weckend.

Fr. Rückert.

2. Die Buche.

Der Name Buche (im Mittelhochdeutschen buoche, im Althochdeutschen puocha) stimmt nach den Gesetzen der Lautverschiebung mit dem lateinischen Namen fagus überein, der sich auf die eßbaren Früchte des Baumes bezieht. Ist die Buche auch nicht wie mancher andere Baum mit den Leiden und Freuden unseres Volkes vertraut und verwachsen, steht sie an majestätischer Kraft und Fülle auch der knorrigen Eiche nach, so kann sie sich in Bezug auf Schönheit und Herrlichkeit im Bau doch mit allen messen. Sie ist entschieden unser schönster Waldbaum; auf dem hohen, schlanken, astfreien Stamm mit glatter, silbergrauer Rinde wölbt sich die dichte, domförmige Krone, deren Laub in der ersten Hälfte des Maies das schönste Waldgrün bildet. Die Buchenwälder waren deshalb schon bei den alten Deutschen beliebt und sind von den mittelalterlichen Dichtern oft besungen worden. Die heidnischen Altvordern benutzten die Zweige der Buche, welche wegen ihrer Eckern zu den fruchttragenden Bäumen gehörte, zur Weissagung. Nachdem auf die einzelnen Stücke eines Zweiges die zu Los- und Weissagung gebrauchten geheimnisvollen Runenzeichen eingeritzt waren, wurden die Stäbchen aufs Geratewohl über ein ausgebreitetes weißes Gewand gestreut. Bei einer öffentlichen Beratung sprach sodann der Priester, bei einer

Digitized by Google

Privatangelegenheit der Familienvater ein Gebet, und nun wurden die Zeichen unter Aufblick zum Himmel aufgehoben und gedeutet, indem man aus ihnen, in der Reihe wie sie aufgelesen, ein Wort zusammensetzte oder den Namen jedes Zeichens einen Bezug zu dem fraglichen Gegenstand gab. In späterer Zeit, als man die Holzschneidekunst zur Vervielfältigung von Heiligenbildern und Karten benutzte, gebrauchte man hierzu mit Vorliebe das feste Holz der Buche. Auch Gutenberg stellte die ersten Versuche der Buchdruckerei mit Lettern aus Buchenholz geschnitzt an. So ist es zu erklären, daß die Schriftzeichen für die Laute nach unserm Baume den Namen „Buchstaben" erhalten haben; auch das Wort „Buch" hängt mit dem Namen desselben zusammen.

Mitunter findet man auf einem Buchenblatte ein *T* gebildet. Dasselbe war das alte Runenzeichen für den Donnergott Thor, Donar, und ein solches Blatt wies nach damaliger Anschauung deutlich auf diesen Gott hin. Wer so glücklich war, ein solch gekennzeichnetes Blatt zu finden, hatte einen Schatz; denn es schützte den Besitzer und sein Haus vor Schäden und Bezauberung. Hiermit hängt vielleicht auch der Glaube zusammen, daß der Blitz nie in eine Buche einschlage. Die Erfahrung freilich bestätigt die Annahme nicht. Die berühmte Lutherbuche bei Altenstein, unter welcher Luther 1521 auf seiner Rückkehr vom Reichstage zu Worms aufgehoben wurde, um nach der Wartburg gebracht zu werden, ist am 18. Juli 1841 durch den Blitz zerschmettert worden.

In ganz besonderem Ansehen standen bei dem Volke die „Blutbuchen"; bis in die neuere Zeit erhielt sich eine solche bei Irchel im Kanton Zürich. Die „Blutbäume" waren heilige Bäume, und die Ursachen ihrer Verehrung reichen bis in die Zeit des Heidentums zurück. Sie waren zugleich Opferbäume, und an ihnen wurden die Schädel und Felle der geschlachteten Tiere aufgehängt. In dem Laube rauschte der Gott, und die Priester deuteten aus demselben die Zukunft. Damit die altehrwürdigen Stämme nicht abstarben, wurden sie bei den Galliern mit dem Blut der Opfertiere begossen, und nach späterer Überlieferung sollen den Bäumen bei einer Verletzung blutige Thränen entfließen; sie hießen deshalb auch „gefeite" Bäume. An einer Stelle vor der mittelitalienischen Stadt Benevent, die noch lange nach dem höchsten Gott der Germanen Wodan den Namen Wodam führte, stand ein solcher Blutbaum, an welchem Häute aufgehängt waren, durch welche die Vorüberreitenden ihre Speere warfen. Bei gewissen Festlichkeiten wurde er von den Longobarden mit solcher Wildheit umritten, daß die Rosse von den Spornhieben bluteten. Der heilige Barbatus ließ ihn im siebenten Jahrhundert umhauen, weil das Volk, obschon es getauft war, von dem alten Baumdienst nicht lassen wollte.

Von einer Blutbuche berichtet auch eine Sage aus Schlossau im Badischen. Einst ging ein Mann um ein Uhr nachts in den Wald von Rodenberg, um von einer Buche Holz zu Fackeln zu holen. Kaum hatte er den ersten Axtschlag gethan, so entstand ein fürchterliches Jagdgetöse, das bei den folgenden Schlägen immer näher und näher kam und jedenfalls von der wilden Jagd des Hackelberend herrührte. Der Mann erkannte, daß jene Buche ein „gefeiter" Baum sei, er ließ von seinem Vorhaben ab, und der wüste Lärm verlor sich in der Ferne.

Zu erwähnen wären auch die Buchen bei Kopenhagen, unter welchen einst Klopstock so gerne gewandelt, und welche nach Matthissons Zeugnis als ein heiliges Andenken an den frommen Sänger des Messias betrachtet werden.

In dem Huy, einem der nördlichen Vorberge des Harzes, in der Nähe von Halberstadt, der mit herrlichen Buchen bestanden ist, befindet sich, umgeben von alten, ehrwürdigen Stämmen, ein Denkstein mit folgender Inschrift:

„Mit Ehrfurcht, Wandrer, zieh den Hut,
Denn unterm Dome dieser Buchen,
Hat Schatten, so wie Du zu suchen,
Held Gustav Adolf einst geruht!" —

Digitized by Google

Die zuerst kegel-, später besenförmigen Kronen der Buchen wölben sich zuletzt domförmig ab, und ein alter Buchenbestand gleicht deshalb einem auf hohen, schlanken, runden Säulen ruhenden grünen Spitzbogengewölbe. Nur hier und da spielen die Lichter der Sonne durch das dichte Blätterdach und werfen glänzende Strahlen durch die traute Dämmerhelle, welche den Wanderer umgibt. Die stimmungsvolle Umgebung erfüllt ihn mit träumerischen Sinnen, und im Geist glaubt er in einem alten, gotischen Münster zu weilen, zu dem der Buchenwald vielleicht einst Vorbild und Muster gewesen. Die glatten, silbergrauen Stämme gleichen den schlanken, leicht nach oben strebenden Pfeilern, die sich in den ehrwürdigen Domen in unendlicher Perspektive vor uns auszudehnen scheinen, und sie leiten des Wanderers Blick und Herz nach oben.

Was der Wald erzählet.

Was der Wald erzählet im hellen Grün,
In der Blume Blühn, in der Sonne Glühn,
Im Dunkel, das ihn so dicht umhüllt,
In der Ruhe und Stille, die ihn erfüllt;
Was der Wald erzählet von Gottes Huld,
Von seiner unendlichen Lieb und Geduld,
Von Freude und Frieden, die er uns gibt,
Zum Zeichen, wie er die Welt geliebt;

Was der Wald erzählet von Glaubenskraft,
Von Liebe, die alles Leben schafft,
Von Hoffnung, die leuchtet wie Himmelslicht,
Was er so redet und weithin spricht:
Das rede er Dir auch tief ins Herz,
Bis Freude drin blühe und weiche der Schmerz,
Bis drin der Glaub' und die Liebe erwacht
Und die Hoffnung, die alles stille macht.

J. Mosen.

Die schöne Buche.

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche: man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, im gediegenen Wuchs erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund
Zartes Gebüsch umkränzt es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng', wehren dem himmlischen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt von Felsen, der Fußsteig jäh sich hinabschlingt,
Lässet die Hellung mich ahnen das offene Feld.
Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab von dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,
Hier mich zum erstenmal plötzlich, den Staunenden, ein
Welch, Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub,
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten;
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jetzo gelehnt an den Stamm (er trägt sein breites Gewölbe
Nicht zu hoch, ließ ich rundrum die Augen ergehn,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,
Fast gleich messend umher, säumte den blendenden Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn!
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur Dich!

E. Mörike.

Digitized by Google

Der Bäume Gedanken.

Im Walde da regt sich ein Plaudern und Flüstern,
Wann kühlende Dämmerung ladet zur Ruh';
Da stehen sie traulich beisammen im Düstern,
Die Buchen und Eichen, die Tannen und Rüstern,
Und schicken viel' heimliche Reden sich zu.

„Ihr Schwestern, ich will's im Vertrauen euch sagen,"
Nimmt rauschend die Eiche, die stolze, das Wort,
„Mich treibt es, hinauf in den Himmel zu ragen,
Bis über die Wolken die Krone zu tragen,
Stets höher zu wachsen, Jahrhunderte fort."

„So hoch sich erheben! Mir banget vor Blitzen!"
Entgegnet die Buche, die tüchtige, drauf.
„Mir g'nügt es, bescheiden und wacker zu nützen,
Die Müden zu schirmen, die Armen zu schützen;
Wie zehrt' ich im Eifer so gerne mich auf!

„Nein," schüttelt die Birke die zierlichen Locken,
Mir fließt in den Adern ein leichtes Geblüt,
So lange die Freuden mir leuchten und locken,
So will ich mich freu'n, eh' die Säfte mir stocken;
Das Leben ist flüchtig, die Jugend verblüht."

„Das ewige Grünen! das ewige Freuen!"
Erwiedert die Tanne, die strengere, nun.
Der Lust bin ich müde; mich sollt' es nicht reuen,
Die grünenden Nadeln zur Erde zu streuen,
Auf immer zu schlummern, auf immer zu ruhn."

Sahlweide dagegen: „O fröhliches Leben,
Die Zweige zu wiegen im sonnigen Blau,
Die Falter zu schauen, ihr Schillern und Schweben,
Zu trinken, wie würzige Säfte der Reben,
Mit durstigen Zügen erquickenden Tau!"

„Vor allem ergötzt mich der Vöglein Singen,"
So läßt sich vernehmen der Ahorn darauf.
„Wenn schlagende Drosseln vorüber sich schwingen
Und schmetternde, helle Jagdhörner erklingen,
Durchzittert mich Lust von der Wurzel zum Knauf." —

So hört man im Walde das Flüstern und Plaudern
Von tausend redseligen Zungen umher;
Doch nun — wie sie plötzlich erschrecken und zaudern!
Wie bange die Wipfel sich sträuben und schaudern!
Es naht sich ein Wetter, so dunkel und schwer.

Schon fallen des Donners gewichtige Keile
Mit hohem Gepolter ins knarrende Holz,
Hin fahren der Blitze vielschneidige Beile
Und schlagen mit mächtigen Hieben in Eile
Zu Boden der Eiche hochfahrenden Stolz.

Digitized by Google

Die Buche, daß nun ihren Segen sie thue,
Sie fiel einem Armen zum freundlichen Los.
Bald kam auch die Tanne, die ernste, zur Ruhe;
Sie bot ihre Bretter dem Müden zur Truhe
Und sank in der Grüfte verschwiegenen Schoß.

Die lustige Weide gab ihre Gewinde
Der weinvollen Tonne zum schürzenden Reif;
Die Birke, die leichte, bot Reiser und Rinde
Zur strafenden Rute dem fehlenden Kinde,
Der Mutter zum Fliegen abwehrenden Schweif.

Nach Wunsche, muß alles dem Ahorn gelingen:
Er dienet, gewölbt, einer Laute zur Brust;
Und wenn die metallenen Saiten sich schwingen
Und helle melodische Weisen erklingen,
Da zittert der Liederentzückte vor Lust.

Adolf Stebör.

3. Die Linde.

Schon der weiche, elegische Klang des Namens, der den Charakter der Milde und Zartheit, Anmut und Zierlichkeit, welcher dem Baume eigen, andeutet, zieht unser Herz zu demselben, noch mehr aber das zarte Grün der breiten, herzförmigen Blätter, die schützende, laubreiche Krone, in der es zur Zeit der Blüte, wenn die Lüfte ringsumher mit süßem Wohlgeruch erfüllt sind, summt und surret, schwirret und tönet von Tausenden der fleißigen Bienen.

Der Name Linde ist sehr alt und nach Weigand dunklen Ursprunges. J. Ihre meint, daß der Baum von dem uralten Gebrauch, den Bast zu Stricken, Seilen u. s. w. zu verwenden, den Namen habe, da im Schwedischen und Dänischen linda eine Binde heißt und auch winden, wickeln bedeutet; danach wäre derselbe von dem Baste benannt worden. Nach Adelung ist der Name Linde mit den Adjektiven linde und gelinde verwandt, da das Holz des Baumes weich und gelinde ist.

Unsern Altvordern war die Linde ein heiliger Baum; sie war der Göttin der Liebe, der Frigga, geweiht. Wälderbildend ist sie in Deutschland wohl nie gewesen, doch waren in den heiligen Hainen die Wallfahrtsgänge mit Linden bepflanzt, und in dem dunklen Schatten der dichten Kronen waren die Zeichen der Götter aufgestellt. Mit Scheu und Ehrfurcht wurde deshalb die Linde von jung und alt betrachtet, sie mutwillig zu beschädigen, galt für einen großen Frevel, und in dem Glauben des Volkes spielte sie eine nicht unbedeutende Rolle.

Als ein der Frigga geweihter Baum war sie gegen den Blitz gefeit. Nach einem Gewitterregen eilte man unter denselben, um von den herabfallenden Tropfen benetzt zu werden; denn dieses Wasser schützte nach der Meinung des Volkes gegen mancherlei Krankheit und Unfall. Rührt man Lindensprossen zu dem ersten Brei, den ein Kind ißt, so soll es nie Zahnschmerz bekommen. Auch gegen Kopfschmerz bot die Linde ein Mittel; Lindenblätter um das Haupt gebunden sollten denselben vertreiben. Wer auf zauberische Weise Ungeziefer auf seinen Acker erhalten, konnte dasselbe durch Streuen von Lindenasche leicht vertreiben. Der Lindenbast war ein treffliches Schutzmittel gegen die bösen Geister und den heimtückischen Zauber der Hexen. Vor allem aber wurde die Blüte der Linde geschätzt; sie ist auch heute noch ein vielgebrauchtes Hausmittel.

Mit dem Leben unseres Volkes, mit seiner Liebe in Lust und Leid, in Jubel und Trauer, in Scherz und Ernst ist kein Baum so innig und traut verbunden, als die Linde. Die Linde, welche ja schützend den Blitzstrahl abwendete, war der Baum der Wohnlichkeit und des deutschen Hauses. Karl der Große empfahl

Digitized by Google

ihre Anpflanzung, und über das Dach mancher Hütte und Burg hat sie schirmend und schützend ihr dichtes Gezweige gebreitet. Der Baum oder doch sein Blatt finden sich darum auch auf vielen Wappen und Siegeln, wie der Name Linde auch aus vielen deutschen Ortsnamen herausklingt, wie aus Lindenthal, Lindeck, Hohenlinden. Anderen Ortsnamen liegt der slavische Name des Baumes Lipa zu Grunde wie Leipzig, der „freundlichen Lindenstadt." Die Linde ist derjenige Waldbaum, der bis in die Neuzeit Aufnahme und Pflege in den großen Städten erfahren hat. Gegen das Mittelalter freilich hat sie an Bedeutung verloren; denn in jener Zeit war sie vor den Thoren fast einer jeden Stadt und in der Nähe der Kirchen in herrlichen Exemplaren zu finden.

Die Zierde und der Stolz der Bewohner war aber die Linde in des Dorfes Mitte. Auf den alten Bänken, die unter dem breiten Blätterdache angebracht waren, versammelten sich die Alten zu ernster Beratung und sorgfältiger Erwägung der Angelegenheiten der Gemeinde. Hier tauschten sie ihre Erfahrungen und Erlebnisse gegen einander aus, hier schüttete der Schwerbetroffene sein Herz gegen die alten und bewährten Freunde aus und fand bei ihnen Rat und Trost. Am Sonntag Nachmittag aber versammelte sich unter derselben die blühende Dorfjugend zu Spiel und Tanz. Wie jauchzte alt und jung, wenn der Lenz gekommen und Wald und Feld, Wies' und Au im neuen, herrlichen Schmucke prangten! Da ertönten dann die herrlichen, wundersamen Weisen unserer Volkslieder vom Scheiden und Meiden, vom Wiedersehen und Wandern, von der Treue und Untreue; da klang es: „Insbruck, ich muß dich lassen oder „Es stund eine Linde im tiefen Thal." Die Knaben und Mädchen lauschten den lieblichen, trauten Klängen und nahmen sie auf in ihre junge Brust. Zwar sie sind schon längst geschwunden diese alten Sitten und Gebräuche, unserer nüchternen und realistischen Zeit sind sie fast völlig fremd. Nur in Gegenden, die das nimmer ruhende, schnaubende Dampfroß noch nicht stündlich durcheilt, und die der Strom der modernen, auflösenden Kultur nur erst schwach durchpulst, haben sie noch ein Heim. In Thüringen und Schwaben werden zum Teil noch die Kirchweihfeste unter der Linde gefeiert. Sie ist gleichsam der Mittelpunkt des Festes; unter ihrem schützenden Dache versammelt sich die Blüte des Dorfes, und die schlanken Burschen drehen die schmucken Mädchen in wildem Tanze. Das fröhliche Leben und Treiben, welches Goethe in seinem Faust schildert, wiederholt sich in diesen Orten noch alljährlich:

„Der Schäfer putzte sich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.

— — — — — — — —

Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.

Und von der Linde scholl es weit
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!"

Und wie die Linde der Frühlings- und Freudenbaum für die Gemeinde in ihrer Gesamtheit und Vereinigung, so ist sie auch der Liebesbaum für die einzelnen Mitglieder gewesen. Sie hat den heimlichen Ort geboten, wo sich die Liebenden zu trautem Gespräch und süßem Gekose getroffen. Ja sie ist der Baum der Liebe und Treue, und ihr Gast ist die holde Nachtigall, der Vogel der Minne Lust und Leid. Kein Baum ist darum auch so oft in den deutschen Volksliedern erwähnt wie sie. Schon Walther von der Vogelweide beginnt eines seiner schönsten Minnelieder:

„Unter den Linden auf der Heide,
Wo ich mit meiner Trauten saß."

Und aus der spätern Zeit können wir mit Recht bei jedem Liede, das in den ersten

Digitized by Google

Zeilen die Linde erwähnt, schließen, daß wir ein Liebeslied vor uns haben. Statt vieler Beispiele sei nur an das innige Lied von W. Müller erinnert:

„Am Brunnen vor dem Thore,
Da steht ein Lindenbaum."

Vor allem bezeugen es auch die Lieder in „des Knaben Wunderhorn", von dem H. Heine deshalb sagt: „Dies Buch enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von seiner liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese die Volkslieder. In diesem Augenblicke liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linde. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens hat."

Mit Vorliebe ist die Linde als Baum der Liebe auch auf Friedhöfen angepflanzt, und hat so auf den Gräbern der Geliebten einen würdigen Platz gefunden. Hierhin gehört sie auch nach ihrem ganzen Wesen. Der Baum trägt ein lyrisches Moment in sich, das unwillkürlich weich stimmt. Ihr Anblick erhöht bei dem Besuche des Gottesackers unsere Wehmut und Trauer. Unter den vielen Gedichten, die uns den Baum in dieser ernsten Umgebung vorführen, sei nur an das eine von J. G. Jakobi erinnert „die Linde auf dem Kirchhofe." Es hebt an:

„Die du so bang' den Abendgruß
Auf mich herunterwehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Totenhügeln stehest:
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet. —
— — — — — — — — —
O Linde, gern an deinem Fuß
Hör ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen."

Aber nicht nur mit der Liebe des deutschen Volkes in Freud und Leid ist die Linde auf das innigste verwachsen, sondern auch mit seinem Rechte; sie ist darum auch der alte Rechts- und Dingbaum. Unter ihrem dichten Gezweige wurden, besonders in sächsischen Landen, die wichtigsten Beratungen und Beschlüsse der Gemeinde besorgt und auch die Rechtsurtel über Leben und Tod gesprochen. Ebenso tagten die Femgerichte unter derselben, wie die beiden Dortmunder Femlinden bezeugen. Noch in mehreren Orten finden sich Linden, unter denen nachweislich Recht gesprochen worden ist, so in Bordeshelm und Pinneberg in Holstein, bei Göttingen und anderwärts. In mittelalterlichen Urkunden kommen darum auch die Ausdrücke: „Gegeben unter der Linde," „unter den Linden vor der Kirch" oder „bei der Kirchen unter den Linden" häufig vor.

Steht die Linde der königlichen Eiche auch an Größe und Kraft nach, in Bezug auf Alter und Umfang kann sie sich mit jedem heimischen Baume messen. Die älteste und größte Linde ist wohl zu Neustadt am Kocher; sie war schon 1229 ein stattlicher Baum, und im Jahre 1408 hieß es von ihr:

„Vor dem Thor eine Linde staht,
Die sieben und sechzig Säulen hat."

Zur Unterstützung ihrer Äste ließ im Jahre 1558 Herzog Christoph einen vierfachen Gang von hundert und fünfzehn Steinsäulen erbauen. Jetzt hat der Stamm

Digitized by Google

einen Umfang von zwei und dreißig und einen Astraum von vierhundert Fuß. Unter der Linde von Linn im Aargau soll schon der heilige Gallus gepredigt haben. Wenn einst der Schatten derselben bis auf die Habsburg reicht, wird die Welt untergehen.

Der bekannte deutsche Schalksnarr, Till Eulenspiegel, der, von früher Jugend lose Streiche spielend, unstät ganz Deutschland durchzogen, ruht zu Mölln (gestorben 1350) in dem Schatten einer großen Linde.

An die Linde auf dem Stuckenbergsanger am Unterharz knüpft sich, wie Pröhle berichtet, folgende Sage: Einst standen sich auf dem Stuckenbergsanger zwei Heere im Streite gegenüber; auf beiden Seiten ward tapfer und ausdauernd gekämpft, und lange schwankte die Entscheidung. Es senkte sich der Abend hernieder, und noch immer war die Schlacht unentschieden. Endlich mußte sie der Finsternis wegen unterbrochen werden. Da stieß der Feldherr der westlichen Krieger sein Schwert in den Boden und rief: „Wenn bis morgen früh das Schwert zu einem Baum wird, ist der Sieg unser!" Am Morgen sah man anstatt der Waffe eine Linde, deren Blätter fröhlich im Winde rauschten. Durch ihren Anblick wurden die Krieger so begeistert, daß sie das östliche Heer besiegten und vollständig in die Flucht schlugen.

Eine andere Sage bringt unsern Baum in enge Verbindung mit dem Ursprung eines bekannten Wallfahrtsortes. In der Stadt Rastenburg war einst ein Angeklagter zum Tode verurteilt worden. Am Tage vor der Hinrichtung erschien ihm die heilige Jungfrau, tröstete ihn und gab ihm ein Stück Holz und ein Messer mit dem Auftrage, etwas zu schnitzen. Er schnitzte darauf ein Marienbild mit dem Christuskind auf den Armen. Als die Gerichtsherren das Bild sahen und von der Erscheinung der heiligen Jungfrau hörten, erachteten sie es als einen Wink von oben und setzten den Verurteilten in Freiheit. Dieser aber trug das Bild nach einer Linde und stellte es in derselben auf, und seitdem verlor der Baum seine Blätter nicht mehr und blieb immer grün. Wegen solchen Wunders holten die Rastenburger das Bild von seinem Platze und trugen es in ihre Kirche; da es aber am andern Morgen wieder in der Linde stand, baute man unter derselben eine Kapelle. So entstand der Wallfahrtsort „Heiligenlinde".

In der herrlichen Sage von Siegfried ist die Linde der einzige Baum, der erwähnt wird. „Ein Lindenblatt, gar breit" war es, welches der Wind während des Bades im Blute vom erschlagenen Drachen dem herrlichen Siegfried auf die Schulter wehte und jene verwundbare Stelle schaffte, die später Hagens verräterischer Speer am Brunnen, vom Lindenbaum beschattet, durchbohrte.

Ebenso ist die Erinnerung an zwei der edelsten und herrlichsten der vaterländischen Dichter mit der Linde verbunden. Der fromme Sänger der Messiade, F. G. Klopstock, der in seinen Oden so oft die Eiche gefeiert und verherrlicht hat, ruht unter Linden zu Ottensen. Nicht kräftige Eichen strecken schützend ihre knorrigen Äste über das Grab, sondern dunkle Linden, gepflanzt von den Schwestern seiner früh verstorbenen Gattin Meta, grünen und blühen daselbst und streuen ihre Düfte, und Nachtigallen singen in den Zweigen ihre wehmutsvollen Lieder. Und bei Stuttgart heißt eine große Linde, in der schönen Promenade aufwärts nach der Höhe, die Uhlandslinde.

Wälderbildend ist die Linde, wie schon im Eingange erwähnt, in Deutschland nicht; doch in den oberen Stromgebieten des Dnjepr bedecken prachtvolle Lindenwälder den Boden, und der Monat ihrer Blüte (Juli) heißt Lindenmonat.

O Lindenduft! o Lindenbaum!
Ihr mahnt mich wie ein Kindestraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde!

Digitized by Google

Die Linde.

I.

Sei mir gegrüßt, o Lindenbaum,
Wie glücklich du vor allen,
Du blühst, wenn längst jedwedem Baum
Die Blüten sind entfallen.

Wann glühend brennt der Sonne Strahl,
Und schon die Früchte schwellen,
Da spendest du ins weite Thal
Der Düfte reiche Wellen.

O könnt', wann längst der Jugend Blust
Verstoben von dem Winde,
Auch ich noch blühn zu aller Lust
Wie du, süßduft'ge Linde!

Fr. Öser.

II.

Wo du auch stehst: im offenen Gefild, in der Enge des Thales,
Oder auch mitten im Wald, wie ein verirretes Kind,
Überall seh ich mit Freuden dich an, doch seh ich am liebsten
Mitten im Dörflein dich, liebliche Linde, gedeihn,
Wo du den Rasen beschattest, der Kinder geliebtesten Spielplatz,
Denen du manchmal wirfst Blüten ins blühende Haar.
Das ist Leben und Lust! Das singet und schwirret und surret,
Lieblich verwirrend den Sinn, unten und oben zugleich:
Unten der spielenden Kinder Geschwätz, in den Zweigen die Vöglein
Und ringsum in der Luft goldener Bienen Gesumm!

W. Osterwald.

Die deutsche Linde.

An ihrem Stamme kühn
Da hat voreinst beraten
Mit seinem Volk Armin
Die mächt'gen Heldenthaten.
Dort zechten sie beim Mahl
Nach heiß erkämpftem Siege,
Dort schliffen sie den Stahl
Zum neuen Römerkriege.

Die Ritter schlugen gern,
Wenn schlief das Schwert, das scharfe,
Als liederreiche Herrn,
Am Lindenbaum die Harfe;
Dort klangen Jahr um Jahr
Beim Erntefest die Geigen,
Und tanzte manches Paar
Den ländlich frohen Reigen. —

Als in des Waldes Nacht
Nicht mehr der Deutsche wohnte,
Als Deutschlands Kraft und Macht
Hoch auf dem Felsen thronte:
Da aus dem öden Wald,
Gleich einem lieben Kinde,
Enthob man auch gar bald
Die dunkelschatt'ge Linde.

Noch ragt die Linde zwar
In Deutschland's Süd und Norden,
Doch ihrer Schwestern Schar,
Wie ist sie klein geworden!
Wo man die Linde sah,
Sieht heute man Kastanien;
Es stehen Pappeln da
Aus Welschland und aus Spanien.

Auch pflanzte man ihn ein,
Den Baum in Dorfes Mitte,
Ein Hüter mocht' er sein
Der alten deutschen Sitte;
In seinem Schatten dicht,
Da saßen sie, die Alten,
Und haben recht Gericht
Und klugen Rat gehalten.

Und wie man sie verbannt,
Und wie man sie beschnitten,
So schwanden aus dem Land
Auch unsre alten Sitten,
Und Fremdes drang herein:
So in Manier als Trachten,
Bald hielt man für gemein,
Was unsre Väter dachten.

Schau ich dich, Linde, an,
Du Baum aus alten Tagen,
Dann bricht mein Lied sich Bahn
In Zorn und Schmerz und Klagen.

Digitized by Google

Ich möcht' von Strand zu Strand
Der Linde Preis verkünden,
Und singen rings im Land:
O pflanzet wieder Linden!

Conrad Hoffmann von Nauborn.

Die wunderbare Linde.

(Sage vom Kirchhof zu Annaberg.)

Adam Ries, der Rechenmeister,
Lehrt', daß dreimal dreie neun,
Dieses weiß er und beweist er;
Die Unsterblichkeit der Geister
Ging ihm desto schwerer ein.

Ach, und wie so manche Stunde
Er den Kopf sich drum zerbrach!
Wie er in des Friedhofs Runde
Recht in seines Herzens Grunde
Oftmals dacht darüber nach.

Einst, der Herbst lag schon im Scheiden,
Ging sein Beichtiger mit ihm:
Über Riesens Seelenleiden
Sprachen hochgelehrt die beiden,
Jener recht voll Ungestüm.

Daß der Geist im Tod nicht schwinde,
Predigt er, des Siegs gewiß;
Doch sein Wort verhallt im Winde,
Bis er eine junge Linde
Aus der feuchten Erde riß.

„Sie! das Bäumchen will ich stecken
In das Erdreich, doch verkehrt;
Und so wahr es einst sich strecken
Und mit Zweigen wird bedecken
Hab ich Wahrheit nur gelehrt."

Ries versetzt: „Das ist die Frage."
Zweifler blieb er wie zuvor;
Doch mit bangem Herzensschlage
Sah er schon am dritten Tage,
Wie die Linde wuchs empor.

Wurzeln schlägt sie mit den Zweigen,
Und die Wurzeln tragen Laub,
Bis sie immer höher steigen,
Um dem Zweifler sich zu zeigen;
Doch der rief: „Ich glaub', ich glaub'!"

Und er faltet seine Hände,
Betet thränenfeuchten Blicks,
Kauft zur Zierde seiner Wände,
Daß er selig auferstände,
Ein vergoldet Kruzifix. —

Schwanden schon dreihundert Jahre
In der Zeiten dunklen Strom;
Doch der Baum, der wunderbare,
Wuchs als Zeuge für das Wahre
Hoch empor zum Himmelsdom.

Wie auch Sturm und Wetter heulen,
In des Höchsten treuer Hut
Grünt er fort, der, wie auf Säulen,
Auf den vier und zwanzig Keulen
Seiner Wurzel-Äste ruht.

J. Schanz

Nachbar Helm und seine Linde.

Im Häuslein gegenüber, da wohnt ein Zimmermann,
Heut' vor dem Haus die Linde hub er zu fällen an;
Ich sprach: „Gott grüß' euch, Nachbar! doch sagt, was ihr beginnt?
Der Baum beschützt das Häuslein vor Wetter doch und Wind."

Da hielt er ein und schaute von seiner Arbeit auf
Und sah mich an und blickte zur Linde hoch hinauf;
Dann legt' er beide Hände still auf sein Arbeitszeug,
Lehnt an den Baum und sagte: „Nachbar ich danke euch!

Die Linde pflanzt' mein Vater, als ich geboren war,
Sie grünt und blüht alljährlich schon über siebzig Jahr;
Mein Weib am Hochzeitstage — sie war ein junges Blut —
Stak mir von diesem Baume ein Zweiglein an den Hut.

Viel' Gäste thät ich laden, zu enge ward das Haus,
Hier unter dieser Linde, da hielten wir den Schmaus;
Ein Sohn ward uns geboren, da gab sich's viel zu freu'n,
Und seinen Namen grub ich in diese Linde ein.

Digitized by Google

Die Linde wuchs und prangte, der Knabe ward ein Mann;
Bei Leipzig in der Ebne ſtand er im Heeresbann.
Zum Kampfe ziehend trug er zwei Lindenzweig am Hut;
Bei Leipzig, an den Wällen, verrann ſein junges Blut.

Nun hängt in unſrer Kirche die Tafel an der Wand,
Da ſteht: „Franz Helm geſtorben für König und Vaterland.“
Mein Weib und ich, wir weinten viel um den guten Franz,
Wir wanden um die Tafel friſch einen Lindenkranz.

Seht, unſre beſten Tage, die waren nun dahin;
Der Franz lag meiner Alten zu ſehr in Herz und Sinn;
Sie konnt' ſich nicht mehr freuen, ich konnt' es auch nicht mehr,
Gott hat ſie heut' erlöſet von Jammer und Beſchwer.

Seht, Nachbar, nun beginn' ich die Linde umzuhau'n;
Ich will für meine Alte draus einen Sarg erbau'n.
Ich hab' den Baum gemeſſen, wohl hält er Holz zu zwei'n;
Bald zimmer' ich auch den andern, und ihr — legt mich hinein.“

F. C. Honcamp.

4. Die Birke.

Die Birke heißt im Althochdeutſchen piricha, im Mittelhochdeutſchen birche und birke. Mit dem deutſchen Namen ſind die Bezeichnungen im Polniſchen, Ruſſiſchen und Böhmiſchen urverwandt; doch iſt die Wurzel gänzlich dunkel. Die niederſächſiſche Form barke deutet auf die Rinde (Borke), von welcher der Baum, weil dieſelbe ſich durch ihre weiße Farbe von der der andern Bäume auszeichnet, den Namen haben könnte.

Was die Linde im Mittelalter einſt dem deutſchen Volke geweſen, das iſt die Birke für die Bewohner des Nordens noch heute. Ja ſie iſt nicht nur mit dem Leben des Volkes auf das Innigſte als treuer Begleiter und ſtummer Zeuge verwachſen, ſie iſt auch ein großer Segenſpender, der in allen ſeinen Teilen benutzt wird, und der in Wohnung und Kleidung, Beſchäftigung und Nahrung treu im Dienſte ſeiner Pfleger ſteht. Neben der Tanne iſt die Birke überhaupt der einzige Baum des Nordens, und ſie iſt es allein, die den Bewohner die Luſt und Freude des wiederkehrenden Lenzes nahebringt. Daher begibt ſich aber auch jung und alt in den lieben Birkenwald, ſobald ſich aus den Knoſpen das duftende Laub entfaltet, um unter ſeinen Zweigen das langerſehnte Frühlingsfeſt zu feiern. Und am Abend ziehen ſie mit Birkenzweigen geſchmückt unter fröhlichen Volksweiſen heim in die niederen Häuſer, die ſtatt der Ziegel mit unverweslicher Birkenrinde gedeckt ſind. Durch den langen, bangen Winter hindurch ſcharten ſie ſich um den mit Birkenholz geheizten Ofen, und wenn das Enkelchen ſchrie, ergriff Großmütterchen einen Strick, der von der Decke der Stube herabhängt und einen aus Birkenreiſern geflochtenen Wiegenkorb trägt. Das obere Ende des Strickes umſchlingt die Spitze eines jungen Birkenſtammes, der wagerecht an der Decke befeſtigt iſt und durch deſſen Bewegung der Wiegenkorb auf und ab geſchaukelt wird.

Und wie die Birke hilft, das unzufriedene Kind zu beruhigen und einzuwiegen, ſo iſt ſie auch gern bereit, das ſchon älter und größer gewordene zu einem nützlichen und brauchbaren Gliede der menſchlichen Geſellſchaft heranzubilden. Gegen Ungehorſam und Trotz, Leichtſinn und Übermut liefert die Birke die Rute. Die Zeit liegt noch nicht ſo weit hinter uns, wo auch einſt bei uns faſt in jedem Hauſe die Rute warnend hinter dem Spiegel ſteckte und gleichſam als ein Schutzgeiſt über Sitte und Ordnung im Hauſe wachte. Darum heißt es auch in einem Liede aus dem 16. Jahrhundert:

Digitized by Google

„Grüß dich, du edles Reise,
Dein Frucht ist Goldes wert,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt,
Beugst ihren stolzen, wilden Mut.
Nicht besser Holz wird gefunden,
Erfahrung bringen thut."

Erfreut sich die Birke auch in Deutschland nicht einer solchen Verehrung wie bei den nordischen Völkern, mit Pfingsten, „dem lieblichen Feste der Maien" ist sie doch auf das Innigste verbunden. Noch aus der heidnischen Zeit rührt die Sitte, einen Maibaum aus dem nahen Walde zu holen und ihn im Dorfe aufzupflanzen. Vergebens haben Bonifazius, Ludgerus und andere dagegen geeifert, vergebens sind in späterer Zeit in Süddeutschland von weltlichen Fürsten strenge Verordnungen dagegen erschienen, die Sitte besteht noch heute. Nur ist sie vielfach von dem 1. Mai auf das Pfingstfest verlegt worden. Auch in den Maibäumen ist an vielen Orten ein Wechsel eingetreten. In früherer Zeit war es meist eine hohe, schlanke Tanne oder Fichte, deren Gipfeläste stehen blieben, während man den Stamm glatt abschälte, die von den jungen Burschen in das Dorf geholt und dort aufgerichtet wurde. Die Krone wurde mit Bändern, Tüchern, selbst mit Wurst und Schinken geschmückt, welche demjenigen Burschen als Preis zufielen, der den glatten Baum bis zum Gipfel erkletterte. Die Kletterstangen, welche sich zur Freude der Knaben noch jetzt auf vielen Kirchweihen, Schützen- und Volksfesten finden, erinnern uns an diese Sitte.

In der Gegenwart hat die liebliche Birke die ernste Tanne als Maibaum vielfach verdrängt, und sie führt deshalb auch den Namen „Maie"; ihre maigrünen Zweige schmücken in gar vielen Orten Wohnhäuser und Kirchen am fröhlichen Pfingstfeste; sie sind zugleich die Zeichen eines freundlichen Grußes und festlichen Empfanges für den Frühling, der nun endlich mit all seiner Blumenpracht und seinem Blütenduft, mit seinem Sonnenschein und Vogelsang bei uns eingekehrt. Die meisten Häuser sind nur mit wenigen Zweigen geziert, doch vor einigen erhebt sich oft ein schlanker, junger Baum. Es ist das Haus, in welchem eine erblühende Jungfrau wohnt, deren treuer Verehrer denselben herbeigeschafft, der züchtigen Bewohnerin zur Freude und Auszeichnung vor vielen andern. An diese Sitte erinnert uns der Dichter Hoffmann von Fallersleben, wenn er zum Abschiede singt:

„Morgen müssen wir verreisen,
Und es muß geschieden sein;
Traurig ziehn wir uns're Straße,
Lebe wohl, gedenke mein! —
Übers Jahr, zur Zeit der Pfingsten,
Pflanz' ich Maien dir vors Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß!"

Mit dem Aberglauben des deutschen Volkes ist die Birke nur wenig verknüpft. Doch legte man in vielen Gegenden Maienzweige auf den Flachs, damit derselbe feiner röste. War der Kohl voll Raupen, so nahm man einige Birkenzweige, umging den Kohlgarten dreimal und rief:

„Raupen packt euch,
Der Mond geht weg,
Die Sonne kommt!"

und die Raupen sollten von dem Kohl verschwinden. Wenn in Niederbayern die Kühe im Frühjahr zum erstenmal ausgetrieben werden, bindet man Birkenzweige mit Eichenlaub und Holunder zu einem Busch und treibt die Tiere damit an; denn die Birke deutet auf Fruchtbarkeit und Gesundheit.

Digitized by Google

Man findet die Birke bei uns meist vereinzelt und einsam stehen; im Scherz hat man sie wohl einen „kecken und vorwitzigen" Baum genannt, da sie sich auf die höchsten und steilsten Berge hinaufwagt und selbst oben auf dem Gemäuer von alten Burgen und Warttürmen sich einnistet. Auf sandiger Heide oder an lichten Waldrändern bildet sie auch wohl kleine Bestände, und es gewährt einen eigentümlichen Reiz, in mondheller Nacht dieselben zu durchschreiten.

Die Kronen, nicht dicht und undurchdringlich wie die der Linden, lassen das sanfte Silberlicht des Mondes hindurch, und es schimmert und flimmert um uns wie in einem Zauberschlosse. Die Birken stehen da wie „weiße Frauen mit grünen Schleiern" (Fouqué) und wiegen und biegen sich, rauschen und raunen zu uns hernieder.

„Ich sah in bleicher Silbertracht
Der Birken Stämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen."

N. Lenau.

Die Birke.

I.

Hell schimmerst du dort oben
In starker Brüder dichtem Chor;
Aus Duft und Hauch gewoben
Steigt deiner Krone Grün empor.

Da stehst du zart und innig,
Dem Mägdlein gleich, noch unentweiht,
Trägst, wie die Jungfrau sinnig,
Der Unschuld lilienweißes Kleid.

Du neigst so hold und milde
Dein Haupt von würz'gem Duft umweht,
Du gleichst dem Heil'genbilde,
Das hoch und sanft und segnend steht.

Der Hauch des Frühlings kräuselt
Die grün umsäumte Krone dir,
Und wehmutweckend säuselt
Ein rauschend Lied herab zu mir.

W. Apel.

II.

Kirche und Schule und Haus mit Maien, mit Rute und Besen,
Ach, wie den Dreien du dienst, wären die dreie doch eins!

L. Lehmann.

III.

Reizend bist du, o Birke des Hains, im Schmucke des Frühlings,
Wenn dein geschmeidiger Leib schimmert durch zierliches Laub;
Eine gefällige Maid voll Anmut, Jugend und Unschuld
Lugst du mit fröhlichem Blick schelmisch hervor aus dem Wald.
Biegest dich vor den Genossen auch, vor den steifen Gesellen,
Gleich als könntest du nicht länger erwarten die Zeit,
Bis dir ein Wand'rer erscheint, dem du zur fröhlichen Kunde
Lustig dein Fähnlein von Laub schwingest und lachest ihm zu:
„Freu dich mit mir, o Freund, der Frühling ist wieder gekommen,
Und zu dem Pfingstfest alles mit Maien geschmückt!"
Seh ich dich also, dann lacht mir das Herz und liebliches Hauchen
Göttlichen Frühlings weht warm aus dem Walde mich an.

W. Osterwald.

5. Der Ahorn.

Der Name Ahorn erinnert unwillkürlich an Horn, und man ist leicht zu der Annahme geneigt, daß er etwa mit Rücksicht auf die hornartige Härte des Holzes gegeben sei; doch er entspringt aus dem lateinischen Adjektiv acernus und bezieht sich auf die geflügelten Früchte des Baumes.

Der Ahorn kommt bei uns in mehreren Arten vor, eine derselben ist der Feld-

Digitized by Google

ahorn oder Maßholder. Der erstere Name ergibt sich aus dem Standort des Baumes, man trifft denselben häufig am Rande der Felder; der zweite rührt von der schön gemaserten Wurzel her und bedeutet einen Baum mit schönen Masern, denn der oder ter ist die altdeutsche Bezeichnung für Baum. Die Masern der Wurzeln lieferten das Material zu den früher sehr beliebten Ulmer Pfeifenköpfen.

Eine andere Art ist der spitzblättrige Ahorn, der wegen seines zuckerhaltigen Saftes auch deutscher Zuckerahorn genannt wird. Er erinnert an eine in Nordamerika wachsende Art, den Zuckerahorn, der den sogenannten Ahornzucker liefert. Zur Zeit der Napoleonischen Kontinentalsperre versuchte man aus dem deutschen Zuckerahorn Zucker herzustellen. Doch da der Ertrag nicht lohnend genug war, hat man die Ahornzuckerfabrikation in Deutschland wieder aufgegeben.

In der Schweiz wird der stattliche Baum mit den Zwergen in Verbindung gebracht, deren Schar häufig aus den Flühen herab ins Haslithal sich begab und sich entweder hilfreich oder doch zuschauend den arbeitenden Landleuten zugesellte, „namentlich zur Zeit des Mähens im Heuet" (der Heuernte). Da setzten sie sich dann wohlvergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahornbaumes ins schattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und sägten bei Nacht den Ast durch, daß er nur noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Zweig vollends entzwei, die Zwerge stürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig und schrieen:

„O, wie ist der Himmel so hoch,
Und die Untreu so groß,
Heut hierher und nimmermehr!"

Sie hielten denn auch Wort und ließen sich im Lande niemals wiedersehen!

Auch mit einer „verwünschten Jungfrau" bringt die Volkssage den Ahorn in Zusammenhang. So erzählt Schreiber in seinen Sagen aus dem Rheingau von einem solchen Baum, welcher in der Ruine von Altenburg am Frumensberge stand, und bei dem, als ihn ein Bauer umhauen wollte, eine Jungfrau erschien, welche diesen befragte, was er aus dem Holz des Baumes zu fertigen gedächte. „Tische und Stühle", war die Antwort, „denn ich will zu Martini freien." „Dieser Ahorn", entgegnete nun die Jungfrau, „bietet jedem Axthieb Widerstand, so lange ihn meine Hand nicht berührt. Sofern du aber eine Wiege für deinen Erstgeborenen zimmerst, will ich den Baum berühren." Als der Bauer dankbar auf das Anerbieten einging und eine Wiege zimmerte, hielt die Jungfrau ihr Versprechen. Kaum war das Knäblein geboren, welches diese Wiege benutzen sollte, so brachte sie diesem ein Reis, durch welches das Kind glücklich und die Wohlthäterin selbst erlöst wurde.

Eine andere Sage berichtet ebenfalls von einer Jungfrau, die in einen Ahornbaum verwandelt wurde. Ein vaterloses Mädchen liebte einen Soldaten. Weil aber die Mutter hierüber sehr erbost war, verwandelte sie das Mädchen durch ihren Fluch in einen Ahornbaum. Als sich einst ein Spielmann von dem Baume einen Zweig zu einem Bogen abschnitt, quoll Blut aus der Wunde hervor, und eine Stimme sprach: „Mein Blut ist versöhnet, schneide dir einen Bogen und spiele mir mit demselben ein Grablied. Dann gehe zu meiner Mutter und geige ihr ein Stücklein und sage, daß der Bogen von ihrem Kinde sei." Als die Mutter das wundersame Spiel mit diesem Bogen hörte, ward sie gerührt und versöhnt, sie verzieh ihrem Kinde, und dieses fand nun Ruhe.

In Polen, wo sich der Ahornbaum großer Verehrung zu erfreuen scheint, fährt zur Weihnachtszeit ein verkleideter Schulknabe ein sogenanntes Kripplein herum, bei dessen Vorzeigung er folgendes Lied vorträgt:

„In Hofes Mitte steht ein Ahornbaum,
Hei Lalujah!
Auf dem Ahorn goldner Blüten Flaum,
Hei Lalujah!

Digitized by Google

Paradiesvögel kommen hingeflogen,
Abbeutelnd goldenen Blütenflaum.
Ein schmuckes Mädchen eilt herbei,
Aufbindend ihre weiße Schürze,
Und sammelt den goldenen Blütenflaum
Und sprang damit zum Goldschmiedlein."
„Goldschmiedlein, Goldarbeiterlein,
Gieß' mir daraus einen goldnen Becher."
„„Und wer wird dir den Becher füllen?""
„Herr Jesus selbst mit seinen Engeln,
Maria selbst mit ihren Jungfraun,
Schmuck Mägdelein mit seinen Rittern.
Hei Lalujah!"

Ahornbäume im Gadmenthal.

Auf Alpenhöh'n zu steigen,
Sind Wanderer bereit;
Da rauscht's von stolzen Zweigen
Herab voll Herrlichkeit.

Denn hier im Gadmenthale,
Stehn Riesenbäume da,
Wie ich im Gottessaale
Der Schweiz noch keine sah.

Ob solchem Ahornstamme
Und seinem Blätterthron
Erglänzt des Tages Flamme
Wohl tausend Jahre schon.

Er hat als tapf'rer Ritter
Schon manche Sternennacht
Und viele Sturmgewitter
Mit Ehren durchgemacht.

Noch geht ihm nicht zur Neige
Die prächtige Gestalt;
Es bilden seine Zweige
Schier einen ganzen Wald.

So steht in diesem Grunde
Beisammen Stamm an Stamm,
Und ragt in trautem Bunde
Hochherrlich, wonnesam.

Sie brausen und sie ruhen,
Gekrönt mit altem Preis
In ew'ger Alpenfluhen
Kolossenhaftem Kreis.

Da steht ein Wandrer sinnend
Im Riesenschatten still,
Und lauscht, was herzgewinnend
Sein Gott ihm sagen will:

Sieh diese Bäume ragen,
Darunter du zur Rast
Dein Lager aufgeschlagen
Als müder Wand'rer hast!

Steh'n wie Reformatoren
Sie nicht auf Gottes Wort,
Ihr Wachstum unverloren
In diesem Alpenort?

Wer will dir Bess'res künden,
So weit die Sonne geht,
Als was in diesen Gründen
Durch Ahornwipfel weht?

A. Knapp.

6. Die Esche.

Der Name dieses Baumes wird auf zweifache Weise erklärt. Die einen leiten das Wort von Asche ab, weil die Rinde des Baumes eine aschgraue Farbe hat, und schreiben demgemäß auch Äsche. Nach anderer Erklärung soll es mit dem gotischen Wort aske, d. i. Speer zusammenhängen, hiernach wäre das Holz des Baumes zu Speeren benutzt worden.

Die Esche ist der wichtigste Baum der nordischen Mythologie. Es sind besonders zwei mythologische Züge, welche dieselbe vor den übrigen Bäumen hervorheben.

Digitized by Google

Einst befanden sich die drei Söhne des Riesen Bör am Ufer des Meeres, als sie daselbst zwei Holzstämme im Wasser sahen. Sie beschlossen, aus diesen die ersten Menschen zu erschaffen. Der eine dieser Stämme war ein Eschenstamm, aus ihm wurde der erste Mann, Ask, d. i. Esche, genannt, geschaffen, aus dem andern Stamme schufen sie die Frau Embla, d. i. Erle. Damit nun auch die ersten Menschen ihren Schöpfern gleichen möchten, beschenkten sie dieselben mit herrlichen Gaben. Sie erhielten eine Seele, Verstand und Kraft zur Bewegung, ein blühendes Antlitz und kluge Rede.

Eine noch wichtigere Stellung nimmt aber die Esche in der Mythologie als allnährender Weltbaum Yggdrasil ein. Der Wipfel dieser Weltesche überragte die Wohnung der Götter. Die den Baum haltenden und nährenden drei Wurzeln reichten bis in die Unendlichkeit. Von den Blättern des Wipfels nährte sich eine Ziege, die den im ehrlichen Kampfe Gefallenen in Walhalla stets frischen Met spendete. Außer dieser Ziege zehrten fünf Hirsche von dem Laube der Weltesche. Auf den Zweigen derselben saß der vielwissende Adler, und ein munteres Eichhörnchen hüpfte in ihren Ästen umher. Ein tiefer Sinn liegt ferner in der Bezeichnung der drei Wurzeln dieses Baumes. Die eine ging nach den Wohnungen der Menschen; es saßen hier drei Nornen, die Vergangenheit, Gegenwart und die Zukunft. In ihrem Schoße lag das Geschick der Menschen verborgen. Die drei Göttinnen der Zeit und des Schicksals begossen die Wurzel der Weltesche mit dem Wasser aus dem Brunnen der Vergangenheit. Die zweite Wurzel zog sich hinab in das Land der Riesen. Ihre Nahrung empfing sie aus einem Wunderquell, dessen Genuß eine Fülle von Weisheit und Kenntnis der Zukunft verschaffte. Die dritte Wurzel aber ging nach dem Reiche der blassen Totengöttin. Doch hier drohte dem Baum Gefahr, denn an dieser Wurzel nagte die schreckliche Schlange Nidhöggr. Das vorhin erwähnte Eichhörnchen lief den Baum hinauf und hinunter, um die Worte des Zankes von dem vielwissenden Adler auf dem Gipfel zu der Schlange in der Tiefe zu tragen. Die eine Seite des Baumes begann bereits infolge des Nagens der Schlange zu faulen. Hierdurch sollte die Vergänglichkeit, welcher alles in dieser Welt unterworfen ist, ausgedrückt werden. In dem großen Weltbrande dereinst sollte der ganze Baum bis auf einen Klotz verbrennen. Als Überrest dieser Weltanschauung unserer heidnischen Vorfahren dürfen wir wohl den besonders Landleuten bekannten Wetterbaum ansehen. Hiermit bezeichnen dieselben eine eigentümliche Bildung der Wolken.

In der früheren mythologischen Stellung der Esche finden auch wohl einige abergläubische Meinungen und Gebräuche ihre Erklärung. In einigen Gegenden ist die Ansicht verbreitet, daß ein unter einer Esche stehendes Haus vor Schlangen gesichert sei. Desgleichen könne man eine giftige Schlange dadurch unschädlich machen, daß man mit einem Eschenstabe einen Kreis um sie ziehe. Hexen bedienten sich der Eschenzweige, um ein schweres Gewitter zu brauen. Einst hatte eine Hexe einen solchen Eschenzweig verloren. Ein Mädchen fand denselben und nahm ihn, nichts Böses ahnend, mit. Unterwegs kam sie an ein Wasser, in welchem sich Frösche und Wegnarren, das sind Erdsalamander, befanden. Um die Tiere zu erschrecken, schlug sie mit der Eschenrute in das Wasser. Aber kaum hatte sie dasselbe berührt, so zog ein schweres Unwetter mit Hagel und Blitz herauf, welches viel Verheerung anrichtete.

Besondere Aufmerksamkeit verdient noch die unsere Friedhöfe schmückende Trauresche. Nach einer Sage konnte ein Bauer in Thüringen die Zwerge, die auf seinem Acker ihr Wesen trieben, nicht leiden und drohte, sie mit der Rute zu verjagen. Die hierüber erbosten Zwerge steckten ihm das Feld voll Eschenruten, damit er nach einer solchen nicht zu suchen brauche. Vergebens hatte sich der Bauer lange Zeit bemüht, einen Zwerg in seine Gewalt zu bekommen; endlich gelang es ihm, einen zu erhaschen, zur Strafe und Warnung für alle erschlug er ihn. Die trauernden Zwerge mieden fortan die Gegend und ließen aus den eingepflanzten Ruten Traueresche erwachsen.

Digitized by Google

Baumpredigt.

Um Mitternacht, wenn Schweigen rings,
Beginnt's durch Waldesräume,
Und wo sonst Büsch' und Bäume stehn,
Zu flüstern, rascheln und zu wehn,
Denn Zwiesprach halten die Bäume.

Der Rosenbaum lacht lustig auf,
Duft rauscht aus seinen Gluten:
„Ein Rosenleben reicht nicht weit,
Drum soll's, je kürzer seine Zeit,
So voller, heller verbluten."

Die Esche spricht: „Gesunk'ner Tag,
Mich täuscht nicht Glanz und Flittern!
Dein Sonnenstrahl ist Todesstahl,
Gezückt auf's Rosenherz zumal,
Und bangend muß ich zittern!"

Die schlanke Pappel spricht und hält
Zum Himmel die Arm' erhoben:
„Dort strömt ein reicher Segensquell,
Der rauscht so süß und glänzt so hell,
Drum wall' ich sehnend nach oben!"

Die Weide blickt zur Erd' und spricht:
„O, daß mein' Arm dich umwinde!
Mein wallend Haar neig' ich zu dir,
Drein flechte deine Blumen mir,
Wie Mütterlein dem Kinde."

Drauf seufzt der weiße Pflaumenbaum:
„Ach, meine Füll' erdrückt mich!
Nehmt doch die Last vom Rücken mein,
Nicht trag' ich sie für mich allein:
Was ihr mir raubt, erquickt mich!"

Es spricht die Tanne guten Muts:
„Ob ich an Blüten gleich darbe,
Mein Reichtum ist Beständigkeit,
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe!"

Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zitt're vor Gottes Blitzen!
Kein Sturm ist mich zu beugen stark,
Kraft ist mein Stamm und Kraft mein Mark.
Ihr Schwächern, euch will ich schützen!"

Die Epheuranke that an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen!"

Drauf sprachen sie so manches noch,
Ich hab' es halb vergessen;
Noch flüsterte manch' heimlich Wort,
Es schwiegen nur am Grabe dort
Die trauernden Cypressen.

O, daß die leisen Sprüchlein all'
Ein Menschenherz doch trafen!
Was Wunder, wenn sie's trafen nicht?
Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
Da müssen wir ja schlafen.

Anastasius Grün.

7. Die Ulme.

Die Ulme führte im Keltischen den Namen „Elm" und heißt auch in der Gegenwart noch in vielen Gegenden „Elme" und „Ilme"; der Stamm und die Grundbedeutung sind unbekannt. Der Baum trägt auch ziemlich allgemein den Namen Rüster, welchen M. Höfer von rüsten ableitet, weil das Holz wegen seiner Härte und Festigkeit zu verschiedenen Rüstungen (z. B. beim Bau eines Gebäudes als Rüstbaum) verwandt wurde; nach Adelung soll das Wort von riesen abstammen, d. h. sich emporheben und sich auf das schnelle und hohe Wachstum beziehen.

Den Alten war die Ulme ein Bild des Todes und der Trauer, sie war dem Gott der Träume, Morpheus, geweiht. Unter einem Ulmenbaume beweinte der göttliche Sänger Orpheus den Tod seiner geliebten Euridice. In Oberitalien läßt man noch jetzt wie im Altertume an diesen Bäumen die Reben hinaufranken.

Mich, die erstorbene Ulm', umkleidet jetzt die grüne
Rebe, die ich erzog, als ich noch grünte wie sie;
Jetzt leiht sie mir Blätter. O Wandrer, thue dem Freunde
Gutes; er lohnt dir einst noch im Grabe mit Dank. —

Digitized by Google

Die Ulme erreicht ein sehr hohes Alter und verträgt das Kürzen, Köpfen und Beschneiden fast in jeder Jahreszeit; mehrere alte Bäume haben deshalb einen bedeutenden Umfang und eine gewisse historische Berühmtheit erlangt. So stand früher am Genfersee ein Ulmenbaum, dessen Stamm unter der Krone 11 m Umfang hatte, während der stärkste Ast 5 m maß, und jeder der übrigen 44 Äste 3 m im Umfange hatte. Unter einer Ulme, welche in der Nähe von Brignoles im Departement des Var steht, gab König Karl IX. 1564 einen seiner glänzendsten Hofbälle. Der Baum bildet jetzt nur noch eine Ruine mit wenig Laub tragenden Ästen. Vor Worms befindet sich eine alte Ulme, Effe genannt, unter welcher Luther bereits gepredigt hat. In gar manchem Dorfe hat die Ulme die Stelle der Linde eingenommen und dient als Versammlungs- und Freudenort für die Gemeinde.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Ulme der Freiheitsbaum. Dr. Th. Bodin schreibt hierüber in der Natur: „Es war im Jahre 1785, als nicht lange vor Ausbruch des nordamerikanischen Freiheitskrieges der von dem englischen Minister Grenville ernannte Richter Oliver alle Anstalten traf, um sein neugeschaffenes Amt als Stempelmeister in Boston anzutreten. Kaum hatte er aber ein Stempelbüreau eröffnet, als dieses dem Volksunwillen zum Opfer fiel. In der Nacht des 13. August begaben sich Volksmassen in aller Stille zu einer majestätischen Ulme, hingen Olivers Bild mit den Emblemen Grenvilles und seines Kollegen Bute daran und weihten so den Baum zum Freiheitsbaum, indem sie ausriefen: „Das soll der Baum der Freiheit sein. Wir wollen und zahlen keine Stempel. Dieser Baum bleibe das Denkzeichen unserer Freiheit. Verflucht sei, wer ihn umhauet!“ Bald stand die Ulme nicht allein. An unzähligen öffentlichen Plätzen, Kreuzwegen und ähnlichen in die Augen fallenden Punkten erhoben sich mit Zauberschalle solche Bäume — viele Tavernen nannten sich „Zum Baum der Freiheit“. Am Abende des 14. August wurde das Bild vom Baume genommen, auf eine Bahre gelegt, mit welcher die Menge „Freiheit, Eigentum und keine Stempel“ ausrufend, vor Olivers Büreau zog. Im Nu war dieses zerstört, die Trümmer schleifte man vor seine Wohnung und dienten sie als Scheiterhaufen für sein Bild. Oliver selbst rettete nur sein Leben, indem er den Gebühren entsagte und auf sein Amt verzichtete.“

Die Ulme zu Hirsau.

Zu Hirsau, in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frischgrünend seine Krone
Hoch überm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau;
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So triebs ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch beleuchtet,
Wann schattig rings das Thal. —

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klosterdach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringest
Hinab in jede Gruft!
O Geist der Welt, du ringest
Hinauf in Licht und Luft!

L. Uhland.

Digitized by Google

Kunst und Gunst.

Zur Ulme fleht die Rebe:
„Reich' mir die Hand und hebe
Mich auf zu Luft und Licht.
Was ich empor auch strebe,
Gedörn so mich umflicht,
Läßt mich gedeihen nicht;
Du bist so groß und mächtig,
Ich mache dich noch prächtig,
Ich will dein Haus umschlingen
Rundum mit einem Kranz,
Hinein dir Düfte bringen
Und goldner Früchte Glanz."

Die Ulme war gewogen,
Hat sie emporgezogen,
Und prangt vor andern weit.
Darnach als Sturm und Zeit
Den Baum darniederbogen,
Ward ihm die Reb' ein Stab,
Der lang noch Haltung gab.

A. E. Fröhlich.

8. Die Zitterpappel (Espe).

Wollt ihr wissen, warum die Espe zittert, wenn im schwülen Sommer kein Lüftchen sich regt, und die anderen Bäume des Waldes mit dickbelaubten Zweigen ruhen und kühlende Schatten streuen? — Hört ihre Geschichte.

In der verhängnisvollen Stunde, in der unser Herr am Kreuze hing, und die Sonne den Trauerflor um sich hüllte, ging ein Zagen durch die ganze lebende Natur. Der Mensch, erschrocken und still, erwartete mit banger Seele den Ausgang des Ungewöhnlichen, Nieerlebten. Die Tiere des Waldes verkrochen sich und wagten sich nicht aus ihren sicheren Höhlen. Keine Grille zirpte, keine Fliege summte, kein Vogel zwitscherte. Alles war stumm, schwül und trauernd. Nur die Blumen, die Sträucher und Bäume murmelten noch in ihrer Sprache und erzählten sich die Geschichte der hochheiligen Zeit. Die hohen Cedern auf Libanon rauschten in dumpfem, schauerlichen Chore hoch in den Lüften, und dunkleres Grün, fast wie Nacht, umzog den Hain.

„Ach, nun ist er dahin", lispelte leise die Thränenweide von Babylon — und tief herab hing sie die trauernden Zweige in den Euphrat. Der Winzer ging durch den Weinberg und sah, wie die Rebe weinte. Und als nun die Frucht gereift, und der Most gekeltert war, nannten sie es Thränen Christi. Aber um Golgatha erhob sich ein süßer Duft. Ihn schickte die Viole der Nacht herauf zur Kühlung dem leidenden Gottessohne, und die Iris sprach zur Schwester Cypresse: „In Trauer will ich mich kleiden von nun an", — „und ich", erwiederte die Cypresse: „will wohnen an den Gräbern, zum Denkmal dieser Stunde". Da erhob sich ein leises Wehen durch die schwüle Dämmerung. Es war der Todesengel Astaroth, der daherzog am Kreuze. Und als es nun von da herabstöhnte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" zitterten alle Zweige, alle Blätter und alle Blumen.

Nur die Espe, ein stolzer, hoher, kalter Baum, stand ungerührt an Golgatha. „Was kümmert uns", sprach sie, dein Leiden? Sind wir doch rein, wir Bäume, Blumen und Pflanzen, und haben nicht gesündigt!"

Aber Astaroth, der Todesengel, nahm die schwarze Schale mit des Erlösers Blute und goß sie aus an der Wurzel der stolzen Espe. Da erstarrte der unglückliche Baum. — Seine Blätter senkten sich. Nimmermehr kam Ruhe in seine Zweige, und wenn alles still ist, selig und ruhig, zagt und zittert sie und heißt Zitterpappel bis auf den heutigen Tag.

C. Weißflog.

Das ewige Zittern.

Einst ging der Herr durch Feld und Thal
Und heilte die Kranken und Krüppel zumal.

Da kam er in einen grünen Wald,
Und alle Blümlein erkannten ihn bald,
Und neigten sich vor dem Heiland tief;
Der jedes bei seinem Namen rief.

Die Espe nur blieb aufrecht stehn,
Ließ unbegrüßt ihn vorübergehn.

Digitized by Google

Sie sah sein Antlitz, das glänzte so rein
Wie Mondesstrahlen, wie Sonnenschein.

Sie hörte sein Wort, das schallte so traut
Wie Liebeswerben mit kosendem Laut.

Der Wald rings betete still entzückt,
Sie aber schwieg, vom Stolz berückt.

Da sprach der Herr Jesus: „Es sei fortan
Mit ewigem Zittern dir angethan,

Daß doch dein Hochmut den erkennt,
Den Alles Meister und Heiland nennt!

Die müden Lüftchen halten Rast:
Du sollst dich bewegen in fiebernder Hast,

Sollst zittern und zagen und klagen dazu
Bei Tag und Nacht, ohne Rast, ohne Ruh."

Der Herr ging fürbaß — und seit der Zeit
Die Espe wispert voll Schuld und Leid.

Die müden Lüftchen halten Rast:
Sie muß sich bewegen in fiebernder Hast,

Und zittern und zagen und klagen dazu
Bei Tag und bei Nacht ohne Rast, ohne Ruh,

Muß schauern und trauern zum schweren Entgelt
Für ihren Stolz bis ans Ende der Welt.

E. Kauffer.

9. Die Tanne.

Die Tanne ist ein altdeutscher Nadelbaum. Ihr Name stammt vielleicht von den „Tangeln," wie die Nadeln auch wohl genannt werden, ab, er wird aber auch wegen des leicht brennbaren Holzes von dem Worte tan = Feuer abgeleitet.

Den Charakter der Tanne, wie überhaupt der Nadelhölzer, hat Grube vortrefflich geschildert; er sagt: „Du Baum des Nordens, des rauhen, kalten und harten Nordens, du bist in der That ein nordisches Wesen voller Kraft und Macht, rauh und stolz, kalt und finster blickend, aber eine gesunde, unverwüstliche Kreatur, von unveränderlicher Frische in der Glühhitze deines kurzen Sommers, wie in dem eisigen Froste deines langen Winters. Wie bei dem nordischen Menschen birgt deine rauhe, abstoßende Außenseite ein reiches inneres Leben; so finster das Grün deiner Blätter, so rauh die Rinde deines Stammes, so voll Wärme und Licht sind die Zellen deines Holzes. Du bist ein stattlicher Baum. Wenn du im Walde dastehst, hoch und schlank in geschlossenen Gliedern, so gleichst du der festen Schlachtordnung jener Cimbern und Teutonen, vor deren gewaltigen Riesenleibern die kleinen Römer erschraken. In deinen Wäldern leidest du nicht gern fremde Bäume, denn du bist, wie die altdeutsche Tapferkeit, dir selber genug. Trittst du aber einzeln heraus aus der dichtgedrängten Reihe deines Volkes, so stehst du nur um so größer und stattlicher da, und deine Zweige entfalten um so herrlicher ihre dunkelgrüne Pyramide. Dich ziert kein hellfarbiges Blätterkleid, kein buntes Blütengewand, und doch bist du mehr als alle übrigen Bäume ein Lichtfreund, von Gott geschaffen, die dunkeln Tage und langen Nächte des kalten Nordens zu erleuchten und zu erwärmen. Das Licht, welches die Sonne spendet, saugst du begierig ein, und kochst mit ihm deinen Lebenssaft zum flammenden Harze und zur brennenden Fackel. Wenn der alles erstarrende Winterfrost auf die Pflanzenwelt einstürmt, um die Blüten zu knicken, die Blätter zu vernichten, das Lebensgrün zu verwischen und alles mit seinem weißen Todeskleide zu überziehen, dann grünst du fort und fort, inmitten von Schnee und Eis. Dein grünes Nadelkleid ist ein rechtes Hoffnungsgrün, wie ein Gnadenbrief des allgütigen Vaters im Himmel, der auch den kalten Gürtel der Erde mit seiner Liebe umfaßt und das Leben vor der Erstarrung schützt."

Daher schlägt auch das Herz des Deutschen dem zwar düstern und ernsten, doch balsamisch duftenden Tannenwalde ebenso begeistert entgegen wie dem majestätischen Eichwalde. Besonders spricht das winterliche Grün der Tanne freundlich und herzgewinnend zu dem Menschen. Während die Eiche erst das Gemüt des Jünglings und Mannes entzückt, singen schon die Kinder: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, du kannst mir sehr gefallen!" Und gar gern lassen sich die Kinder die langen Winterabende durch Erzählungen und Märchen vom geputzten, lichterstrahlenden Tannenbaum verkürzen.

Digitized by Google

Schon bei unsern germanischen Vorfahren stand die Tanne in Ehren. Einem besonderen Gotte, wie bei den Griechen dem Meeresgott Poseidon, scheint sie nicht geweiht gewesen zu sein; trotzdem hielt man vorzugsweise in solchen Gegenden, in denen die Eiche fehlte, besonders schöne und große Tannen für den Wohnsitz der Götter. Gleich den heiligen Eichen galten dieselben für gefeit und gebannt, und als später die christlichen Sendboten dieselben umhauen wollten, widersetzten sich die Alten dem ebenso, wie dem Fällen der sogenannten Donnereichen. So stand zu Ettenheimsmünster eine uralte Tanne. Als der heilige Tandolin sie gefällt und aus dem Holze derselben ein Kreuz gezimmert hatte, wurde er von den Heiden für diesen Frevel erschlagen. Ähnliches erlebte der heilige Martin bei der Christianisierung Schwedens. Als er einst mit seinen Anhängern einen Götzentempel niederriß, ließen die Heiden dasselbe ruhig geschehen, als er aber seine Axt an die daneben stehende Tanne legte, widersetzte sich das Volk mit aller Kraft.

Manche Sage umschwebt die Tanne. Ihre quirlförmig stehenden Zweige bilden lauter kleine Kreuze. Dieselben sollen entstanden sein, weil das Kreuz des Herrn aus dem Holze einer Tanne gefertigt sein soll. Das immergrüne Kleid der Tanne hat in der Sage eine zweifache Erklärung gefunden. Nach der einen Sage ist es die Wirkung und Folge des Blutes Christi, welches an dem Stamme des Kreuzes niedergeflossen ist; nach der andern ging der Herr einst bei Regen durch den Wald und suchte unter verschiedenen Bäumen Schutz; doch alle hatten ihre Zweige und Blätter gesenkt und ließen Regen auf ihn niederträufeln; nur die Tanne breitete schützend ihre Zweige über ihm aus. Zum Lohn ließ der Herr von nun an ihr Laub im Winter und Sommer fröhlich grünen. Aus diesem Grunde ist uns auch die Tanne ein Sinnbild der Hoffnung und Beständigkeit.

Auch die echtdeutsche Sitte, die Tanne als Weihnachtsbaum zu benutzen, findet ihre Erklärung in dem Grünen dieses Baumes zur Winterzeit. Sie bildet den schönsten Schmuck des deutschen Christfestes, und ist schon Monate vorher der Gegenstand der Sehnsucht der seligen Kinderschar; und doch ist sie erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit so zu sagen Nationaleigen tum geworden. Heutzutage ist der Weihnachtsbaum ein Abzeichen deutscher Abstammung und Gesinnung und begleitet unsere Volksgenossen über Gebirge und Meere und zeugt in fernen Weltteilen von deutschem Gemüt und deutscher Geistestiefe. Im Anfange des 19. Jahrhunderts war er nur wenigen Deutschen bekannt; erst die gegen die nüchterne Verständigkeit des Rationalismus reagierende Vertiefung des religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen beförderte seine Ausbreitung. Es fehlt noch an Untersuchungen über sein erstes Auftreten und seine ältere Verbreitung. Das protestantische Norddeutschland hegt ihn seit geraumer Zeit in seinen Städten, aber dem niederdeutschen Bauer in der Provinz Preußen, in Pommern, Mecklenburg, Holstein u. s. w. war er noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts fast unbekannt.

Noch an eine andere, tief in unser Volksleben eingedrungene Sitte erinnert die Tanne. Es ist eine allgemein verbreitete Sitte, beim Richten eines Hauses einen Mai- oder Tannenbaum auf den Giebel desselben zu nageln. Aus der Gegend von Osnabrück wird diese Sitte in folgender Weise geschildert: „Wenn der Hausgiebel aufgerichtet ist, folgt die feierliche Umführung des Kranzes, die Befestigung am Giebel und der Meisterspruch. Die Gesellen haben nämlich den Nachbarstöchtern und Mägden einen hübschen Tannenbaum übergeben und diese ihn mit Schnüren von bunten Eiern, Bändern und Fähnchen stattlich ausgeschmückt. Seine Hauptzierde bildet ein Kranz, der auf vier kreuzweise gebundenen und im Baume befestigten Stäben ruht. Wenn nun die Haushebung vollendet, und dieses durch weithin schallendes Kettengerassel von dem Boden des neuen Hauses der Gesellschaft angezeigt ist, gehen die Gesellen hin, fordern den Kranz von den Mädchen und einen mit dem Trinkgelde gefüllten Krug von dem Bauherrn. Nachdem die Mädchen die Mützen der Zimmergesellen ebenfalls mit grünen Tannensträußen geschmückt haben, bewegt sich der festliche Zug mit einem Musikcorps und dem von den Kranzjungfern getragenen Kranze

Digitized by Google

voran, welchem zunächst der Zimmermeister mit voller Flasche in der Hand und zuletzt alle bei der Haushebung beschäftigten Personen folgen, über die Straße des Dorfes. Der Zimmermeister teilt fleißig den Umstehenden von dem Inhalte seiner Flasche mit. Sobald der lärmende Zug nach dem neuen Hause zurückgekehrt ist, wird der Kranz oben am vorderen Giebel desselben befestigt und der Altgesell steigt mit dem mit Geld und Bier gefüllten Kruge hinan und hält die Meisterrede."

„Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zu oberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll er weihn,
Daß nichts Unseligs komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, deckt und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus."

L. Uhland.

Die geschmückte Tanne oder wie es in vielen Gegenden nur noch Sitte ist, der geschmückte Kranz sollen von dem neu erbauten Hause Blitz und Sturm fern halten, und das Haus bis auf Kindeskind grünend und blühend erhalten. Die Richttanne stellt den Genius des Wachstums dar, der als guter Hausgeist allezeit über der neuen Wohnstätte walten möge.

Im Drömling tragen die Brautjungfern auf dem Wege nach der Kirche dem Brautpaare brennende Lichter auf jungen Tannen voran; und im Wendlande schreiten die Kranzjungfern während der Ehrentänze der Neuvermählten denselben mit brennenden Kerzen geschmückten Tannen vorauf.

Auch in diesen beiden Gebräuchen soll in der grünenden und mit Lichtern gezierten Tanne der Wunsch Ausdruck finden, das Leben des jungen Ehepaares möge vom Glücke begünstigt sein und grünen und leuchten.

Die Tanne.

I.

Auf des Berges hoher Spitze
Steht die Tanne schlank und grün,
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn;

Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie, die vogelschnellen,
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwang're Nadelkissen. —

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Tiere,
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Menschen fern; — nur Rotwildstapfen
Auf dem moosbewachsenen Boden!
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen,
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgentau behängen!

O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immer grün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

F. Freiligrath.

Digitized by Google

II.

Tanne, Tanne, o du kühne,
Prangest hehr in ew'ger Grüne.
Ob des Waldes Blätter fallen,
Totenbleich im Wind verwallen:
Dich im Winter wie im Lenze
Schmücken frische Lebenskränze.
Sag', was gibt dir solche Tugend
Immergrüner Kraft und Jugend?

„Ich bin jener Baum gewesen,
Welchen Gott der Herr erlesen
Seinem Sohn zum Kreuzesstamme,
Zum Altar dem Gotteslamme.
Weil ich diese Frucht getragen,
Darf an mich kein Tod sich wagen.
Herbsthauch kann mich nicht entfärben,
Winterfrost mich nicht verderben:
Denn mich hat das Blut getränket,
Welches ew'ges Leben schenket."

Tanne, Tanne, deine Kunde
Macht, daß mir das Herz gesunde.
Deine Kreuzesfahne walle
Einst auf meines Grabes Walle,
Laß den bleichen Tod erkennen:
Hier ist nichts, was sein zu nennen!
Weil ich Christi Blut genossen,
Werd' ich, nun dem Staub entsprossen,
Wachsen aus der Nacht der Grüfte
In die lichten Himmelslüfte
Und in unverwelkter Krone
Prangen vor dem Gottessohne.

Ferd. Bäßler.

Die Fichte.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh';
Ihn schläfert, — mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

H. Heine.

Die Lärchentanne.

Unter allen Verwandten allein verlierst du im Winter,
Lärche, die Zierde des Haars; aber im Frühling sodann
Grünen dir hell vor den andern auch die gebüschelten Ringe
Deiner Nadeln, die zart wie zur Guirlande sich reih'n.
Zwischen dem schimmernden Grün der neu aufsprossenden Büschel
Glänzet der rote Karmin blühender Zäpfchen hindurch,
Und von der Sonne bestrahlt, gewährst du so wonnigen Anblick,
Daß mit besonderer Lust flieget der Stieglitz zu dir.
Und das Lied, das er singt, hoch oben im äußersten Wipfel,
Schmettert so lustig und hell prasselnd im Sonnenschein,
Fast wie ein Freudenfeuer erklingt mit lustigem Knistern,
Welches zur Frühlingszeit flackert auf grünem Gezweig.

W. Osterwald.

Der Baumstamm — ein Stammbaum.

Geh ich an einer Schneidemühle vorüber, wo die kräftigen Säulen des Waldes zum Schlachten hingeschleift sind, so kann ich gar nicht anders, ich muß die unteren Abschnittsflächen einiger Stämme ansehen, um auf ihnen die Geschichte des Gefällten zu lesen. Da nun ein Baum keine einzelne Pflanze, wie ein Hund ein einzelnes Tier ist, sondern ein hundertjähriger Staat, der zum Fallen kam, so ist mir sein Baumstamm immer sein Stammbaum.

Das ist er freilich nur dann, wenn ich die hieroglyphischen Ringe seiner Abschnittsfläche zu deuten verstehe.

Seht, hier liegt ein schlanker Fichtenstamm, der auf dem Abschnitte von beträchtlichem Durchmesser nur 40 Jahresringe zählt. Einer ist so breit wie der andere, und jeder bildet um die übrigen einen schönen, regelmäßigen Reif. Du hast 40 behagliche Jahre durchlebt; du Schlanker, an Jahren fast noch ein Baumjüng-

Digitized by Google

ling! du standest auf nahrhaftem Boden im Kreise zahlreicher Genossen, und eure Wipfeläste verschränkten sich zum schattenden Dache.

Dein Leben war geschirmt vor der Wucht des Sturmes, die häßlichen Borkenkäfer zehrten nicht an deinem Lebensmarke, und deiner Wurzel fehlte nie das erquickende Naß. Das alles sagen mir die breiten, gleichen Jahresringe deines Innern. Daß du nicht einsam standest, sondern im dichten Schluß — wie der Förster sagt — mit deinen Brüdern, das sehe ich aus der Glätte und Astlosigkeit deines Schaftes, der nur oben einen kurzen Kronenwipfel quirlförmiger Äste hatte.

Jetzt komme ich zu dir, alter Knabe, aus dem edlen Geschlechte der langnadeligen Kiefern. Du hast ein bewegteres Leben geführt. Ich zähle über 200 Jahre, darunter Jahre des Hungers und Jahre des üppigsten Genusses. Ich sehe deutlich, daß du im dürren Jahre 1842 auch Mangel littest, denn dein Ring von jenem Jahre ist sehr, sehr ärmlich. Du hast dich dein Leben lang viel umgeschaut. Standest du auf einer Feldkuppe als treuer Hüter der Ernte, oder auf kahlem Felsrande? Frei standest du — denn schon unten sehe ich die Stellen, wo die starken Äste abgehauen sind, — und zuletzt auch einsam, nachdem du fast 200 Jahre einen treuen Gefährten dicht an deiner Seite hattest. Vor acht Jahren riß man ihn von dir. Hat es der Sturm gethan oder die Axt deines Herrn? Seitdem standst du ganz allein und streckte st deine knorrigen Äste hinaus in die warme Maienluft, die mit deinen Nadeln koste, wie in den rauhen Nord, der deine Krone durchwühlte. Als dir der Nahrungssaft kärglich zufloß, kamen wahrscheinlich auch die Schnitter bangen Herzens auf ihren Acker, denn die Halme waren dünn und die Ähren klein. Die alten Wirtschaftsbücher jenes Gutes, auf dessen Fluren du standest, würden ohne Zweifel ebenso sprechen, wie diese kümmerlichen Jahresringe deines Holzes. Oder war es der häßliche Vielfraß, die Kiefernraupe, welche deine Nadeln fraß und also dich der schaffenden Hände beraubte, welche die Jahresringe bereiten? Willst du wissen, wer mir es sagte, daß du vor acht Jahren deinen alten, treuen Gefährten verloren hast, der seine Wurzel mit der deinigen verflocht? ja daß du überhaupt einen solchen hattest? Du selbst hast mir's gesagt. Deine letzten acht Jahresringe sind zwar schwach, denn du bist alt geworden, und es strömt nicht mehr üppig schaffendes Leben in deinem Leibe, aber sie sind ringsherum von gleicher Breite. Alle übrigen jedoch sind nach der einen Seite hin viel schmaler, als nach der andern, wodurch dein Mark sehr weit seitlich liegt. An dieser Seite stand dein Nachbar, der dich hinderte, ringsherum gleichmäßig anzubauen. Als er beseitigt war, hinderte dich nichts mehr daran.

Seht, ihr mächtigen Stämme, so gibt mir jeder von euch seine Geschichte zu lesen, so seid ihr mir die Stammbäume eures Geschlechts.

E. Roßmäßler.

10. Die Eibe.

Der Name Eibe ist ein sehr altes Wort, welches schon im Angelsächsischen als iv, im Althochdeutschen als iwa und im Mittelhochdeutschen als iwe vorkommt. Das angelsächsische iv ist zugleich der Name für Epheu, und da beide Gewächse Sommer und Winter ihr grünes Kleid behalten, so ist die Annahme wohl richtig, daß die Eibe den Namen von ihrem grünen Blätterschmuck erhalten hat.

Trotzdem die Eibe ein echt deutscher Waldbaum, ist sie doch in der Gegenwart wegen ihres seltenen Vorkommens fast nur dem Förster, Botaniker und Gärtner bekannt. Mit Recht sagt man daher von ihr, sie sei ein Einsiedler unter unsern Nadelbäumen. Früher war das Gegenteil der Fall. Julius Cäsar erzählt in seinen Berichten, daß zu seiner Zeit die Eibe in Germanien in großer Menge gewachsen sei. Auch manche Ortschaften und Forstreviere haben aus jener Zeit, in der die Eibe noch massenhaft bei uns wuchs, ihre Namen, z. B. Eibenstock, Ibenhagener Forstrevier in Thüringen, Ibenforster Revier am Kurischen Haff u. a. m. In ganz alten Häusern im Pleßwalde findet man noch Balken von 9½ m Länge aus Eibenholz. Der Grund,

Digitized by Google

weshalb man heute die Eibe so selten antrifft, liegt in ihrem ungemein langsamen Wachstum. Die alten Forsten sind abgeholzt, und statt der langsam wachsenden Eibe sind Holzarten angepflanzt, die schneller einen Nutzen liefern. In den ersten Jahren wächst nämlich die Eibe höchstens jährlich 3 cm. Ein sechsjähriges Bäumchen ist kaum eine Hand hoch. Vom sechsten Jahre an ist zwar ihr Wachstum etwas schneller, doch im Vergleich mit andern Bäumen sehr langsam. Hundertjährige Bäume sind circa 8 m hoch und 20 cm dick. Bei Bäumen von 0,35 m Durchmesser rechnet man auf ein Alter von 200 Jahren, bei einem Durchmesser von 0,75 m auf 4—500 Jahre.

Die Eibe erreicht ein bedeutendes Alter. Als seiner Zeit die Axt die deutschen Wälder lichtete, sind einige Taxusbäume dem Lose der Brüder entgangen und als stumme Zeugen jener Zeit auf uns gekommen. Die ältesten und stärksten Bäume trifft man in England. Auf dem Kirchhofe Crow-hurst in der Grafschaft Surrey steht eine Eibe, deren Alter man auf 1400 Jahre taxiert. In der Abtei Fontaine in Yorkshire befindet sich eine Eibe, die schon 1133 wegen ihres Alters und ihrer Größe berühmt war. Man schätzt ihr Alter auf 1200 Jahre. Das Alter einer Eibe zu Derbyshire schätzt man sogar auf mehr als 2000 Jahre. Auch in Deutschland findet man noch alte Taxusbäume, z. B. in Pommern und Mähren, desgleichen sind im Bodethal einige recht alte Eiben erhalten worden.

In früherer Zeit spielte die Eibe in mancher Beziehung eine große Rolle. Wegen der dunkelgrünen Färbung der Nadeln, welche dem Baume ein düsteres Aussehen verleihen, dichtete man demselben unheilvolle, wunderbare Kräfte an. Man hielt das Schlafen im Schatten desselben für gefährlich. Der römische Naturforscher Plinius berichtet sogar, daß die Ausdünstung der Eibe zur Blütezeit den Tod in ihrer Umgebung verbreite. Selbst der Rauch des Holzes sollte Katzen töten. Bei Trauerfällen trugen die alten Griechen von diesem düstern Baum Kränze im Haare, und die Furien hielten Fackeln von Eibenholz in der Hand. Die Dichter der Alten versetzten den Eibenbaum in die dunkeln Schatten der Unterwelt, und im innern Heiligtume von Eleusis bekränzten sich die Priester mit Taxuszweigen und Myrten.

Auch bei den alten Germanen stand die Eibe in Ansehen. Nach der Edda war der Markt der Götterstadt Asgard mit Eiben bepflanzt. Der zähe Eibenzweig lieferte den Bügel ihrer Bogen, wie auch der Bogen ihres Jagdgottes Uller aus Eibenholz gefertigt war. Die Gallier sollen mit dem Saft dieses Baumes ihre Pfeile vergiftet haben. Mag der Baum früher so giftig gewesen sein, in der Gegenwart ist sein Saft nicht lebensgefährlich für den Menschen, obgleich die Eibenzweige nach mehrfachen Erfahrungen für Kühe, Schafe und Pferde tötlich sind. Das Wild berührt die Eibe nicht.

In den Gartenanlagen Ludwig XIV. war die Eibe ein fast unentbehrliches Gewächs. Sie verträgt nämlich fortgesetztes Beschneiden, da sie aus altem Holze wieder ausschlägt, und sich auf diese Weise voll erhält. Man zog damals, dem Geschmacke jener Zeit entsprechend, aus der Eibe Hecken mit Fenstern und Türmen, und gab den einzelnen Sträuchern die Gestalt von Tieren, Kugeln u. s. w. Heute findet man den Baum nur hin und wieder in Garten- und Parkanlagen.

Alte Eibenbäume.

Ein Eibenbaum, der Stolz des Lortonthals,
Bis diesen Tag steht einsam er, inmitten
Des eignen Dunkels, wie er vormals stand,
Als er den Scharen Umfraville's und Percy's,
Eh' sie nach Schottlands Heiden gingen, willig
Geschosse reichte; oder jenen, die
Das Meer durchkreuzten, und bei Azincourt,
Vielleicht auch früher noch bei Poitiers
Und Crecy, dumpf die Bogen tönen ließen.
Von weitem Umfang und von tiefem Dunkel
Ist dieser Siedler: ein lebendig Wesen.
Langsam geworden — niemals zu vergehen:
Zu herrlich von Gestalt und Anblick, je
Zerstört zu werden! — Aber würd'ger noch
Des Merkens jene brüderlichen vier
Im Borrowthal, die da verbunden sind
Zu einem weiten, feierlichen Hain!
Gewalt'ge Stämme! jeder Stamm bewachsen
Mit dichtverflochtnen schlangenart'gen Fasern,

Digitized by Google

Die, durch die Zeit ein untrennbar Geweb,
Ihn eng umstricken; — finster schauen sie
Dem Ungeweihten: ein gesäulter Schatten,
Auf des grasloſem, rötlich braunem Boden
(Ihn färbt der Abfall des verkümmernden
Laubwerks ewig), unter dessen dunkelm,
Wie für ein Fest mit freudeloſen Beeren
Bedecktem Zweigdach um die Mittagsstunde
Gespenstische Gestalten weilen mögen:
Schweigen und Vorschau; Furcht und Hoffnung auch,
Die zitternde; Tod das Skelett, und Zeit
Der Schatten — dort, gleichwie in einem Tempel,
Den die Natur erhob, den moos'ge Steine
In wüster Reih', Altären gleich, bedecken,
Vereinte Feier zu begehen, oder
In stummer Ruh' zu liegen und den Sturz
Der Wasser des Gebirgs zu horchen, die
Aus Glaramara's tiefsten Höhlen murmeln.

William Wordsworth. (Übersetzt von F. Freiligrath.)

11. Der Wacholder.

Der Name Wacholder ist altdeutschen Ursprungs. Er ist zusammengesetzt aus wach, welches in der allgemeinsten und ältesten Bedeutung lebendig, munter heißt, und aus der oder ter = Baum, Strauch; das ol dazwischen ist Ableitungsendung. Demnach bedeutet Wacholder einen immer lebendigen oder immer grünen Baum. In der That mußte dieser Strauch durch sein selbst zur Winterzeit frisches Aussehen in die Augen fallen, zumal da er auf der Heide und in anderen öden Gegenden, welche die Natur nur spärlich mit frischem Grün geschmückt hat, zu der toten Umgebung einen wohlthuenden Kontrast bildet. Dazu kommt noch, daß Holz, Blätter und Früchte von einem angenehmen Dufte durchdrungen sind. Es kann uns deshalb nicht Wunder nehmen, wenn der Wacholderstrauch sich der Liebe unserer Vorfahren in ganz besonders hohem Grade erfreute. Selbst noch heutigen Tages stehen die beerenartigen Früchte dieses Strauches bei dem Volke als unentbehrliches Hausmittel bei den verschiedensten Zufällen in hohem Ansehen. Früher trug dieser Strauch im Munde des Volkes die verschiedensten Namen, z. B. Frau Kranewitt, Frau Karwedel, Frau Kaddig u. a. Im niedersächsischen Plattdeutsch führt er den Namen „Machandelbom".

Bei den alten Germanen gehörte der Wacholder zu den geheiligten Hölzern, die bei der Verbrennung der Toten und beim Opfern verwandt wurden; mehrfach hat man auf den Begräbnisplätzen der alten Germanen Kohlen von Wacholderholz vorgefunden. Als später das Christentum das Heidentum verdrängte, gebrauchten die Priester die Wacholderbeeren zum Räuchern bei der Messe; hierin ist der Grund zu suchen, daß die Wacholderbeeren in Westfalen noch heute im Munde des Volkes den Namen „Weheckeln", d. i. Weihbeeren, führen. Auch in den Marienkultus ist der Wacholder aufgenommen, man setzt in manchen Gegenden der heiligen Maria einen immer grünen Kranz von Wacholderzweigen auf, um dadurch ihre Ewigkeit anzudeuten.

Es gibt nur wenige Pflanzen, die sich so wie der Wacholder rühmen können, in dem Rufe gestanden zu haben, gegen ein wahres Heer von Krankheiten helfen zu können. Litt z. B. jemand an den Pocken, so tauchte er einen Saphir in Wacholderöl und zog um die Pocken einen Kreis, hierdurch sollte das Pockengift auf diesen kleinen Kreis beschränkt sein. Auch Leichdorne und Warzen glaubte man mit Hilfe des Wacholders vertreiben zu können. Wollte man Warzen vertreiben, so ging man unter Mittag nach einem Wacholder, schnitt drei kleine Zweige ab, legte dieselben auf die Erde und beschwerte jeden Zweig mit drei Kieselsteinen. So wie die Zweige verdorrten, sollten auch die Warzen verschwinden. Um Hühneraugen zu vertreiben, brauchte man die Zweige an dem Strauche nur zu knicken, so daß sie vertrockneten. Wenn kleine Kinder kränkelten, so steckten die Eltern Wolle und Brot in den Wacholderbusch einer andern Feldflur und sprachen dabei:

„Ihr Hollen und Hollinnen,
Hier bring ich euch was zu spinnen

Digitized by Google

Und zu essen.
Ihr sollt spinnen und essen
Und meines Kindes vergessen!"

Man ging hierbei von der Ansicht aus, daß in einem Wacholderbusch die Kobolde und Geister wohnten, die das Kind quälten. Auch gegen böse Geister und Hexen schützte der Wacholder. Der Fuhrmann wählte zum Peitschenstiel gern einen Wacholderstock, damit niemand die Pferde festbannen könne; die Bauersfrau nahm zum Buttern am liebsten einen Wacholderstab, und der Bauer rauchte mit Vorliebe aus einer Pfeife vom Wacholderholze.

Man schrieb dem Wacholder sogar die Macht zu, Diebe zwingen zu können, das Gestohlene wieder zurück zu bringen. Zu diesem Zwecke ging man vor Sonnenaufgang zu einem Wacholder, bog seine Zweige mit der linken Hand nach Osten hin bis auf die Erde nieder und legte einen Stein darauf, damit sie nicht wieder emporschnellten. Dann sprach man: „Wacholderstrauch, ich thu dich bücken und drücken, bis der Dieb dem N. N. sein gestohlenes Gut wiedergebracht hat." Sobald der Dieb das fremde Gut dem Eigentümer zurückgegeben hatte, mußte man den Stein genau wieder dahin legen, woher man ihn genommen hatte.

Ganz eigen war der Glaube, daß ein auf seiner Reise ermüdeter Wanderer nur kurze Zeit unter einem Wacholderstrauche zu schlafen brauche, um mit neuen Kräften wieder aufzuwachen. Aus diesem Grunde übersetzt Luther I. Könige 19, 4, 5. ein Wort, welches eigentlich eine auf dem Horeb wachsende Ginsterart bezeichnet, mit Wacholder. „Elias setzte sich und schlief unter einem Wacholder."

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der Wacholder ein Beispiel dazu liefert, wie einige Pflanzen einen gewissen Freundschaftsbund mit einander schließen. Es haben nämlich die Hainbuche und der Wacholder eine so große Neigung zu einander, daß die Hainbuche stirbt, wenn man ihr den freundlichen Nachbar, der lange Zeit neben ihr gestanden, nimmt.

Unter dem Wacholder.

Es ist genug! nimm meine Seele, Herr,
Ich bin ja besser nicht als meine Väter.
Da liegt dein Kreuz! Es wird mir allzuschwer,
Zu sterben ist mein einziges Begehr.
Nimm, wen du willst, zum Prediger und Beter!
So saß ich grollend im Wacholderstrauche,
Gesenkten Haupts und schloß das müde Auge.

Da stand der Herr, und einen Schleier zog
Vor meinen Augen er vom Erdenthale:
Da sah ich über siebentausend noch,
Die standen aufrecht unter Christi Joch,
In Händ' und Füßen seine Nägelmale.
Und einen andern Schleier von den Höhen
Des Himmels zog der Herr und hieß mich sehen.

Und, was ich sah, das rauschte wie ein Meer,
Wie Gold und Silber funkelten die Wogen.
Um seine Ufer aber — welch ein Heer:
Auf Harfen spielten sie Jehovahs Ehr',
Mit weißen Kleidern prächtig angezogen.
Sie sangen, daß die Himmelspforten klangen:
Gelobt sei Gott, das Erste ist vergangen.

Es ist genug! nun gib mir, lieber Herr,
Was ich dir gab, gib mir die Seele wieder!
Gib her dein Kreuz! Es ist mir nicht zu schwer,
Der Tod ist nicht mein einzig Sehnen mehr,
Gestärkt vom Schlafe fühl' ich Haupt und Glieder.
Im Traume sprach ich's nach und beim Erwachen
Sah Gottes Wort ich vor mir aufgeschlagen.

Da stand geschrieben: Kind, dein Gott bin ich,
Ich will dir deinen Weg zum Wandeln weisen,
Mit meinen beiden Augen leit' ich dich,
Gottlose werden fallen, hoffe du auf mich,
So sollst du meine Güte seh'n und preisen.
Ich sah empor: Da glänzten alle Hügel
Im Morgenrot und rauschten Adlerflügel.

Martin (M. Lange).

Digitized by Google

12. Der Weißdorn.

Dieser schöne Frühlingsstrauch, dessen Name keiner weiteren Erklärung bedarf, stand in früherer Zeit in weit höherem Ansehen als in der Gegenwart, in der er nur als Hecken- oder Ziersträuch Verwendung findet.

Bei den alten Griechen war der Weißdorn das Sinnbild ehelicher Vereinigung, Liebe und Treue; seine Blüten brachten Glück. Am Hochzeitstage trugen die Brautleute Weißdornzweige in den Händen, und mit brennenden Fackeln aus Weißdornholz führte man das junge Ehepaar nach dem Hausaltar, an dem sie das Gelübde der Treue und Liebe nochmals erneuerten. Noch heute soll in Griechenland die Sitte herrschen, die Braut und den Traualtar mit Weißdornblüten zu schmücken. Auch bei den alten Römern herrschte ein ähnlicher Brauch. Das Hochzeitshaus wurde mit Weißdornzweigen bekränzt, und junge Mädchen überreichten der Braut einen mit Weißdornblüten gefüllten Korb, welche das junge Ehepaar vor jedem Ungemach schützen sollten.

In Frankreich steht der Weißdorn bei dem Volke seit langer Zeit in hohem Ansehen. Er hat den Namen „noble épine". Man war nämlich der Meinung, die Marterkrone des Herrn sei aus Weißdornzweigen geflochten. Auch herrscht hier bei den Landleuten der Aberglaube, der Weißdorn gebe in der Nacht vom grünen Donnerstage zum stillen Freitage Klagelaute von sich, um alle Jahre von neuem die Christenheit an den Tod des Herrn zu erinnern. Ferner wird erzählt, daß man nach dem furchtbaren Blutbade in der St. Bartholemäusnacht auf einem Pariser Kirchhofe einen Weißdorn habe plötzlich in voller Blüte stehen sehen. Beide Parteien sahen hierin ein günstiges Zeichen für sich, während die Katholiken in demselben eine göttliche Sanctionierung ihres tückischen Verrats erblickten, erklärten die Hugenotten, der Strauch blühe zu Ehren der unschuldigen protestantischen Opfer.

In England spielte der Weißdorn eine nicht minder wichtige Rolle. Er hatte den Ruf eines heiligen Baumes. Nach uralten Sagen soll er aus dem Blitze entstanden sein und infolgedessen heiliges Feuer in seinen Zweigen bewahren. Eine besondere Art des Weißdorns, die nur in England wächst, soll mitten im Winter blühen. Eine Sage erklärt diese Naturmerkwürdigkeit auf folgende Weise: Einst kam der heilige Joseph von Arimathia mit einigen Begleitern nach England, um hier das Evangelium zu verkündigen. Um den Heiden einen Beweis seiner göttlichen Mission zu geben, steckte er seinen dürren Weißdornstab in die Erde, der sich sogleich mit Zweigen, Blättern und Blüten schmückte. Es war gerade der Weihnachtstag, an dem dies Wunder geschah, und zur Erinnerung hieran blüht dieser Strauch alle Jahre zur Winterzeit. Jene Weißdornsträucher, die jetzt noch ihre naturwidrige Blütezeit im Winter haben, sollen Nachkommen dieses berühmten Strauches sein.

Auch in Deutschland schreibt der Aberglaube dem Weißdorn manche geheime Kraft zu. Gleich den ersten drei Weißdornblüten gegen das Fieber. Zwischen dem Weißdorn und dem Schwarzdorn oder der Schlehe soll eine so große Feindschaft herrschen, daß, wenn beide neben einander gepflanzt werden, der Schwarzdorn stets verdorren muß. Da nun der Schwarzdorn häufig zu bösem Zauber verwandt wurde, ging die Meinung, man könne solchen Zauber durch Weißdornzweige leicht aufheben.

Weißdornbüschlein.

Helles Büschlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Sommerlüfte und Sonnenschein
Mögen dich treulich behüten.

Wie so stille in deinem Schoß
Zwischen der Dornen Spitzen
Neu geboren, im weichen Moos
Schlafende Vöglein sitzen.

Nacktes Häuflein, in Schlummer und Traum!
Leben so zärtlich gewoben!
Hüpfender Atem, keimender Flaum!
Köpfchen so bittend erhoben!

Öffnet euch leise und duftet lind
Wonneheimliche Zweige,
Daß mit klopfendem Herz mein Kind
Wundernd hinab sich neige.

Digitized by Google

Dann ums Büschlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Lagert euch, Lüfte und Sonnenschein,
Es zu beschützen, zu hüten! J. G. Fischer

Der Dornstrauch.

In den Dornstrauch schlägt kein Blitz,
Wenn es donnert und gewittert,
Unter ihm ist sichrer Sitz,
Wenn die Eiche jäh zersplittert.

Frageſt nach dem Grunde du?
Laß dir's von den Alten sagen;
Aus der Vorzeit tönt dir's zu,
Aus der Kirche frömmern Tagen.

Höre, jenen lag's nicht fern,
Daß sie also folgern mochten:
„Darum, weil die Kron' dem Herrn
Einst sie von den Dornen flochten." K. Pöls.

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästinas Strand.

Daselbst er einstmals ritt
Durch einen frischen Wald:
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeresflut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt',
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Besucht es jedes Jahr,
Erfreute dran den Mut,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und blaß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land. L. Uhland.

Die Fabel Jotams.

(Richter 9, 8—15.)

1. a) Es gingen hin
Die Bäume,
Zu salben über sich
Einen König.
Sie sprachen zum Ölbaum:
„Sei König über uns!"
Sprach der Ölbaum zu ihnen:
„Sollt' ich lassen mein Fett,
Das da preisen an mir
Götter und Menschen,
Und hingehn, zu schweben
Über den Bäumen?"

1. b) Da sprachen die Bäume
Zum Feigenbaum:
„Wohlan du,
Sei König über uns!"
Da sprach zu ihnen
Der Feigenbaum:
„Wie? sollt' ich lassen
Meine Süßigkeit
Und meine Frucht,
Die köstliche,
Und hingehn, zu schweben
Über den Bäumen?"

2. a) Da gingen die Bäume
Zum Weinstock:
„Wohlan du,
Sei König über uns!"
Da sprach zu ihnen
Der Weinstock:
„Wie? sollt ich lassen
Meinen Most,
Der fröhlich machet
Götter und Menschen,
Und hingehn, zu schweben
Über den Bäumen?"

Digitized by Google

2. b) Da sprachen alle Bäume
Zum Dornstrauch:
„Wohlan du,
Sei König über uns!“
Und der Dornstrauch sprach
Zu den Bäumen:
„Ist es wahr, daß ihr
Mich salben wollt
Zum König über euch,
So vertraut euch meinem Schutz!
Wo nicht, so entsprühe
Dem Dornstrauch Feuer!“

Übersetzt von Dr. E. Meier.

Kreuzdorn.

Kreuzesdorn, so grün und frisch
Und voll Purpurblüten,
Schienst von fern wie hold Gebüsch,
An dem Rosen glühten.

Dorn! und thatest einst doch weh
Unserm Herrn, dem Guten,
Ließ'st die Stirn, die rein wie Schnee,
Durch die Stacheln bluten.

Dorn, das Blut hat dir geschafft
Mildes Rosenglühen,
Ja, sein Blut hat Wunderkraft,
Macht selbst Totes blühen.

W. Kritzinger.

13. Der Haselstrauch.

Wohl kaum ein zweiter Strauch hat eine solche Bedeutung im Volks- und Aberglauben aufzuweisen, als der Haselstrauch. Vielleicht waren es die eigentümlichen Blüten, die zu einer Zeit erscheinen, in der die übrige Pflanzenwelt noch im Winterschlafe liegt, die langen, glatten, rutenförmigen Zweige und die eigen verwahrten Früchte des Strauches, welche zu einer besondern Beachtung von seiten der Menschen anregten. Der Name Hasel scheint der Lautverschiebung gemäß mit der lateinischen Benennung corylus, dieses vielleicht für corynus = Keule, Kolbe, auch Kätzchen zu stimmen.

Schon zur Zeit des germanischen Heidentums fand die dem Donnergott Donar geweihte Hasel im Totenkultus Anwendung. Es wurden in den Händen alter Skelette, die man in Pommern und Franken ausgegraben, Haselnüsse gefunden, während andere Gräber Haselstäbe enthielten. Die Hasel war in jener Zeit das Symbol des Frühlings, des Lebens und der Unsterblichkeit. Ein langer Haselstock, auf welchen ein Pferdeschädel gesteckt, diente als Notstange. Als später das Christentum in Deutschland Eingang gefunden hatte, blieben im Volksleben noch eine Menge heidnischer Sitten und Gebräuche, die sich an die Hasel knüpften, als Reste der alten Religion zurück. Zum Schutz gegen das versammelte Volk wurden die alten Gerichtsstätten während eines Gerichtes durch Haselgerten abgegrenzt.

„Abgesteckt durch Haselgerten
War ein Ring mit rotem Faden,
Mehr geschützt vor Volkes Andrang
Als durch feste Eisenschranken,
Denn geheiligt war die Hegung.“

J. Wolff.

Im Schwarzwalde trugen die Hochzeitsleute eine Haselrute. Vor dem wütenden Heere Wodans, der wilden Jagd, schützte ein Haselstab, der mit einem Holunderzweige übers Kreuz gebunden war. Auch auf die Ernte war die Hasel von Einfluß, denn wenn man drei Kreuze von Haselzweigen auf den Boden einer Scheune legte, ehe die Frucht eingeerntet war, so war das Getreide vor allem Schaden gesichert. Der Landmann brachte Haselzweige in die Viehställe, um seinen Viehstand zu bessern.

Selbst gegen Blitz sollte der Haselzweig schützen, denn der Blitz durfte weder den Haselstrauch selber, noch den unter ihm Schutz Suchenden treffen. Es ging hierüber die Sage, daß die heilige Maria, als sie über das Gebirge ging, um ihre Freundin Elisabeth zu besuchen, unterwegs von einem heftigen Gewitter überrascht wurde. Ein Haselstrauch jedoch gewährte ihr den gewünschten Schutz. Seit dieser Zeit ist die Hasel vor dem Blitze sicher. In manchen Gegenden Tirols werden deshalb am Tage der Heimsuchung Mariä Haselzweige geschnitten, die dann zum Schutz gegen den Blitz vor

Digitized by Google

die Fenster oder auch in das Bett gesteckt werden. Auch legt man, um das Haus vor dem Blitz zu schützen, drei Haselzweige in das Gebälk des Hauses.

Eines ganz besonderen Rufes erfreute sich der Haselstrauch, auf dem eine Mistel wuchs. Unter einem solchen Strauche wohnte der Haselwurm. Darunter verstand man eine weiße Schlange von etwa 1 m Länge, die an Festtagen eine Krone trug und von solcher Kraft war, daß sie durch den dicksten Eichbaum fahren konnte. Wer in dem Besitze eines solchen Haselwurmes war, konnte sich glücklich schätzen, denn alle bösen Geister blieben ihm fern; er konnte sich unsichtbar machen und war unverwundbar; auch konnte er von niemandem gefangen genommen werden, denn mit Hilfe des Haselwurmes ging er durch verschlossene Thüren. Von einem 4 m langen Haselwurm erzählt man, daß er einst zwei Männer verzehrt habe.

Eine wunderbare Kraft schrieb man der Hasel in Beziehung auf Hiebe zu. Diese Kraft erstreckte sich soweit, daß man sogar einen Abwesenden mit einer Haselgerte durchprügeln konnte. Um dieses Kunststück zu bewerkstelligen, mußte man am Charfreitage vor Sonnenaufgang den Haselstock im Namen des dreieinigen Gottes stillschweigend, das Gesicht nach Osten gewendet, mit drei Schnitten abschneiden. Schlug man mit einem solchen Stocke irgend ein altes Kleidungsstück, über das man den Namen desjenigen, dem die Prügel zugedacht waren, aussprach, so empfand der Genannte, und wenn er auch noch so weit entfernt war, die Schmerzen der unsichtbaren Hiebe. Hierzu erzählt man folgende Geschichte: Einst begegneten mehrere Soldaten einem Hirten, der auf seinen Stab gelehnt, träumerisch in die Ferne schaute. Einer dieser Soldaten, ein übermütiger Bursche, aber geübter Schütze, zerschoß den Stab des Hirten, so daß dieser unter dem Hohngelächter der Zuschauenden zur Erde fiel. Der Hirte ertrug dies stillschweigend. Als sich aber die Soldaten entfernt hatten, zog er seinen Kittel aus und schlug denselben derbe mit seinem Haselstock durch. Eine Viertelstunde weit soll man das Geschrei des vor so kurzer Zeit noch so übermütigen Schützen gehört haben.

Die ohne Zweifel merkwürdigste Verwendung fand die Hasel als Wünschel- oder Zeigrute. Mit Hilfe einer solchen konnte man unterirdische Schätze, besonders Erzadern heben, Hexen bannen, Wasserquellen auffinden, Dieben und Mördern nachspüren und anderes mehr. Die Wünschelrute wird verschieden beschrieben; sie war entweder ein Gabelzweig oder ein einfacher, gerader Haselstab, der genau die dreifache Länge eines Zeigefingers haben mußte. Der Gabelzweig mußte so getragen werden, daß die beiden Enden mit den Händen gefaßt wurden, und daß die Verbindungsstelle der Zweige nach oben gerichtet war. Fand sich in der Erde der gesuchte Gegenstand, so schlug die Rute nach unten. Die gerade Wünschelrute ließ man beim Suchen auf dem Zeigefinger oder Daumen balancieren. Einjährige Triebe waren zu solchen Zeigeruten am geeignetsten, weil sie von ihrer geheimen Kraft durch den Einfluß der Witterung noch am wenigsten eingebüßt hatten. Das Schneiden solcher Rute geschah auf genau vorgeschriebene Weise. Sie durfte weder mit einem Messer, noch mit einem anderen metallenen Instrumente geschnitten, sondern mußte mit Hilfe eines scharfen Feuersteines losgetrennt werden. Die Lostrennung vom Stamm mußte rasch erfolgen, damit der Strauch nicht Zeit habe, die geheimnisvolle Kraft aus dem Zweige herauszuziehen. Auch der Tag, an dem die Wünschelrute geschnitten wurde, war nicht gleichgültig. Am liebsten wählte man dazu die Johannis-, Christ- oder Charfreitagsnacht, oder den Tag der heiligen drei Könige. Bei Neumond mußte sie gesucht und unter Hersagung gewisser Zaubersprüche vor Sonnenaufgang geschnitten werden. Der abergläubische Gebrauch solcher Wünschelruten hat sich lange im Volke erhalten. —

Zart mit purpurnen Fädchen erblüht schon im Winter der Nußstrauch;
Blattlos und dürr von Gestalt, hält er die Blätter geheim.
Langsam erzeugt er die Frucht nun, die süße, versteckt und verwahrt sie;
Darnach zur herbstlichen Lust gibt er den Kindern sie hin.
Hasel, du warst mir einst die verhaßteste unter den Stauden;
Aber nun seh ich's, fürwahr, hast es doch herzlich gemeint. Krummacher.

Digitized by Google

Inter folia fructus.

(Zwiſchen den Blättern die Frucht.)

Zwiſchen Blättern hängt die Frucht,
Dornen mußt du überwinden;
Wer mit Mühen ernſtlich ſucht,
Wird die rechten Früchte finden!

Ringe mutig denn zum Ziel! —
Echte Früchte ſind oft ſelten;
Blätter werden, noch ſo viel,
Nimmer mehr als Früchte gelten.

A. Hofmann v. Nauborn.

Frühling.

(Aus „Der wilde Jäger.")

Im Wald, dem eben noch ſo dunkeln,
Hebt nun ein Flimmern an, ein Glaſt
Und ein geheimnisvolles Funkeln
Als wie in einem Feenpalaſt.
Es treibt mit Macht und wächſt und quillt,
Die ſchlanke Buchenknoſpe ſchwillt,
Braunrötlich glänzen ihre Schuppen,
Das Junge möchte ſich entpuppen,
Aus eingeſchachtelten Gelenken
Sein zartbewimpert Fähnlein ſchwenken;
Denn andre blühen ſchon, bevor
Ein Blättchen zeigt ſein lauſchend Ohr.
Die Erle und die Haſelnuß,
Das ſind die erſten aus den Windeln,
Sie ſtrecken früh am jungen Schuß
Die locker aufgeſchoſſ'nen Spindeln.
Da hängen nun, zu drei und vier,
Die braunen und die gelben Kätzchen,
Und dicht am Reis, verborgen ſchier,
Am lauſchig wohlgeſchützten Plätzchen
Duckt ſich der Haſel Blütenweibchen
Und trägt auf ſeinem runden Leibchen
Gleich einem hochgebundnen Zopf
Blutroten Federbuſch am Schopf.
In blendend Linnen, klar wie Schnee,
Hüllt ſich der ſchwarze Dorn der Schleh,
Die Espe ſpinnt ſich weiche Seide
Zu langen Schwänzen, kraus gelockt,
Die Ulme blüht, und auch die Weide
Ihr wollig Silberſchäfchen flockt.
Nur Eiche iſt noch kahl und wirr,
Ihr knickig Sparrwerk und Geſchirr
Hält an dem äußerſten Geäſt
Ihr vorigjährig Herbſtlaub feſt,
Fahlgrau, verfärbt, verſchrumpft, zerknittert,
Zu zähem Leder ſchon verwittert.
Doch wenn auch ſie die Kronen ſpaltet
Und ihr gezacktes Blatt entfaltet,
Dann glänzt es in der Eichenkrone,
Als ob an jedem jungen Trieb
Mit grünlich goldnem Farbentone
Ein Frührotſchimmer haften blieb.
Und wo des Waldes Boden frei
Von welkem Laub und Nadelſtreu,
Webt ſich ein Teppich Zoll bei Zoll,
Natur nimmt gern den Pinſel voll,
Schattiert und malt ihr Frühlingskleid
Und ſchmückt ſich wie zum Tanz die Maid
Wer in das junge Grün ſo ſchaut,
In dichtes Gras und duftig Kraut
Auf einſam ſtillem Waldespfad,
Dem iſt's wie ein erquickend Bad,
Darein er tief die Blicke taucht
Und hierin läßt und dorthin ſchweifen,
Als wollt' er, weil ſein Herz ſie braucht,
Die Farbe mit den Augen greifen.
Da find't er, was er nicht geſucht,
Ein kleines blaues Wunder lugt
Verſtohlen aus dem Grün, ganz nah —
Ach! erſtes Veilchen, biſt du da?
Gegrüßt, gegrüßt, o Violett,
In deinem weichen Kräuterbett!
Ja blühe, fröhlich Märzenkind,
Und zürne nicht dem Dieb, dem Wind,
Der ſchmeichelnd, koſend dich umſpielt
Und mit dem Duft, den er dir ſtiehlt,
Die holden Schweſtern lockt hervor,
Den ganzen, bunten Blumenflor.
Hornköpfchen fängt den Reigen an
Mit Moſchuskraut und Bärentraube,
Steinſame, blauer Gundermann
Und Purpurneſſel dann, die taube,
Maiglöckchen, Himmelsſchlüſſelein,
Maßlieb, Windröschen blühn, die weißen,
Erdrauch, Singrün, Gedenkemein,
Goldmilz, und wie ſie alle heißen,
Die Erſtling' in dem vollen Kranz,
Womit der Wald ſich feſtlich gürtet,
Eh er die Spielleut' ruft zum Tanz
Und ſeine Gäſte reich bewirtet. — — —

J. Wolff.

Digitized by Google

14. Die Stechpalme.

Nach der Legende soll die Stechpalme von jenen Palmbäumen abstammen, von denen man bei dem Einzuge Christi die Zweige brach, die man auf den Weg streute. Als dann aber dasselbe jüdische Volk, welches erst kurz zuvor dem Herrn „Hosiana" zugejubelt hatte, „Kreuzige, kreuzige ihn!" schrie, erhielten die Blätter Dornen, welche zur steten Erinnerung auch für uns selbst im Winter an den immergrünen Blättern zu sehen sind. Wegen der Ähnlichkeit der Blätter mit denen der Eiche führt die Pflanze auch den Namen Stecheiche. Die Zweige sind in einigen Gegenden unter dem Namen „Pfuebusch" bekannt und werden gebraucht, um Mädchen und Frauen zu Fastnacht (Fastabend) mit den Worten: „Willst du gern geben!" auf die bloßen Hände und Arme zu schlagen (zu pfuen), bis sie sich zu einer kleinen Gabe verstehen.

Einige haben diese Pflanze für den feurigen Dornbusch gehalten, aus welchem Gott der Herr am Horeb zu Mose sprach. (II. Mose 3, 2.)

Die Stechpalme.

O Leser, hast du je betrachtet die
Stechpalme? — sieh
Ihr glattes Laub, wie eine weise Hand
Es zum Gewand
Dem Baume gab, so innig, daß daran
Des Atheisten Klugheit scheitern kann.

Denn unten, wie ein Zaun von Dornen, starrt
Es scharf und hart;
Kein weidend Vieh durch diesen spitzen Saum
Verletzt den Baum.
Doch oben, wo die Rinde nichts befährt,
Wird stachellos das Laub und unbewehrt.

Dies ist ein Ding, wie ich's betrachten mag;
Gern denk' ich nach
Des Baumes Weisheit, seiner Blätter Zier
Reicht willig mir
Ein Sinnbild für ein Lied, das lange Zeit
Nach mir vielleicht noch nutzt und euch erfreut.

So schein ich draußen auch zuweilen rauh
Und herbe; schau
Ich finster auch, wenn mich am stillen Herd
Ein Lust'ger stört,
Doch streb' ich, daß ich Freunden gut und treu,
Sanft, wie das Laub, hoch auf der Stechpalm' sei.

Und heg ich jung, wie wohl die Jugend thut,
Auch Übermut
Und Trotz, doch schaff' ich, daß ich jeden Tag
Sie mindern mag:
Bis ich im hohen Alter mild von Sinn;
Gleich dieses Baumes hohen Blättern bin.

Und wie, wenn alle Sommerbäume grün
Da stehen und blühn,
Die Blätter dieses einz'gen Baumes nie
So glüh'n, wie sie,
Doch spät im öden Winter uns allein
Mit ihrem dunklen Immergrün erfreun:

So auch in meinen Jugendtagen will
Ich ernst und still
Im Kreis der Jugend sein, die unbedacht
Des Ernstes lacht,
Auf daß mein Alter frisch und fleckenfrei
Gleich dieses Baumes grünem Winter sei.

R. Southey. (Übersetzt von F. Freiligrath.)

15. Die Mistel.

Gar zu schnell fliehen die sonnigen und wonnigen Tage des Frühlings und Sommers dahin; schon färbt sich der Wald, und bald erheben sich die rauhen Stürme des Herbstes, Baum und Strauch entblätternd. Die fröhlichen Lieder der muntern Sänger des Haines sind verstummt, die leichtbeschwingten Sommergäste haben uns bereits verlassen, und nach all dem Sprossen und Grünen, Blühen und Duften scheint eine Pause im Haushalte der Natur einzutreten. Der Winter beginnt seine Herrschaft. Eine weiße Leichendecke lagert sich über Wald und Flur. Nur ernste Tannen im dunkelgrünen Schmucke erinnern uns an die geschwundene Pracht und erhalten die Hoffnung auf Wiederkehr der Maienpracht und -Freude. Das ist der

Digitized by Google

ewige Wechsel von „Sommer und Winter, Frost und Hitze, Same und Ernte," der einst von dem Herrn der Schöpfung eingesetzt und bestimmt, und der in den Göttersagen und Mythen so oft symbolisch veranschaulicht wird.

Mitten in dem kalten Winter prangt auf dem seines Festkleides beraubten Baume im glänzenden Grün die Mistel; ihre gabelförmigen, goldgrün berindeten Äste scheinen gegen den Frost des Winters gefeit zu sein, und unwillkürlich bleibt der Blick des Wanderers auf dem sonderbaren Strauche haften. Es ist nicht zu verwundern, daß seit der ältesten Zeit deshalb die Mistel mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet, und daß sie in der Götterlehre bei verschiedenen alten Völkern eine hervorragende Stelle einnimmt.

Ihre Zweige gaben das Vorbild zu der goldenen Zauberrute, die in spätern Sagen als Wünschelrute auftritt, und die zumeist vom Haselstrauch (siehe S. 40) geschnitten wurde. Die Anfänge des Glaubens an die besondere Kraft gewisser Baumzweige lassen sich einerseits auf den Zauberstab der Magier und Götter, anderseits auf die alte Stabwahrsagung (Rhabdomantie) der Asiaten zurückführen. Was die letztere anbetrifft, so scheint sie von den mongolischen Stämmen (Skythen) auf Perser und Juden übergegangen zu sein, und auf das Wahrsagen aus auf die Erde geworfenen Stäben scheint sich die Klage des Propheten Hoseas zu beziehen: „Mein Volk fragt sein Holz, und sein Stab soll ihm wahrsagen." (Hosea 4, 12). Nach der Zauberrute hieß bei den Chaldäern die Göttin der Unterwelt „Herrin des magischen Stabes," und mittelst desselben sprengte sie die Pforten der Erde. Die Mistel bildet in der Götterlehre der Griechen den magischen Zweig der Göttin der Unterwelt Persephone, von dem es bei Homer heißt, daß er Reichtum verleiht, „Schlummer gibt und enthebt und vom Tode selbst die Augen entsiegelt;" die Pforten des Hades, der Unterwelt, öffneten sich nur ihm. Daher muß auch Aeneas bei Virgil sich das „goldene Reis" verschaffen, um in die Unterwelt einzudringen, und er sucht das schimmernde Reis mit klirrenden Blättern im winterlichen Walde hoch auf Bäumen. Auch Hermes — Merkur, der Bote und Sprecher der Götter, bedurfte desselben Gabelzweigs, wenn er Tote hinab in den Hades leitete.

In der nordischen Mythologie finden wir die Zauberrute wieder. Odin, der nordische Merkur und Erbe seines Wünschelhutes und Stabes, hält die Winterrute oder kurz den „Wunsch"*) in seiner Hand, und durch Berührung mit demselben versenkt er Brunhilde und die gesamte Natur in den Todesschlaf, bis der jugendschöne, hochgemute Held Siegfried, die Frühjahrssonne, kommt, den starren Eispanzer zerschneidet und zersprengt und mit glühendem Strahlenkusse die Schlafende wach küßt. Eine ausführliche Darstellung hat der Wechsel der Jahreszeiten in dem Mythus von Baldr erfahren, in dem die Mistel eine so hervorragende Rolle spielt; denn ein Zweig derselben, ein „Misteltein", war es, mit welchem der blinde Wintergott Hödur den lichten Sommergott Baldr niederstreckte.

Baldr, der einzige Sohn Friggas durch Odin, die Reinheit und Unschuld selbst, der mildeste und gerechteste Richter, darum auch allbeliebt bei den Göttern, hatte in einer Nacht schwere, beängstigende Träume, und auch die übrigen Götter wurden durch Träume beunruhigt, die Baldrs Leben Gefahr drohten. Deshalb hielten sie einen Rat und beschlossen, von allen Wesen Sicherheit auszuwirken, daß keines den Gott verletze. Frigga forderte von allem Lebendigen und Leblosen einen Eid, des geliebten Gottes schonen zu wollen. Alle schwuren, Baldr nicht verletzen zu wollen, und freudestrahlenden Antlitzes kehrte die hohe Himmelskönigin zu den Göttern zurück und sprach: „Abgewendet ist das böse Verhängnis, von allen Dingen habe ich heilige Eide empfangen für Baldrs Sicherheit." Fröhlichkeit kehrte mit dieser Botschaft zu den Göttern zurück, nur Odin schaute gedankenvoll, trübe Ahnungen verdüsterten seinen Blick. Um sich Gewißheit über Baldrs Schicksal zu verschaffen, ritt er auf seinem schnellen, achtfüßigen Rosse Sleipnir zur allwissenden, weissagenden Wala.

*) Im Nibelungenliede heißt es: „Es lag der Wunsch darunter, von Gold ein Rütelein."

Digitized by Google

Leider empfing er hier nur die traurige Bestätigung seiner bangen Ahnungen und die betrübende Eröffnung, auch er sei nicht im Stande, die Ausführung verhindern zu können.

Als er nach Asgard zurückkehrte, fand er die Götter in fröhlichster Versammlung, mit Baldr Scherz und Kurzweil treibend. Man warf nach demselben mit Speer, Pfeil und Stein, man hieb nach ihm mit dem Schwert, aber nichts vermochte Baldrn zu schaden. Darüber freuten sich die Götter, und nur einer stand neidisch und mißgünstig beiseits, es war der böse Loki. In der Gestalt eines alten Weibes wandte er sich an die Himmelskönigin Frigga, und indem er über die Sicherheit Baldrs Freude heuchelte, fragte er, ob nicht irgend ein Ding vergessen sein möchte, das den Eid, Baldrs zu schonen, nicht geschworen hätte. Frigga antwortete: „Östlich von Walhalla wächst ein Mistelstrauch, der schien mir zu jung und ungefährlich, als daß ich ihm auch den Eid hätte abnehmen sollen. Wie sollte er imstande sein, Baldrn zu schaden?"

Als Loki dies gehört, verließ er die Götterversammlung, suchte den Mistelstrauch und kehrte mit einem Zweige desselben zurück. Noch immer vergnügten sich die Götter und erprobten die Sicherheit ihres Lieblings. Nur der Gott Hödur stand abseits; denn er war blind und konnte sich darum an dem Spiel der Götter nicht beteiligen. Zu ihm trat Loki und sprach: „Warum schießest du nicht auch nach Baldr?" Hödur antwortete: „Ich kann nicht sehen, wo Baldr steht, zudem habe ich auch keine Waffe." Da entgegnete der falsche Loki: „Thue doch auch wie die andern Götter und scherze mit Baldr. Ich will dich dahin weisen, wo Baldr steht und hier nimm ein Reis, mit dem du nach ihm werfen sollst." Dabei gab er ihm den Zweig des Mistelstrauches.

Hödur griff nach dem Reise und warf in der Richtung, die ihm Loki wies; da stürzte Baldr, von dem Zweige getroffen, alsbald tot nieder. Sprachlos standen die Götter, als sie das gräßliche Unglück erschauten; keiner vermochte dem andern zu sagen, wie sehr ihn des lichten Baldrs Tod schmerze, nur in heißen Thränen und lauten Schluchzen löste sich nach einiger Zeit das große Weh, welches alle erfüllte.

Zur Deutung dieses Mythus sei bemerkt, daß man in Baldr das allerfreuende und allgeliebte Licht während seiner Herrschaft zu erkennen pflegt, die zur Mitsommerzeit ihre Höhe erreicht hat, sein Tod bedeutet die Sommersonnenwende, von der die Tage wieder kürzer werden. Sein Mörder Hödur, auch ein Sohn Odins, ist blind, weil er das Dunkel des Winters bedeutet, dessen Herrschaft sich nun vorbereitet.

Während in dem Baldr-Mythus die Mistel das unheilvolle Geschoß bildet, welches den Lichtgott tötet, und deshalb wohl als ein Attribut des Todes und der winterlichen Erstarrung angesehen werden könnte, gilt sie bei den keltischen Stämmen als ein Sinnbild der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft. Es hat dies vor allem seinen Grund in dem ausdauernden Grün der Pflanze. Allen sichtbar wirkte und schaffte ja die Sonne auch in diesem Strauche während des Winters, er war also besonders bevorzugt und mußte dem entsprechend auch mit belebender und allheilender Kraft gegen allerlei Übel ausgestattet sein. Die Mistel stand deshalb bei den Kelten in hohem Ansehen und genoß eine außerordentliche Verehrung. Der römische Naturforscher Plinius berichtet von ihnen: „Ihre Priester, die Druiden, kennen nichts Heiligeres als die Mistel und den Baum, auf welchem sie wächst." In feierlichster Weise wurde sie geschnitten und aus dem Walde geholt.

Am sechsten Tage nach dem Neumonde, mit welchem die Kelten ihre Monate von neuem begannen, zogen die Priester, von ungeheuerer Menschenmenge gefolgt, in den Wald. Der Auserwählte, welcher die „alles heilende" Mistel zu schneiden hatte, war in schneeweiße Gewänder gehüllt und fuhr auf stattlichem Wagen, von zwei weißen, bekränzten Stieren gezogen, die zum erstenmale das Joch trugen. Nachdem unter dem misteltragenden Baume die nötigen Opfer gebracht waren, bestieg der Druide den Baum, schnitt mit goldener Sichel die Mistel ab und warf sie in seinen Mantel. Die heiligen Zweige, die hierbei vielleicht herabfielen, durften die

Digitized by Google

Erde nicht berühren, sondern wurden mit einem schwarzen Tuche aufgefangen. Der Oberpriester weihte dann noch einmal alle Zweiglein und verteilte sie unter die andächtig Versammelten. Frohe Mahlzeiten, zu welchen auch die beiden Stiere geschlachtet wurden, beschlossen die Feier.

Auch bei dem vornehmsten und beliebtesten Feste der alten Germanen, dem Julfest, fehlte die Mistel nicht. Die Feier war dem Sonnengott Fro oder Freyr gewidmet und gleichsam das Geburtsfest der Sonne, deren Sinnbild das Rad (altnordisch hiol oder jol) war. In der Nacht der Wintersonnenwende begann es und dauerte bis zum drei Königsabend. Aller Streit ruhte, und die Götter hielten während der zwölf Tage ihre feierlichen Umzüge. Zu frohen Gelagen versammelten sich die Familien und Verwandten, und als Festgericht ward der dem Freyr geheiligte Eber aufgetragen. Die Männer legten ihre Hände darauf und gelobten bei Bragis begeisterndem Becher, im Laufe des eben beginnenden neuen Jahres irgend eine kühne That zu vollbringen, um würdig im Gesange Bragis, des Gottes der Dichtkunst, fortzuleben. Alle Räume aber während dieser heiligen Zeit, und besonders die Festhalle und das Festgericht waren mit den Zweigen der heiligen Mistel geschmückt und dadurch geweiht. An die Stelle des Julfestes trat später unser Weihnachtsfest, aber noch heute erinnern manche Gerichte und Gebräuche an dasselbe und an die Mistel, welche einst mit demselben so innig verbunden war.

In England hängt man an vielen Orten zu Weihnachten an die Stubendecken und über die Thüren Mistelbüsche, damit Glück und Heil in die Räume einziehe, und unmittelbar unter dem befestigten Mistelbusch beglückwünscht man sich gegenseitig.

In Frankreich hat sich noch hier und da die Sitte erhalten, daß Kinder zu Neujahr oder Sylvester mit einem Mistelbusch von Haus zu Haus laufen und mit dem Ruf: „Aguillan-neuf!" (entstanden aus: au gui l'an neuf! = der Mistel [sei geweiht] das neue Jahr!) Eßwaren und Geschenke verlangen.

In alten Schriften wird das Mistelholz, weil es den nordischen Göttersohn Baldr tötete, mit dem ehemals gabelig dargestellten Kreuz Christi verglichen, und es ist wohl wahrscheinlich, daß die Kirche wie in so vielen Fällen, auch hier Duldung übte, um die heidnischen Vorstellungen durch christliche zu verdrängen, und das Mistelholz als „heiliges Kreuzholz" anerkannte.

Schon Plinius teilt mit, daß die Mistel besonders gegen Fallsucht und Epilepsie angewandt wurde, und daß man darum eben bei dem Abschneiden sie ängstlichsorgsam vor dem Zu-Boden-fallen zu bewahren suchte, und bis in die neueste Zeit hat sie in dem Rufe gestanden, ein Mittel gegen diese Gebrechen zu sein. Mit der Mistel als Wünschelrute konnte man nach dem Glauben des Volkes Diebe bannen, Schlösser sprengen und allerlei Krankheiten heilen; doch war es nicht gleichgültig, auf welchem Baume die Mistel gewachsen. Die Druiden holten sie nur von einer Eiche; am geschätztesten, weil am seltensten, war die auf einer Hasel emporgesprossene, sie deutete zugleich an, daß unter dem Strauch ein Schatz verborgen sei.

In der Gegenwart ist es der Mistel wie mancher anderen Pflanze ergangen, der Wert und die Bedeutung sind mit dem Schwinden des alten Aberglaubens immer mehr und mehr gesunken, von niemand beachtet und begehrt treibt sie im eisigen Winter ihre grünenden Sprossen.

Aus „Savonarola."

Das Evangelium ist das Leben;
Das kann nur gültigen Entscheid
Und Richterspruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Christi seid.

Das ist die Wurzel, ewig bleibend,
Unschütterlich und ohne Rast
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Ast zu Ast.

Der Eiche grünes Leben sprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der milde Tau und Sonnenschein.

Doch was der Wurzel nicht entsprossen,
Ist falsch, wenn's auch sich heilig nennt;
Wem Nebel nicht das Aug' umschlossen,
Die Mistel von der Eiche trennt.

Digitized by Google

Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Ist uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Mistel, wuchernd an der Eiche,
Das ist die falsche Tradition.

Im Eichenlaub als Vöglein singen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Mistelbeeren aber bringen
Dem Teufel seinen Vogelleim.

N. Lenau.

16. Der Epheu.

Epheu ist eine alte Bezeichnung für diese Pflanze, die in alten Schriften in das volkstümliche „Ewigheu" umgemodelt worden ist, um dadurch an die immergrünen Blätter derselben zu erinnern. Aus gleichem Grunde führt sie auch den Namen Winter- und Immergrün. Fälschlich hielt man den Epheu früher für einen Schmarotzer, der den Pflanzen, die er umranke, den Lebenssaft entzöge, weshalb er früher auch als Symbol des Undankes galt. Die Wissenschaft hat ihn jedoch von dem Verbrechen des Mordes frei gesprochen. Gleich der edlen Rebe ist er eine echte Schlingpflanze, die sich selbständig ernährt.

Bei den alten Griechen war der Epheu dem Bacchus geweiht, Epheuranken zierten denselben; schon die früheste Jugend desselben verknüpft die Sage mit der Pflanze. Als Bacchus, der Sohn des Zeus und einer Königstochter, geboren war, trachtete die eifersüchtige Gattin des himmlischen Königs nach seinem Leben. Doch eine schnell emporwachsende Epheuranke verbarg ihn vor ihren verderbenbringenden Blicken und rettete ihn vom Tode. Von den Griechen soll der Epheu nach Italien und von da nach Deutschland gebracht worden sein. Vielleicht erinnert eine noch heutigen Tages in der Rheingegend gebräuchliche Sitte an die Epheuranken des Bacchus. Es herrscht nämlich in dieser Gegend der Brauch, daß die Weinhändler, die ihr eigenes Gewächs verzapfen, einen Epheukranz an die Thür hängen.

Bei den ersten Christen hatte der Epheu wegen seiner Ausdauer im strengsten Winter und wegen seines gleichsam ewigen Lebens eine hohe Bedeutung. Sie legten ihre Leichen auf Epheuranken, um hierdurch anzudeuten, daß die Christen trotz des zeitlichen Todes keinen Tod kannten, sondern durch denselben hofften, zum ewigen Leben einzugehen. Die Heiden hatten die Hoffnung einer Auferstehung nicht, daher schmückten sie ihre Toten mit Cypressen, die, einmal abgehauen, nicht wieder ausschlagen.

Der Aberglaube legte im Mittelalter dem Epheu allerlei Heilkräfte bei. Wer mit Löffeln aus Epheuholz aß, war dadurch gegen Halsweh und Bräune gesichert. Jäger wollten wissen, daß sich die verwundeten wilden Schweine mit Epheu wieder heilten. Finnigen Hausschweinen hing man Epheukränze um den Hals, um ihr Fleisch unschädlich zu machen.

Noch heute ist der Epheu das Symbol der inneren Anhänglichkeit. Eigentümlicher Weise umrankt er nie Tannen, sondern nur solche Bäume, die der Winter der Blätter beraubt. Der sinnige Pflanzenpoet St. Pierre sagt deshalb vom Epheu: „Er umschlingt nur die Unglücklichen, und trifft der Tod seinen Protektor, so schlingt er auch um den geliebten Toten die grünen Arme, ihn mit Guirlanden und Festons seines unwandelbaren Laubes schmückend, bis er mit ihm von der Hand des Menschen ausgerodet wird oder an derselben Stelle verdorrt. Selbst das weiße Leichentuch der Natur thut ihm nichts, denn er grünt auch unter dem Schnee."

Vielfach trifft man auch den Epheu als Zierpflanze an Gebäuden; alten Kirchen und Ruinen verleiht er ein ebenso malerisches als ehrwürdiges Aussehen. So umschlingt er mit seinen grünen Armen die Trümmer des Heidelberger Schlosses und beweist hier zugleich durch die ungewöhnliche Stärke seines Stammes und seiner Äste, daß er ein bedeutendes Alter erreichen kann. —

Eine graue Burgruine
Steht im Abendsonnenglanz,
Epheu schlingt, der immergrüne,
Um die Trümmer seinen Kranz.

L. Bechstein.

Digitized by Google

Der Epheu.

I.

Da, wo der Epheu einmal sich
Hat angeschmiegt so inniglich,
Da trennt nicht Frost noch Sturm ihn ab,
Dieselbe Stelle wird sein Grab.
So ist auch treuer Liebe Sinn,
Drum blickst du auf die Zweige hin,
So denk, es sei des Freundes Bild,
Das sich in dieses Grün gehüllt. W. v. Goethe.

II.

Epheu und ein zärtlich Gemüt
Heftet sich an und grünet und blüht;
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden. W. v. Goethe.

III.

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Herrlich anzuschauen!
Gärten, Felder, Wald verblühn
Und die schönsten Auen;
Aber du erhebst dein Haupt
Immer jung und frisch belaubt.

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Mit des Frühlings Schimmer
Rankest du dich frisch und grün
Um den Baum, um Trümmer,
Rauschest um die Felsenkluft,
Säuselst um die stille Gruft.

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Um des Eichbaums Rinde
Schlingt dein immerfrisches Grün
Üppig sein Gewinde.
Auf dem Scheitel Schnee und Eis
Sieht er grün, des Waldes Greis.

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Unverwelklich Leben,
Das dir die Natur verliehn,
Warum ists gegeben?
Sieh, es starb der Hain, die Flur!
Epheu spricht: „Sie schlummern nur."

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Trotzest allen Wettern;
Mag des Lenzes Schmuck verblühn,
Nichts wird dich entblättern;
Steht erstarrt das Saatgefild',
Bist du treuer Hoffnung Bild. Krummacher

17. Die Maiblume.

Die schön duftende, jungfräuliche Maiblume war der Göttin Ostara geweiht, von deren Namen das Wort Ostern abgeleitet ist. Dieselbe war die Schwester des Donnerers Donar und wurde verehrt als Göttin des aufsteigenden Lichtes, der strahlenden Morgenröte und des nahenden Frühlings. Ihr zu Ehren wurden um die Osterzeit große Feuer angezündet, in welche man als Opfergabe Maiblumen warf. In den sich anschließenden Maifesten diente die zarte Maiblume als schönster Schmuck für Jungfrauen und Jünglinge; sie stand in dem Rufe, Glück in der Liebe zu bringen. In mondhellen Nächten erscheint auch wohl eine weiße, himmlische Jungfrau mit Maiblumen geschmückt, deren Glöckchen wie reines Silber glänzen; sie ist den Menschen freundlich gesinnt, und ihr Kommen deutet auf ein nahe bevorstehendes fröhliches Familienereignis oder eine andere freudige Überraschung.

Als im Mittelalter die sinnige und poetische Naturbetrachtung immer mehr schwand, als man in der Anschauung der Blumenwelt nicht mehr in erster Linie eine Quelle reiner Freuden und edler Genüsse fand, sondern die Pflanzen groß und klein in den Dienst einer albernen Quacksalberei stellte, glaubte man in der Tracht der Maiblumen nach damaliger Sprachweise „die Signatur des Schlagflusses" zu erkennen und zwar, „weil ihre Blumen wie Tropfen niederhängen." Die heilkräftige Pflanze mußte vor Sonnen-

Digitized by Google

aufgang, wenn noch die Tauperlen an ihr hingen, gepflückt werden, und durch einen Aufguß von Malvasier erhielt man die berühmte Aqua apoclectica Hartmanni. Es waren eigentümliche Vorstellungen, die man in damaliger Zeit über die Heilkräfte der Pflanzen hatte. Aus der Gestaltung und Entfaltung des Blattes oder der Blüte, des Stengels oder der Wurzel schloß man auf die Heilung und Genesung bringenden „Geisterlein", die in den Pflanzen häufig gebunden sein sollten. So heißt es unter vielem andern: „Kringelrunde Kräuter wie Wermut, Odermennig und Gauchheil gelten für Krankheiten des Kopfes. Feinblättrige wie Spargel und Fenchel helfen für das Haar. Quendel und Eisenhut tragen das Zeichen des Ohres, der Ampfer das der Zunge, die Blätter der Leberblume zeigen deutlich auf die Leber, und weil die Nessel Brennspitzen trägt, muß sie das Stechen im Innern des Leibes heilen."

In ganz besonderem Ansehen stand in jenen abergläubischen Zeiten die vielblütige Maiblume, welche ganz allgemein den Namen „Salomonssiegel" führte; sie hat denselben von ihrem Wurzelstock erhalten, einem unterirdischen Stengelteil, der wagerecht in der Erde liegt und auf seiner Oberfläche runde Narben trägt, welche die Stellen bezeichnen, wo die früheren Stengel standen. Man wußte für diese Male keine Erklärung, auf natürlichem Wege waren sie jedenfalls nicht entstanden, es mußten Hinweise auf die geheimnisvollen Kräfte der Pflanzen sein, und zwar sollten sie von keinem Geringeren als dem weisen Könige Salomo herrühren, der die Pflanze zum Zerspalten der Felsen bei dem Tempelbau benutzt hatte. Die Narben des Wurzelstocks wurden in der Phantasie des wundersüchtigen Volkes in Abdrücke des Siegels vom Könige Salomo verwandelt.

Das Salomonssiegel ist die in Sagen und Märchen so oft erwähnte Springwurzel, welche neben der Wünschelrute den mächtigsten Zauber in sich barg und für den glücklichen Besitzer von unschätzbarem Werte war; denn mittelst derselben war man imstande, die reichen Schätze, die an so vielen Stellen in der Erde vergraben liegen sollen, aber von dämonischen Gewalten bewacht werden, zu finden und ohne Gefahr zu heben. Freilich eignete sich hierzu nicht jeder Wurzelstock der Pflanze; die ächte zauberkräftige Springwurzel konnte von keinem Menschen selbst gefunden werden. Wer sie besitzen wollte, mußte ein Spechtnest aufsuchen, einen Holzkeil in die Öffnung desselben treiben und sich in der Nähe versteckt halten. Sobald der Specht zurückkehrt und sein Nest verschlossen findet, fliegt er fort und sucht die Springwurzel; dann hält er dieselbe an den Nesteingang, und der Keil fliegt heraus. Erschreckt man in diesem Augenblicke den Specht, so läßt er die Springwurzel fallen.

Die Springwurz.

I.

Der Schwarzspecht ist ein Kräutermann,
Kennt manches Zauberkraut im Tann,
Das im Verborgnen sprießet.
Er hält ob einer Wurzel Wacht,
Die alle Schlösser springen macht
Und jede Thür erschließet.

Komm, Meister Specht, heran geschwind,
Bring mir die Wurz zum Angebind;
Ich will sie nicht mißbrauchen.
Will stehlen keinen Heller nicht
Und selbst zum Klosterkeller nicht
An jedem Abend tauchen.

Doch kenn ich eine feine Magd,
Die hält — dem Himmel sei's geklagt —
Ihr Herzlein fest verschlossen.
Ich weiß, es wohnet einer drin',
Doch weiß ich nicht, ob ich es bin;
Das hat mich oft verdrossen.

Der will ich mit der Springwurz nah'n,
Dann wird ihr Herz mir aufgethan,
Und find' ich einen andern,
So schnüre ich mein Bündel schnell
Und will, ein fahrender Gesell,
Mit Sonnenaufgang wandern.

R. Baumbach.

II.

Es wächst ein Kraut im Kühlen,
Wo Vollmondstrahl geruht,
Und wer es trägt, muß fühlen,
Wie Lieb' im Herzen thut.

Wüßt' ich den Platz, den rechten,
Vom Kraut im grünen Wald,
Wollt' ich's ins Sträußlein flechten
Einem stolzen Knaben bald.

Digitized by Google

Und käm' er dann zur Linde
Im Dorfe, wollt' ich sehn,
Wie's mit dem Angebinde
Dem Knaben würd' ergehn.

Ein Blättchen, abgerissen,
Trüg ich wohl auf der Brust,
Möcht' selber gerne wissen,
Ob's Leid bringt oder Lust.

Schwarzspecht, mit deinen Gaben
Schaff' mir das Kraut heran
Und zeig' mir auch den Knaben,
Dem ich es schenken kann.

J. Wolff.

Das Maiglöckchen.

Wie schlägt im Busch die Nachtigall,
Maiblümchen d'runter blüht,
Es schwingt die kleinen Glöckchen all,
Gelingt ihm doch kein Lied.

Wie ist mein Herz zum Springen voll,
Wie wogt's durch mein Gemüt,
Doch wenn ich's singen und sagen soll,
Gelingt mir doch kein Lied.

Ich glaub im Himmel singt und klingt
Ein jeder grüne Strauch,
Ich glaub, im Himmel da gelingt
Ein kleines Lied mir auch.

Im Frühlingshauche schwingen sich
Die kleinen Glöckchen all,
Im Busche schlägt so wonniglich
Dazu die Nachtigall.

Martin (M. Lange).

Rätsel.

Ein Glöckchen ist mir wohlbekannt,
Es schimmert hell im ganzen Land;
Aus Silber scheint es dir gegossen,
Doch ist es aus der Erde entsprossen;

Mit einem Klöppel ist's versehn,
Doch hörte niemand sein Getön;
Auch ist's auf keinem Turm gehangen,
Es kann nur in der Tiefe prangen.

Frühlingsglocken.

Schneeglöckchen thut läuten:
Kling-ling-ling!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei gar ein lustig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art.
Zwar liegt er noch im weißen Bett,
Doch spielt er schon so wundernett,
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd'
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all'
Erwacht im Thal!
Was soll das lange Zaudern,
Sollt mit dem Kinde plaudern.

Maiglöckchen thut läuten:
Bim-bam-bam!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling ist Bräutigam!
Macht Hochzeit mit der Erde heut'
In großer Pracht und Festlichkeit.
Wohlauf denn Nelk und Tulipan,
Und schwenkt die bunte Hochzeitsfahn'!
Du Ros' und Lilie, schmücket euch,
Brautjungfern sollt ihr werden gleich,
Ihr Schmetterling'
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen,
Die Vögel musizieren.

Blau-Glöckchen thut läuten:
Bim-bim-bim!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach das ist gar zu schlimm!
Heut' Nacht der Frühling scheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß;
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwischen singt mit süßem Schall
Aus jedem Busch die Nachtigall
Und wird ihr Lied
Sobald nicht müd'.
Ist auch der Frühling ferne,
Sie hatten ihn alle so gerne!

R. Reinick.

Die Entstehung des Maiblümchens.

Als der Heiland auferstanden
Und zum Himmel eingegangen,
Als die Jünger Wonne fanden
Statt dem früheren Erbangen;

Als der Geist war ausgegossen
Über alle, die ihn liebten;
Als nicht mehr die Thränen flossen
Der einst Schwachen, Tiefbetrübten;

Digitized by Google

Als mit hohem Feuerworte
Petrus Tausende bekehrt,
Als den Weg zur Himmelspforte
Die Apostel treu gelehrt;
Als der Stern des reinsten Glaubens
Täglich neue Jünger fand,
Und das Band der treusten Liebe
Sich um die Gemeinde wand:
Da ging die Gebenedeite,
Die den Gottessohn geboren,
Die einst Engelgruß erfreute,
Die vor allen auserkoren,
Demutsvoll und innig selig
Durch die grünen Frühlingsauen.
Ach, sie konnte wieder fröhlich
Auf die zarten Blumen schauen.
Wieder hatte sie erschauet
Ihn, den sie der Welt gegeben,
Und den Bau, von ihm erbauet,
Sah sie herrlich sich erheben.
Helle Freudenthränen flossen
Unter ihrem Lobgesang.
Andre hatte sie vergossen,
Als das Schwert ihr Herz durchdrang.
Und sie schaute mild und sinnig
Auf die grüne Erde nieder,
Und es kamen zart und innig
Bilder ihrer Kindheit wieder.
Denkend, wie ihr Blatt und Blüte
Einst ihr junges Herz entzücket,
Ward mit freundlichem Gemüte
Auch ein Blättlein jetzt gepflücket.
Und sie sprach in sanften Tönen:
„Herr, wie bist du groß im Kleinen!
Will das Blättlein zu verschönen,
Auch kein Blümlein dran erscheinen.
Ist's doch fein und zart gewebet,
Herr! es war dir nicht zu klein,
Über alles was da lebet,
Strahlet deiner Gnade Schein."
Und sie denkt mit Demutsbeben,
Wie der Herr ihr nah gewesen,
Ihr das Himmelskind gegeben,
Sie vor Tausenden erlesen.
Und sie kann's, sie kann's nicht fassen
Und des Dankes Worte fließen.
Aufwärts richtet sie die nassen
Augen, siehe, da ergießen
Sich die Thränen reich und quellend
Auf das Blatt, das sie gehalten.
Und, o Wunder! zart und schwellend
Will im Blatte sich's gestalten.
Und aus ihm sieht man erstehen
Eine Blume wunderbar.
An dem zarten Stiele wehen
Glöcklein hell und silberklar.
Ja, Maria's Freudenthränen
Gab der Herr die hohe Weihe;
Denn, den Maimond zu verschönen,
Blüh'n alljährlich sie auf's neue.
All' die zarten Blümlein glänzten
Einst in wunderbarem Schimmer,
Milden Schein verbreitend kränzten
Sie die grünen Fluren immer;
Doch durchsicht'gen Glanz verlieren
Mußten sie in ird'schen Lüften:
Jetzt stehn sie, den Lenz zu zieren,
Schlicht und weiß in zarten Düften,
Und das Wort ist meist verklungen,
Wie die Blume einst entstand,
Und sie wird von allen Zungen
Marienglöcklein jetzt genannt.

Wilhelmine Hensel.

18. Die Erdbeere.

„Der Mai erschien in aller Herrlichkeit und erfreute Mensch und Tier. Im Walde, wo es bis dahin so öde und still war, wurde es lebendig; alles jubilierte in seliger Lust. Der Epheu spielte vergnügt im Sonnenschein, das Moos beschaute sich im Spiegel der klaren Tautröpfchen und freute sich über den reizenden Anblick, die Maiblumen hörten freudig das feine Geläute ihrer silbernen Glöcklein, wenn der Wind sie hin- und herschwang.

Alles, alles freute sich, nur die Erdbeere weinte: denn niemand beachtete sie, niemand blickte auf ihre weiße Blumenkrone und ihre grünen Blätter, die sie doch mit großer Sorgfalt gebildet hatte. Das Bienchen allein kam summend zu ihr, suchte sie zu trösten und bat, Geduld und Hoffnung nicht zu verlieren. Und die Erdbeere hoffte und harrte. Und siehe, bald wurde ihr Fruchtboden fleischig, saftig und reifte die köstlichen Beeren.

Als nun das Maiblümchen schon längst entblättert war, und niemand mehr darnach fragte, da stand sie in ihrer ganzen Pracht, beladen mit den schönsten und würzigsten Früchten und geliebt von Mensch und Tier. Alles drängte sich jetzt heran,

Digitized by Google

um zu naschen und zu schmausen: Eichhörnchen holte für seine Kleinen, Ameisen speisten, Vöglein pickten, und noch spät abends steckte Glühwürmchen die Laterne an und flog herbei, um zu naschen. Erdbeere gab allen von ihrem Überfluß; aber die besten Früchte behielt sie zurück und bedeckte sie sorgsam mit ihren grünen Blättern.

Doch eines Morgens kam ein herzig Mägdlein mit einem kleinen Körbchen und suchte Erdbeeren für die kranke Mutter. Da zitterte die Erdbeere vor Wonne, daß ein frischer Morgenwind die Blätter hob und die purpurroten Beeren zeigte. Jubelnd neigte sich das Mägdlein nieder, pflückte so viel, als es heimtragen konnte, und labte die kranke Mutter.

Seitdem wächst die Erdbeere bescheiden in stiller Einsamkeit fort und reift die süßen Früchte, daß sie den Armen und Leidenden zur Nahrung dienen."

Nach alter Überlieferung darf eine Mutter, der der Tod schon Kinder genommen hat, vor dem Johannistage keine Erdbeeren essen, weil an diesem Tage die Mutter Maria die verstorbenen Kindlein in dem Paradiese zum Erdbeerpflücken führt. Die Kinder, deren Mütter jenes Gebot nicht beachtet haben, dürfen an der Freude nicht teilnehmen, weil ihre naschhaften Mütter ihren Anteil bereits verzehrt haben.

Wenn ein Reiter eine Erdbeere am Wege sieht, so soll er, auch wenn er noch so große Eile hätte, vom Pferde steigen und sie essen. Hierdurch soll wohl ausgedrückt werden: selbst bei der größten Eile gönne dir die nötige Zeit zur Rast, oder wie es im Sprichwort heißt: „Eile mit Weile!"

Die Entstehung der Erdbeere.

In Waldes Dunkelheit und Nacht
Stand still ein Kräutlein unbewacht,
Es trug der zarten Blättlein drei,
Manch' lichtes Blümchen sproßt' dabei,
Da flüstert's leis': „Ach, solch' ein Blüh'n
Ward nicht mir niederm Kraut verliehn;
Nicht kann ich Glanz und süßen Duft
Versenden in die Frühlingsluft;
Doch, Blümlein, nimmer neid' ich euch,
Wohl bin ich arm, wohl seid ihr reich;
Doch ob ich schmucklos gleich und klein,
So denkt der Vater dennoch mein.
Auch mich labt Tau und Himmelslicht,
Der Herr vergißt die Kleinen nicht!"

Und als es noch so still erwägt,
Wie sein der Herr in Liebe pflegt,
Da kommt, mit goldnem Lockenhaar,
Mit Augen, hell und wunderbar,
Das Haupt umstrahlt mit Himmelsschein,
Der Jesusknabe durch den Hain.
Und wie er freundlich um sich blickt,
Da ruft er innig und entzückt:
„Wohl glänzen in des Himmels Höh'n
Die Stern' und Sonnen wunderschön,
Doch auch in diesen Blümlein zart
Hat sich mein Vater offenbart."

Und zu den Blumen neigt er sich,
Des freuten sie sich inniglich,
Da seufzte still das nied're Kraut:
„Auf mich hat nicht das Kind geschaut;
Jetzt erst durchbebt mich stilles Leid,
Ich hätte es so gern erfreut!"
Und Jesus hört das leise Ach,
Ob noch so sacht' das Blümlein sprach,
Und neigt sich liebend zu ihm hin,
Und pflückt es ab mit mildem Sinn
Und spricht: „Mein Blümchen, zage nicht,
Auch du birgst wohl ein süßes Licht;
Wem Demut still im Busen ruht,
Den wähl' ich mir, dem bin ich gut."
Und seine Lippen drückt er d'rauf,
Da lebt in Wonn' das Kräutlein auf;
Und in ihm keimt's und wogt's und schwillt,
Und eine Erdbeer' zart und mild
Entsprießt in heller Purpurglut
Der Stell, wo Jesu Mund geruht. —

Jetzt reift die Beere weit und breit,
Hat manches Menschenherz erfreut;
Doch ob Geschmack mit Duft sich eint,
Ob auch die Farbe lieblich scheint,
So neigt sie doch mit Demutssinn
Sich stets zur stillen Erde hin,
Und ist als Erdbeer' nun im Land
Gesucht, geliebt und wohlbekannt. —

Ihr Arm' und Kleinen, die ihr zagt,
Weil euch kein lichter Morgen tagt:
Wer weiß, was euch der Herr verleiht,
Und ist's auch nicht in dieser Zeit,
Wenn einst des Geistes Hülle fällt,
Dann wird auch euer Los erhellt;
Denn was in Demut hier bewährt,
Das wird in Liebe dort verklärt.

Fr. Rückert.

Digitized by Google

Die Erdbeere.

I.

Erdbeeren sammelnd streiften
Kindlein im Wald umher,
Kommt Christ, der Herr, gegangen,
Erschöpft, ermattet sehr.

Er sieht die Beerlein schimmern,
Tritt d'rum den Kindlein nah,
Möcht' auch gern welche haben:
„Kindlein, was habt ihr da?"

„Wir haben nichts," so sprechen
Sie spottend obendrein,
Drauf er, von Licht umglänzet:
„So soll es auch nichts sein."

Und wieder weiter wallet
Er todesmüd und matt —
Die Beeren aber machen
Fortan nicht Hungernde satt.

K. Pöls.

II.

Ein Mägdlein an des Felsen Rand
Ein nacktes Erdbeersträuchlein fand,
Von Sturm und Regengüssen
Zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
„Du arme, nackte Waise,
Komm mit mir in das Gärtchen mein,
Du sollst mir wie mein Kindlein sein!"

Drauf macht' es wohl die Würzlein los
Und trug das Pflänzchen in dem Schoß
Und spähte still und wonnig
Ein Plätzchen, kühl und sonnig,
Und wühlte in der Erde
Mit emsiger Geberde
Und pflanzte nun das Pflänzchen drein
Und sprach: „Das soll dein Bettchen sein."

Und als die Frühlingszeit erschien,
Begann das Pflänzchen schön zu blühn,
Wie sieben weiße Sterne;
Das sah das Mägdlein gerne.
Die wurden sieben Beeren,
Als ob's Rubinen wären.
Gelt, sprach's: „Es will nun dankbar sein,
Und meint, ich sei sein Mütterlein."

Krummacher.

19. Die Schlüsselblume.

Nach ihrem botanischen Namen Primula trägt die Schlüsselblume auch die Bezeichnung Primel, das heißt so viel als kleiner Erstling, nämlich des Frühlings. Ihren deutschen Namen hat sie wohl von der Ähnlichkeit der Blüte mit einem Schlüssel der alten Zeit. Zieht man die gelbe Blumenkrone heraus, so bleibt die Kelchröhre wie ein zierliches Schloß mit dem Schlüsselloch nach altdeutscher Art zurück. Die spitz zulaufende Krone selber gleicht einem im Inneren hohlen Schlüssel, in welchen der Stift des Schlosses geschoben werden mußte.

Eine andere Erklärung des Namens unserer Blume weiß die Legende zu geben, sie erzählt: Als einst vor der hohen Himmelsthür der Pförtner Petrus vernahm, daß man sich Nachschlüssel gemacht, um Hinterpförtchen an dem Himmelsdome damit zu erschließen, entfiel vor Schreck das ganze Schlüsselbund der heiligen Hand und sank von Stern zu Stern bis tief herab auf unsere Erde. Schnell sandte er demselben einen Engel nach, daß er es aufhebe und ihm zurückbringe. Doch ehe dieser den Befehl auszuführen vermochte, hatten die goldenen Schlüssel bereits den Erdboden erreicht und sich demselben eingedrückt, und aus ihnen empor war eine goldene Blume erwachsen, welche der Erde bereits den Frühlingshimmel erschlossen. Zwar nahm der Engel die Schlüssel wieder mit sich fort, doch ein zarter Abdruck blieb uns zurück, und in jedem Jahre sprießen die Schlüsselblumen von neuem empor und erschließen uns den Blumenhimmel des Frühlings.

Digitized by Google

Ich bin der Schlüssel zur Tempelpracht,
Die Blumen öffn' ich in warmer Nacht,
Erschließe die Herzen zu Jubel und Wonne
Im goldenen Strahle der Frühlingssonne. Agnes Franz.

Himmelsschlüssel ist genannt ein goldenes,
Feingebildetes Blümchen auf der Wiese,
Weil den Himmel auf Erden sieht die Unschuld
Aufgeschlossen im Frühling unter Blumen. Fr. Rückert.

Schon im grauen Altertume stand die Blume als Heilpflanze in ganz besonderem Ansehen. Sie war „die Heilpflanze des Olymps." Wie das Mittelalter den Stein der Weisen suchte, um Gold zu machen und sich mit dem Wahne trug, daß es einen Urstoff aller Materie geben müsse, der die Macht hätte, alles in seine einzelnen Teile aufzulösen und dies allgemeine Auflösungsmittel Menstruum universale nannte, das auch die Kraft haben müsse, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern: so war auch das Altertum in dem Wahne befangen, daß irgend eine Pflanze mit diesen Kräften ausgestattet sei. Dodecatheon, Zwölfgötterblume, nannten die Griechen die mit solchen Wundergaben bedachte Pflanze. Neben einigen anderen Blumen ist auch Primula veris zu den Pflanzen gerechnet, die von den Alten für diese Zwölfgötterblume gehalten wurden.

Auch bei den alten Galliern stand die Primel in hoher Achtung; aus ihr wurde ein Wundertrank gebraut, der Linderung in vielen Leiden bringen sollte. Zu diesem Zwecke durfte sie aber nur von dem Priester, dem Druiden, gepflückt werden, der sich auf entblößten Füßen, nüchtern und unter Gebet und allerlei Beschwörungsformeln in den Wald begab. Um die volle Heilkraft der Pflanze zu gewinnen, durfte die zu pflückende nicht angesehen werden, deshalb mußte die Hand beim Brechen links unter den Kleidern durchgesteckt, und die Pflanzen mußten sofort in dem Gewande verborgen werden.

In der deutschen Volkssage wird der Schlüsselblume eine ähnliche Rolle wie der Springwurzel angewiesen. Manchmal erschien nämlich denen, welche Schlüsselblumen suchten, eine hehre Frauengestalt, die Schlüsseljungfrau (denn ein goldener Schlüssel pflegte sich in ihrer Krone zu befinden), und verlieh den Blumen, die in ihrer Gegenwart gepflückt wurden, die Macht, geheime Schätze zu erschließen. In der späteren christlichen Zeit ist diese Huld der Schlüsseljungfrau auf die Jungfrau Maria übertragen. Aus mancher Sage klingt dieser alte, heidnische Glaube zu uns herüber. So wird von einem Schäfer erzählt, der von einer Jungfrau auf einen Platz mit Schlüsselblumen geführt wurde. Er schloß mit einer solchen eine Thür auf, hinter welcher Kisten mit Schafzähnen standen, von denen er ohne bestimmte Absicht einige Hände voll einsteckte. Ohne sich weiter um die Schlüsselblume zu bekümmern, ging er von dannen. Die Schafzähne wurden in der Nacht zu eitel Gold; leider aber hatte er die Schlüsselblume vergessen, um mit ihrer Hilfe die Thür wiederholt zu finden und aufzuschließen.

Von der Tidianshöhle im Selkethale wird eine ähnliche Sage erzählt.

Primula veris.

I.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

Digitized by Google

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Öffnest die Brust ihm;
Aber es bringen
Lauernde Fröste
Tötlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Nikolaus Lenau.

II.

Willkommen mir,
Goldblümchen, hier,
Die auf den Wiesen
Zuerst uns grüßen!
Aufs neue seh
Nach Frost und Schnee
In neuer Blüte
Ich Gottes Güte.

Der gute Gott!
Er schickt nach Not
Und kurzen Leiden
Uns wieder Freuden.

Wie schmücket euch
Der Tau so reich!
Wie hell ihr flimmert
Und glänzt und schimmert;

So mild bedenkt
Euch Gott — so tränkt
Er Laub und Rose,
Und Eich' und Moose!
Fest baue ich,
Mein Gott, auf dich;
Du sorgst nicht minder
Für deine Kinder.

Chr. von Schmid.

20. Die Anemonen.

Zu den Anemonen gehören besonders drei unserer schönsten Frühlingsblumen: das Buschwindröschen, die Leberblume und die Küchenschelle.

Das erste Blümchen von ihnen, das Buschwindröschen, hat seinen Namen von der schönen Blüte, die in Gestalt und Farbe der wilden Rose ähnelt. Infolge des dünnen Blütenstieles schwankt dieselbe bei dem leisesten Windhauche hin und her. Der botanische Name Anemone bedeutet so viel wie „Windling". Nach einigen ließen sich die Alten bei der Wahl desselben von der irrigen Ansicht leiten, die Blüte öffne sich nur beim Wehen des Windes. Andere vermuten dagegen, die Pflanze habe ihren Namen von der Blütezeit, welche in die Zeit der Frühlingsstürme fällt, erhalten. Im Unterrheinthal und in Tyrol führt die Pflanze den Namen „Osterblume," weil sie zur Osterzeit blüht und zu den Erstlingen der Blumen gehört, die vom Winterschlaf wieder auferstehen.

Noch früher als das Buschwindröschen begrüßt uns das Leberblümchen mit seinen schönen blauen Blüten. Gar treffend hat man die Blümchen in manchen Gegenden mit den Namen „Himmelströpfchen" bezeichnet. Bei dem massenhaften Auftreten dieser Blume sieht es in der That aus, als ob der im ersten Frühlinge so düstere Waldgrund das freundliche Blau des Himmels wiederspiegele. Zu dem eigentümlichen Namen „Leberblume" hat die leberähnliche Gestalt der Blätter Anlaß gegeben. Man ließ sich von der Gestalt der Blätter zu der Ansicht führen, die Pflanze als ein Heilmittel bei Leberkrankheiten anzuwenden.

Die dritte Anemone ist die „Küchenschelle"; sie hat ihren Namen von der Form der Blüte. Derselbe heißt eigentlich Kuhschelle, weil die dunkelblauen Blüten den Schellen der Kühe gleichen. Die Diminutivform des Namens „Kühchenschelle," welche in der Gegenwart meist zur Bezeichnung der Pflanze dient, wird fehlerhafter Weise Küchenschelle ausgesprochen. Hierdurch wird die Deutung desselben nicht unwesentlich erschwert, denn mit der Küche hat der Name gar nichts zu schaffen.

Digitized by Google

Alle Anemonen zeichnen sich durch einen mehr oder weniger giftigen Saft aus. Die giftigste ist die Küchenschelle. Sie wurde früher medizinisch gebraucht. Die mit unserem Buschwindröschen verwandte gelbe Anemone ist noch dadurch interessant, daß sie in ihrem Safte den Kamtschadalen das Gift liefert, mit dem dieselben ihre Pfeile für die Robbenjagd vergiften.

Die Küchenschelle.

I.

Am Berg, geküßt im rauhen März
Vom warmen Sonnenschein,
Bewegt sich's wie ein schlagend Herz
Inmitten dem Gestein.

Tief schlägt's umher im feuchten Moos,
Umstarrt von dürrem Rohr;
Da wühlt es aus des Berges Schoß
Zum Lichte sich hervor.

Zart, wie ein Frühlingsmorgentraum,
Ein wunderbarer Zwerg,
Gehüllt in duft'gen Silberflaum,
Tritt aus dem nackten Berg.

Er steht vor grauem Felsenthor,
Und hält so freundlich hold
Klar-amethystnen Kelch empor,
Gefüllt mit purem Gold.

Hell blüht da oben, bunt und mild,
Der schöne Feeentraum;
Doch bald verblüht das duft'ge Bild,
Zerrinnt im leeren Raum.

Da kommt hinab vom goldnen Zwerg
Die Wundersag' ins Thal,
Und flugs zu schaun den Zauberberg,
Zieht aus das Volk zumal.

Wohl schaut's umsonst und sucht sich matt;
Doch findet, der nicht glaubt,
Der Zweifler an der Zauberstatt
Ein grau Meduſenhaupt.

K. B. J. Trinius.

II.

Betrachte deinen Freund mit Schonen,
Und findest du auch an ihm Flecken;
Auch an den schönen Anemonen
Ist ein schwarz Pünktchen zu entdecken.

Aus Hammers morgenländischem Kleeblatt.

21. Die Akelei.

Die Akelei oder Aglei ist eine deutsche Waldblume mit echtdeutschem Namen. Über die Bedeutung und Entstehung des botanischen Namens Aquilegia und des Wortes Aglei herrschen die verschiedensten Ansichten. Wahrscheinlich ist die botanische Bezeichnung Aquilegia erst aus dem Deutschen entstanden, da diese Pflanze den Pflanzenforschern des Altertums nicht bekannt war. Das Wort Aglei stammt aus dem althochdeutschen agana mit der Bedeutung Granne, Spitze oder Stengel. Man gab der Pflanze diesen Namen, weil die fünf Schoten derselben spitz und den Vogelkrallen gleich gekrümmt sind. Andere Botaniker suchen das Wort Aquilegia in anderer Weise zu deuten. So findet man die Erklärung, daß aquilegia aus aqua (Wasser) und legere (schöpfen) zusammengesetzt sei. Die fünf trichterförmigen Kronblätter, in denen sich der Regen leicht ansammelt, mögen Anlaß zu dieser Deutung gegeben haben. Noch nach anderen soll der Name Aquilegia eigentlich Alleluja gelautet haben, weil diese Pflanze zur Zeit des Mittelalters wegen der Blätter als Symbol der Dreifaltigkeit gegolten hat. So stehen sich die verschiedensten Ansichten gegenüber, eine Einheit über die Entstehung des Namens ist bis jetzt nicht erzielt worden. Andere Bezeichnungen dieser Pflanze sind „Elfenschuh" und „unserer lieben Frauen Handschuh." Zur Zeit des germanischen Heidentums war diese Pflanze den Elfen

Digitized by Google

und der hohen Himmelskönigin Frigga geweiht. Nach Einführung des Christentums wurden die der Frigga geheiligten Pflanzen in den Marienkultus verwoben, aus „Elfenhandschuh“ wurde der Name „unserer lieben Frauen Handschuh.“

Die Akelei.

Um des Frühlinges Verscheiden
Unter Blumen mancherlei,
Auf den Weiden
Blühst du schön und frank und frei,
Akelei!

Sommerschwül ist's, und im Walde
Hört man nur des Kukuks Schrei;
Ach, wie balde
Starb dahin der holde Mai!
Akelei!

Durch die Forstung ohn' Ermüden
Birscht dahin die Jägerei,
Roß und Rüden
Ruft der Hörner Klang herbei,
Akelei!

Nach der Quelle dunklem Glanze
Bringt der Hirsch sein Prachtgeweih,
Doch die Lanze
Bohrt sein lechzend Herz entzwei.
Akelei!

Dunkle Tropfen Blutes rannen,
Eine Blume stand dabei,
Um die Tannen
Schwang sich hoch der kühne Weih.
Akelei!

Aber draußen vor dem Walde
Singen Hirten zur Schalmei:
Ach, wie balde
Starb dahin der holde Mai!
Akelei!

Hermann Lingg.

22. Die Entstehung der Gentianen.

Drei Kinder gingen auf die Auen,
Des neuen Frühlings Reiz zu schauen.
Der Winter war so lang gewesen,
Und zwei von Krankheit erst genesen.
Der dritte sprach: „Kommt mit spazieren,
Ich will euch auf den Anger führen,
Daß euer mattes Aug' sich freue
An Blütenpracht und Himmelsbläue.“
Doch da sie nun die Höh' erstiegen
Und sehn das Dörflein d'runten liegen,
So waren Wolken aufgezogen,
Von Regen schwer, am Himmelsbogen,
Und zitternd fingen unsre Kleinen
Jetzt an vor Traurigkeit zu weinen,
Daß sie statt blauer Himmelsmilde
Der Regenguß umrauscht so wilde,
Und eilen fort, um unter Buchen,
Am Saum des Waldes Schutz zu suchen.
Da kommt aus tiefen Waldesgründen,
Wo Sommers Beeren süß zu finden,
Ein lockicht-schöner Knab' gegangen,
Hat sie zu trösten angefangen,
Und spricht: „Am Sonntag kommet wieder
Und singt da oben fromme Lieder,
Den Himmel sollt, den wunderblauen,
Ihr dann zu euern Füßen schauen;
Wo jetzt die Regentropfen schimmern,
Da soll dann Himmelsfarbe dämmern;
Da müßt ihr betend niederfallen,
Das wird dem lieben Gott gefallen.“
D'rauf ist der Knabe schnell entschwunden,
Und keines hat ihn mehr gefunden.
Als nun die Kinder wiederkamen
Und ihren Weg zum Anger nahmen,
Sich an dem Blütenduft entzückten
Und in das Thal hernieder blickten,
Ward droben alles vollgestreut
Mit Himmelsblau, und hoch erfreut
Hat Kindesauge sich verwundert,
Und Kindesherz sich froh ermuntert,
Den großen Gott im Himmel droben
Ob solchem Wunderwerk zu loben.
Ringsum war heil'ge Sonntagsstille:
Die Knospen drangen aus der Hülle;
Und über Berg und Thäler fern
Hinwehte mild der Hauch des Herrn.
Drum ward den Kindern auch so eigen,
Sie mußten ihre Kniee beugen;
Und ihrer Lippen kindlich Lallen
Tönt freudig, wie wenn Glocken hallen,
Und durch ihr offenes Gemüte
Drang ihnen des Allmächt'gen Güte.
Den Nachhall ihrer frohen Lieder,
Den gab der Chor der Vögel wieder.
Die Kinder liefen d'rauf mit Freuden
Die Läng' und Quer nach allen Seiten;

Digitized by Google

So weit sie reicht, der Augen Schau,
Blickt aus dem Grün das Himmelsblau,
Und wo ein Kindesfüßchen steht,
Sind blaue Blumen hingesäet.
Und seitdem steht man auf den Höhen
Alljährlich solche Blümlein stehen;
Doch wollen sie sich nicht bequemen,
Sich lassen mit nach Haus zu nehmen;
Sobald ihr anfangt sie zu pflücken,
Die Blättlein sich zusammendrücken;
Sie wollten nur den Anger zieren,
Nur unterm Himmelsdach florieren,
Und auch des ewigen Lichtes Strahlen
In sanftem Glanz vor Augen malen.
Und fragt ihr nach der Blumen Namen,
So merkts: Es sind die Gentianen,
Auch „Herrgottsschühlein" zubenannt,
Weil sie des Engels Tritt entstammt.
Wo aber solche Blumen blühen,
Da müßt ihr betend niederknieen,
Und mit erhobenen Gedanken
Dem Schöpfer alles Schönen danken.
Er läßt die Blumen unten blühen,
Nach oben euren Blick zu ziehen;
Da wird dereinst im Himmelsgarten
Viel größre Schönheit eurer warten.

Jugendblätter.

Waldschule.

Mitten im Walde, auf kleinem Fleck
Leben viel Blumen im kühlen Versteck,
Lachen froh, wenn die Sonne scheint,
Weinen mit, wenn der Himmel weint,
Spielen zusammen, und haben sich gern,
Beten gar innig und loben den Herrn.
Seht die Gentianen, die dunkelblauen,
Denen man alles möcht' anvertrauen!
Gänseblümchen, die Hirtenmagd,
Die jedem fröhlich „Guten Morgen" sagt;
Augentrost, jenes gute Kind,
Das nur auf Liebe und Hilfe sinnt;
Sein Spielkamerade, die Erika,
Ist auch in ihrem Kleidchen da
Von rotem Zeug und nettem Schnitt —
Hilft tüchtig beim Lachen und Weinen mit;
Auch Erdbeerblüte, im Hemdchen fein,
Sieht gar verständig und schalkhaft drein;
Hält viel auf sich und hat hohe Verwandte,
Ananas heißt ihre vornehme Tante.
Die blauen Glocken, die lieben, die schönen,
Wie müssen die herrlich im Mondschein tönen,
Und Frauenschühlein, so denk ich mir,
Führt die Wirtschaft im Hause hier,
Schlüsselblum' ist Beschließerin,
Und Marienläschen ist Kellnerin.
Da kommen die Mücken und Käfer und Bienen,
Lassen sich gern von den Blumen bedienen,
Schwärmen davon und vergessen den Dank
Für den erfrischenden Morgentrank.
Und der Kukuk auf seinem Ast
Schreit sein: „Kuck, Kuck, Kuck" ohne Rast,
Möchte schon lange bestallet sein
Als ein sehr hochgelehrt Schulmeisterlein;
Denkt: „Mit den Vögeln ist es nicht viel,
Lernen fast alles nur so im Spiel
Bei ihren Eltern im kleinen Nest,
Bleiben nicht sitzen in der Schule fest;
Hat jeder sein eigen Alphabet,
Daß einem Hören und Sehen vergeht.
Aber den Blumen, die immer schweigen,
Könnte man vieles lehren und zeigen,
Schienen mir immer gar aufmerksam,
Wenn ich sonst auf die Wiese kam;
Lernen vielleicht noch herrlich singen:
Muß ihnen mein ABC beibringen."
Und so schreit er den langen Tag,
Daß es die Blumen verdrießen mag,
Treibt es fort mit Beharrlichkeit
Die schöne prächtige Frühlingszeit.
Nun Kinderchen, geht in den Wald hinaus
Und fraget selber die Blümlein aus,
Ob sie vom Kukuk erlernet haben
Einen von seinen Kukukbuchstaben.

Fr. Pocci.

23. Der gemeine Dosten.

Der Name Dosten, Dost, Duft ist sehr alt; im Dänischen und Norwegischen heißt die Pflanze Tost. Dost und Dosten bedeutet etwas, was sich buschig ausbreitet, also im allgemeinen einen Büschel oder einen Strauß; Dosten als Pflanzenname bezeichnet also ein buschartig wachsendes Kraut. Nach altem Volksglauben war

Digitized by Google

die Pflanze eines der besten Mittel gegen Hexen, Nixen und selbst gegen den Teufel. In einem Kräuterbuche von 1678 heißt es:

„Dost, Hartheu und weiße Heid,
Thun dem Teufel viel Leid."

Die bloße Berührung genügte, um die bösen Geister zu vertreiben, wie aus mehreren alten Volkssagen hervorgeht. Zu Werbach im Badischen erzählte einst ein Mädchen seiner Mutter, es hätte von seiner Pate gelernt, Mäuse und Gewitter zu machen. Die Mutter erkannte sofort, daß dieses nur mit Hilfe des Bösen möglich sei und unterschätzte die Gefahr, in welcher ihr Kind schwebte, nicht. Als kluge Frau nahm sie Dosten und Johanniskraut, nähte es der Tochter heimlich in die Kleider und verbot ihr, die Pate ferner zu besuchen. Doch die Zaubereien gefielen derselben zu sehr, und heimlich schlich sie nach dem verbotenen Orte. Hier wartete schon der Teufel, um sie als Beute fortzuführen. Doch als er sie berührte, roch er die Pflanzen im Kleide und schrie wild:

„Dosten und Johanniskraut
Verführen mir meine Braut!"

Er mußte entweichen, denn er hatte nun keine Gewalt mehr über das Mädchen.

Ein andermal kam eine Hexe in einen Garten zu Hildesheim, um dort Unheil zu stiften; in demselben standen aber Dill (Anethum) und Dosten, und als sie dieselben erblickte, schrie sie vor Angst:

„Dillen und Dust,
Dat hew eck nich wußt!"

und entfloh sofort aus dem Raume.

Neben der Bezeichnung Dosten führte die Pflanze auch den Namen „Wohlgemut"; vielleicht ursprünglich wegen der stark und angenehm riechenden Blätter. In der alten „Bedeutung der Blumen" heißt es: „Ein Kraut das heißt Gemude, wer es trägt, der zeigt, daß er allezeit fröhlichen Gemütes ist, und es machen die Frauen gern Scheppeln (Kränze) davon." Und in dem Kräuterbuche von H. Bock vom Jahre 1574 wird der Name „Wohlgemut" dahin gedeutet, „daß die Pflanze Freude und guten Mut in den Menschen erwecke."

Wurde das Kraut Mähern und Schnittern unter das Essen gekocht, so sollte die Speise in den heißen Tagen des Sommers die Lust und Freude zur Erntearbeit beleben, „daß sie wohlgemüter schafften". Auch in alten Volksliedern findet das Kraut vielfach Erwähnung:

„Ein Blümlein auf der Haiden
Mit Namen W o h l g e m u t,
Läßt uns der lieb' Gott wachsen,
Ist uns für Trauern gut;
B e r g i ß m e i n n i c h t steht auch dabei;
Grüß' sie mir Gott von Herzen,
Die mir die liebste sei!"

24. Das Tausendgüldenkraut.

Diese schöne Pflanze führt ihren sonderbaren Namen von der vermeintlichen, unübertrefflichen Wirkung, die man ihr früher und hin und wieder auch noch jetzt gegen Fieber und Verdauungsbeschwerden zuschrieb, wie es J. Muth in folgenden Versen ausspricht:

„Kräftig bist du, wie der Natur freiwachsende Kinder,
Hoch gepriesen an Wert, dem die Benennung entspricht;
Bitter ist zwar, was du schenkst, wie die kühn gesproch'ne Wahrheit;
Doch dein bitterer Saft, wirkt er nicht Heilsames stets?"

Digitized by Google

Es gibt jedoch noch eine andere Erklärung des Namens, die allerdings die Sprachkenntnis der Mönche in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen läßt. Nach dieser soll der Name der Pflanze von dem lateinischen Beinamen centaureum herrühren. Dieses Wort hielten die Mönche für ein zusammengesetztes aus centum = 100 und aurum = Gold. Fälschlicher Weise sollen sie centum mit 1000 übersetzt haben, so daß der Name durch diese falsche Übersetzung entstanden sei. In wie hohem Ansehen diese Pflanze in früherer Zeit stand, geht aus der Sitte hervor, daß ein Reiter absteigen mußte, um sie zu pflücken, so oft er sie antraf, und daß die erste ihm begegnende Frau der Blume einen Kuß geben mußte.

Blumenhochzeit.

Silberne Birken mit grünendem Laub
Träufeln aus Blüten hernieder den Staub;
Rauschend entsendet der Kiefern Gezweig
Harzige Düfte dem waldigen Reich.

Blumen des Lenzes, im Moose versteckt,
Halten die Blätter wie nach mir gestreckt.
Kosend mit Winden, sie nicken und drehn
Lieblich die Köpfchen, als sollt' ich sie sehn;

Sollt' ich sie sehen im bräutlichen Glanz,
Wie sie hochzeitlich schon halten den Tanz,
Wie sie sich neigen, sich beugen und drehn,
Munter herüber, hinüber zu sehn.

Glückliche Blumen, wie seid ihr gefeit,
Wenn ihr sie feiert, die bräutliche Zeit!
Könntet ihr hören der Vögel Gesang,
Wär' es zum Fest der hochzeitlichste Klang.

Könntet ihr hören den flüsternden Quell,
Müßt' es euch lispeln wie Grüßen so hell;
Könntet ihr riechen balsamischen Hauch,
Käm' euch ein Grüßen des Waldes ja auch.

Könntet ihr fühlen den zärtlichen Druck,
Würden euch Käfer zu gastlichem Schmuck;
Könntet ihr sehen den sonnigen Schein,
Stellte die Sonne zum Fest sich mit ein.

Silberne Birken mit grünendem Laub
Träufelt aus Blumen auf Blumen den Staub!
Goldiger Puder stell' heute allein
Hoch aus den Lüften als Regen sich ein!

K. Müller.

25. Der Aronsstab.

Der Name dieser Pflanze findet seine Erklärung in dem wundersamen Baue der Blüte. Der obere nackte, in der Mitte mit Staub- und unten mit Fruchtblüten besetzte Blütenkolben hat ein stabförmiges Aussehen, und das Volk sah in ihm ein bleibendes Zeichen der Erinnerung an den grünenden Stab des Hohenpriesters Aron (IV. Mose 17, 8). In einigen Gegenden führt die Pflanze den Namen „Zehrwurz", weil die Wurzel, die zwar im rohen Zustande der Gesundheit nachteilig ist, gekocht oder getrocknet ein gesundes Nahrungsmittel bietet; in den Karpaten wird sie dem Brotmehl beigemischt. Ein dritter Name der Pflanze ist „Zeigwurz"; denn in manchen Gegenden ist sie dem Landmanne ein Vorzeichen einer günstigen oder ungünstigen Ernte. Sind die Staubblüten vorwiegend stark entwickelt, so deutet dies auf eine gute Kornernte; eine überwiegende Entwicklung der Fruchtblüten aber läßt auf eine gute Heuernte schließen.

Bei der auffallenden Bildung der Blüte konnte es nicht fehlen, daß auch der Aberglaube die Pflanze in seinen Dienst nahm. Weil der Blütenkolben von der weißen Scheide wie ein Kind von den Windeln eingehüllt wird, sollte die Pflanze kleine Kinder gegen die Unholden schützen. Man legte den Aronsstab zu diesem Zwecke den Kindern in die Wiege. Auch grub man ihn wohl unter die Thürschwelle, um dem Bösen den Eingang in das Haus zu wehren.

In Schwaben erzählt eine Sage, daß Josua und Kaleb auf ihrer Reise als Kundschafter den Stab Arons mitnahmen und auf demselben die große Traube aus

Digitized by Google

Kanaan heimtrugen. Bei ihrer Rückkehr steckten sie den Stab in die Erde, und eben an der Stelle, wohin sie den Stab gesteckt hatten, wuchs der Aronsstab hervor. Noch jetzt ist deshalb diese Pflanze ein Abbild des Früchtesegens, von welchem die beiden Kundschafter erzählten.

26. Der Seidelbast.

Der Name Seidelbast ist entstanden aus Zeidelbast und hieß früher zidelbast. Über die Bedeutung desselben herrschen verschiedene Ansichten. Die Pflanze soll dem Zio oder Tio, dem Gott der Winde und Seelen, geweiht gewesen sein und im Altnordischen den Namen Tyvither geführt haben. Andere beziehen die Silbe „bast" auf die blasenziehende Rinde, und deuten zidel auf die Bienen, welche die im ersten Frühjahr vor den Blättern erscheinenden schönen roten Blüten besuchen. (Zideln oder zeideln hieß so viel, als Honigscheiben aus dem Bienenstocke schneiden.) Der Strauch führt auch den auffallenden Namen Kellerhals. Andresen vermutet, „daß demselben ein imperativisches „Kellen, hals" (quäl den Hals, von kellen, englisch quell) zu Grunde liege, mit Beziehung darauf, daß die Beeren als Gewaltmittel bei Halskrankheiten heftiges Brennen verursachen."

Der Strauch soll einst ein stolzer Baum gewesen sein. Als aber die Juden aus seinem Holze das Kreuz Christi zimmerten, traf ihn der Fluch des Herrn. Er schwand und verkümmerte seit der Zeit, bis er endlich zu einem kleinen, mageren Sträuchlein wurde.

Blüten schmücken dich schon, noch ehe die Blätter dich kleiden;
Ungestielt an den Zweig schmiegen die Blumen sich an.
Röschen ahmest du nach und Hyacinthen; an Farbe
Jenen, und diesen an Duft; beides verführet den Sinn.
Gärten zieret dein Schmuck; doch bist du bekannt durch die Schärfe,
Durch betäubenden Duft, durch die gefährliche Frucht.

F. Muth.

27. Die Tollkirsche.

Der deutsche Name sowohl, wie der botanische Atropa belladonna deuten auf die Giftigkeit dieser Pflanze. Der Name Atropa stammt aus dem Griechischen und sagt, daß der Tod nach dem Genusse dieser Pflanze unabänderlich sei. Denselben Namen (Atropos) führte auch die Todesgöttin, die in der Unterwelt ohne Erbarmen den von den beiden andern Parzen gesponnenen Lebensfaden abschnitt. Die Bezeichnung Tollkirsche führt die Pflanze, weil ihre schönen, kirschähnlichen und zum Genuß einladenden Beeren von sehr nachteiliger Wirkung für den Menschen sind. Am Niederrhein heißt die Pflanze auch „Walkerbeere", weil jeder nach dem Genuß der Beere den Walküren anheimfiel. Im Gegensatz zu den angeführten Namen steht der lateinische Beiname belladona, er bedeutet schöne Frau. In Italien wird nämlich aus den Beeren eine Schminke bereitet, welche die Italienerinnen benutzen; auch sollen sie sich mit dem aus den Beeren gewonnenen Wasser waschen, um eine reine, klare Haut zu erhalten. Ja, besonders eitle Schönen sollen sogar von dem Gifte dieser Pflanze etwas genießen, um dadurch den Augen einen schöneren Glanz zu geben.

Das besonders in der Wurzel und der Frucht enthaltene Gift heißt Atropin. Seine Wirkungen erstrecken sich vorzugsweise auf die Sinnesorgane und das Gehirn, es erzeugt Schwindel, Betäubung, Doppelsehen u. s. w. Von Kindern, denen die Pflanze unbekannt ist, wird die schöne, kirschähnliche Beere gar leicht gegessen, und hat die Tollkirsche auf diese Weise schon viel Unheil angerichtet. Ein furchtbarer Vergiftungsfall soll sich 1813 bei Meißen zugetragen haben, wo 560 Soldaten in einem Feldlager Tollkirschen gegessen und infolge dessen an Wahnsinnszufällen gelitten haben sollen.

Digitized by Google

Die Tollkirsche.

Deine Glocken, die roten, erhebst du auf waldigen Höhen;
Glänzend wie Kirschen, schwarz, prangen die Beeren an dir.
Aber du heuchelst nur die Farben der Rose; dem ernsten
Blick enthüllet es sich, daß nur die Falschheit so glüht.
Deine Kirschen verführen durch ihren Zucker, doch wehe,
Wer sie genießet, denn sie bergen im Zucker das Gift.
Schön ist dein Name, doch schrecklich dein Gift; so hinter den schönen
Worten leider! ist oft Tücke des Herzens versteckt.

J. Muth.

28. Der Türkenbund.

Die bräunlich roten Perigonblätter sind rund gewölbt und zurückgeschlagen und bilden einen kleinen Turban, wie ihn die Türken tragen, daher der fremdländische Name der Pflanze. Die Heimat derselben soll nach einigen das Kap der guten Hoffnung sein, von hier sollen sie Kolonisten nach Europa gebracht haben. Andere behaupten jedoch, sie wäre ursprünglich eine abendländische Pflanze. Zur Zeit der Alchymisten hat sie eine große Rolle gespielt. Bekanntlich beschäftigten sich diese wunderbaren „Gelehrten" damit, aus irgend einer Mischung von Stoffen das viel begehrte und hoch geehrte Gold herzustellen. Fast jeder Fürst hatte seinen Hofalchymisten, der mit regem Eifer und geheimnisvoller Wichtigthuerei die abenteuerlichen Studien pflegte; denn das Gold war eben bei allen Fürsten knapp und rar. Die Zwiebel des Türkenbundes hat nämlich eine goldgelbe Farbe, sie sollte das eigentliche Goldmittel enthalten, und von ihr hat die Pflanze den Namen „Goldwurz" erhalten. In bezug hierauf heißt es in einem Kräuterbuch aus dem 16. Jahrhundert: „Das vierte Geschlecht Heidnisch-Lilie nennt man Goldwurz von wegen der gelben Wurzel, vielleicht auch weil die Alchymisten das Kraut in großem Wert halten und wollen, es habe eine Kraft, die Metalle zu verändern."

Im 16. Jahrhundert war der Türkenbund die Modepflanze, besonders war die scharlachfarbige Blume sehr geschätzt und gesucht. Wie in späterer Zeit bei der Kultur der Tulpen, so soll es auch beim Türkenbund besonders die holländische Gartenkunst verstanden haben, ein recht lohnendes Geschäft mit den Zwiebeln zu erzielen. So schnell freilich die Liebhaberei für diese Pflanze entstanden, so schnell schwand sie auch wieder, eine andere Blume trat an ihre Stelle, um auf einige Zeit die Gunst der Menge zu fesseln.

In der Schweiz pflückt noch jetzt der Senne die auffallenden Blüten und hängt sie in seiner Sennhütte oder in den Ställen des heimatlichen Dorfes auf, damit sie die Kühe vor Krankheit und Hexerei schütze.

29. Das Farnkraut.

Welcher Freund der Natur hätte sich bei einem Spaziergange durch den Wald oder durch das Gebirge nicht schon erfreut an den vielen zierlichen Gestalten dieses Krautes! Wie mancher hebt ein solches Pflänzchen mit den Wurzeln aus und pflegt es daheim im Gärtchen oder Blumentisch, um sich täglich an den zierlich zerteilten Wedeln desselben zu ergötzen! Zwar die ganze Pracht und Schönheit der Entfaltung dieser Pflanzenart zeigen erst die Vertreter in den feuchten Wäldern der heißen Zone, wo baumförmige Farne in einer Höhe von 15 m mit riesigen Wedeln das Erstaunen des Europäers erregen. Und doch was sind selbst diese baumförmigen Farne der Gegenwart im Vergleich mit ihren Brüdern der Vorzeit! Es gab einst eine Periode in der geologischen Entwickelung unseres Planeten, in der den Farnen die Herrschaft unter den Pflanzen zukam, in der sie in großen, unermeßlichen Wäldern das feste Land bedeckten. Sie fanden in jener fernen Zeit alles das in reich-

Digitized by Google

licher Menge vor, was sie zu einer üppigen Gestaltung erfordern. Über dem eben aus dem Urmeere emporgehobenen Festlande lagerte eine tropische, reichlich mit Wasserdämpfen und Kohlensäure angefüllte Atmosphäre, welche Exemplare zeitigte, gegen deren riesenhafte Ausdehnung selbst die größten der heutigen Vertreter als Zwerge erscheinen. Doch nachdem sie lange, lange Zeit hindurch als die Schönsten unter den Kindern Floras das grüne Pflanzenkleid der Erde gebildet hatten, verschwanden sie, um anderen die Herrschaft einzuräumen. Das feste Land sank unter das Niveau des Urmeeres, und die herrlichen Farnwälder wurden von den mächtigen Meereswellen überflutet, und von den festen Bestandteilen des Meeres, die sich aus demselben niederschlugen, begraben. Der Druck dieser Schichten, die meist eine erstaunliche Ausdehnung erhielten, ist im Laufe der unermeßlichen Zeit so stark gewesen, um die unter ihnen ruhenden Farne in steinharte Kohlen zu verwandeln. In welcher üppigen Entfaltung und kolossalen Menge die Farnkräuter damals auf der Erde existiert haben müssen, beweisen die vielen und mächtigen Steinkohlenflötze, die sich in allen Erdteilen befinden, und aus denen der Bergmann häufig die schönsten Abdrücke der zierlichen Wedel als Urkunden über die Entstehung der Steinkohle und zugleich als Denkmünzen der Schöpfung an das Tageslicht fördert.

Nach diesem flüchtigen Rückblick in die graue Vorzeit unserer Erde wenden wir uns wieder der fröhlichen Gegenwart und der Betrachtung der heutigen Farne zu. Beginnen wir mit dem Namen Farn. Derselbe findet sich bereits im Althochdeutschen, doch ist die Bedeutung desselben dunkel. Ein Zusammenhang mit dem Worte „fahren" ist schwer anzunehmen, obgleich einige ältere Botaniker die Pflanze „Waldfahren" nennen; möglich, daß sie hierdurch auf die außerordentlich schnelle Entwickelung derselben hinweisen wollten. Eine Farnart führt den Namen Engelsüß, weil sie nach dem Volksglauben den Menschen von den Engeln als Heilmittel gegen Schlaganfälle gegeben sein soll. Die Bezeichnung „süß" bezieht sich auf den Geschmack der Wurzel. Unser größter europäischer Farn heißt Adlerfarn, weil der untere Teil des Wedelstieles auf der Durchschnittsfläche eine dem Doppeladler ähnliche Figur zeigt. Auch mit den Buchstaben J. C. wird die Zeichnung verglichen, wonach der Farn „Jesus-Christus-Wurzel" benannt ist.

Die eigentümliche Art und Weise der Fortpflanzung der Farnkräuter ist es von jeher gewesen, welche die Verwunderung der Menschen erregt hat; als zu den Kryptogamen gehörend, treiben dieselben weder Blüten noch Früchte wie die übrigen Pflanzen und vermehren sich trotzdem. Da unsern Vorfahren die Kenntnis der Sporenkörper und die Entstehung der Pflanze aus ihnen fremd war, so fand der Aberglaube hier leichtes Spiel, und man brachte die Pflanze mit den bösen Geistern, ja mit dem Teufel selbst in Verbindung. Dem rätselhaften Samen schrieb man die wunderbarsten Kräfte zu. Wer in dem glücklichen Besitze desselben war, erfreute sich einer unverwelklichen Jugend und bekam eine solche Kraft, daß er in seinem Geschäfte ebensoviel arbeitete als sonst zwanzig Männer. Zur Zeit des Mittelalters führte derselbe den viel versprechenden Namen „Wünschelsame," denn wer ihn bei sich trug, dem wurden alle Wünsche erfüllt. Auch besaß der Farnsame nach der Meinung des Volkes die wunderbare Macht, unsichtbar zu machen. Als einst ein Mann in der Mittsommernacht sein verlornes Füllen suchte und durch eine Wiese ging, fiel Farnsamen in seine Schuhe, und als er heim kam, gewahrte er, daß seine Hausleute gar nicht auf ihn achteten. Er rief: „Ich habe das Fohlen nicht gefunden!" Da erschraken alle heftig, weil sie seine Stimme hörten, ohne ihn zu sehen. Er machte nun allerlei, um sich über den Vorfall aufzuklären, wurde aber erst dann wieder sichtbar, als er seine Schuhe ausgezogen hatte.

Legte man ferner den Farnsamen zum Gelde, so sollte er bewirken, daß dasselbe trotz aller Ausgaben nicht weniger wurde. Überhaupt sollte der Teufel dem glücklichen Besitzer dieses Samens bei allen möglichen und unmöglichen Dingen behilflich sein. So erzählt man folgende Geschichte: Ein Bursche hatte sich auch einst vom Teufel den Farnsamen zu verschaffen gewußt; infolgedessen konnte er fahren, wie

Digitized by Google

er wollte, so jagte er z. B. mit vier Pferden die steilsten Abhänge hinab, ohne Schaden zu nehmen. Als er einst mit dem Erntewagen in die Scheune fuhr und niemand zum Abladen bei der Hand war, fuhr er über die Leiter zum Boden hinauf und warf dort das Getreide ab. Der Bauer kam zufällig dazu, aber ängstlich schwieg er still, denn hätte er nur ein Wort gesprochen, so wären Kutscher, Pferde und Wagen rettungslos heruntergestürzt.

Der zauberkräftige Same war jedoch sehr schwer zu erlangen. Ganz unsicher war man darüber, wann er zur Reife gelangt wäre; die einen sagten, in der Johannisnacht müsse man ihn suchen, die andern bestimmten die Christnacht dazu. In jedem Falle mußte man ihn des Nachts von 11—12 Uhr sammeln. Aber gerade dies Einsammeln hatte seine große Schwierigkeit. Denn der Same gelangte nicht allmählich zur Reife, sondern plötzlich, und in demselben Augenblicke fiel er funkelnd wie feuriges Gold mit großer Kraft zur Erde und verschwand, so daß er nicht wieder gefunden werden konnte. Die Kraft, mit der er dem Boden zustrebte, sollte so groß sein, daß er selbst metallene Mörser, in denen man ihn auffangen wollte, durchschlug; nur ein kohlschwarzes Bockfell konnte ihn aufhalten. Am sichersten erhielt man ihn aber vom Teufel selber, dem man sich dann allerdings verschreiben mußte. Zu diesem Zwecke durfte man in der ganzen Adventszeit nicht beten, kein Weihwasser berühren, und nicht in die Kirche gehen. Dagegen mußte man sich stets mit teuflischen Gedanken beschäftigen. In der Christnacht stellte man sich vor Mitternacht auf einen Kreuzweg, über welchen schon Leichen nach dem Friedhof getragen waren; hier erschienen dem Menschen eine Menge Gespenster, unter denen bekannte und unbekannte Verstorbene waren, und suchten ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er durfte aber kein Wort sprechen und nicht lachen, sonst wurde er sofort vom Teufel zerrissen. Hatte er bis zum Schlage zwölf die Probe bestanden, so erschien der Böse und gab ihm eine Düte mit Farnsamen.

Von einem Burschen wird erzählt, daß er einst den oben erwähnten Kutscher gebeten habe, ihn bei der Gewinnung des Farnsamen in der Christnacht zu begleiten. Zur vorgeschriebenen Zeit, nachts elf Uhr, gingen sie nach dem Kreuzwege. Der Führer zog einen Kreis, gebot das tiefste Schweigen und las wunderliches Zeug aus einem kleinen Buche. Von halb zwölf ertönte das Getöse des wilden Heeres, dann hing ein großer Mühlstein an einem dünnen Faden über beiden. Hierauf erschien ein vierspänniger Wagen, dessen Fuhrmann, um sie zum Sprechen zu verleiten, nach der nächsten Ortschaft fragte. Dann glitt eine große Holzschüssel herab und fragte, ob sie dem Wagen nachkommen könne, und diese Schüssel erschien dem Burschen so komisch, daß er laut lachen mußte, wofür ihn der Wissende mit einer kräftigen Ohrfeige belohnte, da er durch das Lachen den Farnsamen verscherzt hatte.

Aber nicht nur der Same, sondern auch das ganze Kraut war wunderkräftig. Schritt ein Wanderer über dasselbe, ohne es zu beachten, so verlor er den Weg und konnte sich nur dann wieder zurecht finden, wenn er die Schuhe wechselte oder — wenn es eine Frau war — wenn sie die Schürze ablöste und verkehrt vorband. Aus diesem Grunde hieß das Kraut in Thüringen „Irrkraut." Blühenden Farn hing man gern über die Thür, damit er Glück ins Haus bringe. Zur Mitternachtsstunde, am Walpurgistage (1. Mai) verwandelte sich nach der Meinung unserer Vorfahren alles Wasser der Brunnen und Flüsse in Wein, doch nur der, welcher Farnblüte bei sich trug, konnte es schöpfen.

Eine andere Sage erzählt Dr. Th. Bodin in der „Natur" über das Farnkraut, das bei den Wenden des Spreewaldes „Paproschkraut" genannt wird. Er schreibt: „Ein junger Hirte verstand einmal, Dank diesem Kraute, die Sprache der Gänse. Aber nur ganz kurze Zeit konnte er sich seiner Sprachkunde rühmen. Das kam folgendermaßen: Einst hütete er Nachts die Gänse seines Herrn. Da fiel ihm die Blüte von dem Kraute Paprosch in die Schuhe; das blüht nur nachts um die zwölfte Stunde. Früh Morgens heimgekehrt, brüstete er sich nicht wenig vor den Leuten, denn er konnte ihnen berichten, was die Gänse sich erzählt hatten. So-

Digitized by Google

fort wurde dieses im ganzen Dorfe bekannt, und auch der Herr des Hirten erfuhr davon; neugierig geworden, ließ er sobald den gelehrten Hirten zu sich kommen. Dieser wollte nun sauber und ordentlich vor seinem Gebieter erscheinen; er zog die beschmutzten Schuhe aus und bessere an — aber da hat er nichts mehr gewußt und ist von seinem Herrn als Prahlhans verspottet worden."

30. Der Bärlapp.

(Lycopodium clavatum.)

Diese dem Farnkraut nahe verwandte Pflanze führt ihren eigentümlichen Namen von der Ähnlichkeit der dichtbeblätterten jungen Zweige mit einem behaarten Tierfuße; auch der botanische Name besagt dasselbe, er ist zusammengesetzt aus zwei griechischen Wörtern, die Wolf und Fuß bedeuten.

Man war früher der Meinung, daß nach der Zeit der Sonnenwende, von der die Tage wieder abnehmen, die bösen Geister auch mehr Macht über die Menschen bekämen. Um sich nun gegen die dunkeln Mächte der Finsternis zu schützen, suchte man die Ranken des Bärlapp, umgürtete sich damit und warf Kränze aus diesem Kraute in die Johannisfeuer. Daher führte die Pflanze auch die Namen „Gürtelkraut" und „Johanniskraut." Eine andere Bezeichnung der Pflanze ist „Weinkraut," weil man, um das Sauerwerden und Abstehen des Weines zu verhüten, ein Stückchen von ihrer Wurzel oder ihrem Kraute in den Wein hing. Besonders rätselhaft erschienen die Sporen. Weil sich dieselben schwer mit Wasser verbinden und im Feuer mit blitzähnlicher Flamme aufleuchten, hielt man sie für ein schwefelhaltiges Pulver, welches der Pflanze von den bösen Geistern verliehen wäre, und nannte es Hexenmehl. In einem alten Kräuterbuche heißt es von demselben: „Im Julio und Augusto findet man einen fahlgelben Staub, Mehl oder Pulver in der Pflanze, so etliche für den Samen halten. Das gelbliche Mehl oder Pulver, wenn es durch ein Röhrlein in ein brennendes Licht oder ein Feuer geworfen wird, gibt wegen seiner subtilen schwefelichten Theilchen eine starke Flamme oder Blitz von sich, dahero es etliche Sulphur vegetabile (Schwefel aus dem Pflanzenreiche) nennen."

31. Die Schwämme.

In noch weit höherem Grade als die übrigen Kryptogamen erregte das Heer der Schwämme die Verwunderung des Menschen. Gar vieles wirkte hier zusammen, um die wunderbarsten Ansichten über diese Gewächse bei dem Volke hervorzurufen. Außer der auffallenden Gestalt und Farbe, war es besonders das sprichwörtlich gewordene schnelle Hervorschießen derselben aus dem dunklen Schoß der Erde, das sie vor andern Pflanzen auszeichnete; über Nacht entstanden sie, und fast ebenso schnell waren sie verschwunden. Die Unkenntnis der Sporenkörperr ließ die Menschen früher über das Wesen der Fortpflanzung der Schwämme vollkommen im Unklaren. Dazu kam noch die auffallende Erscheinung, daß sich einige Schwämme für den Menschen als genießbar erwiesen, während andere trotz ihrer verführerisch leuchtenden Farbe Krankheit und Tod bei einem Genusse im Gefolge hatten. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn auch die Schwämme mit geisterhaften Wesen in Verbindung gebracht wurden. Bis vor gar nicht langer Zeit hielt man sie überhaupt nicht für Pflanzen, wie dies deutlich aus den Worten eines alten Pflanzenkenners hervorgeht, der über dieselben sagt: „Die Schwämme sind weder Kräuter noch Wurzeln, weder Blumen noch Samen, sondern nichts anderes, denn eine überflüssige Feuchtigkeit der Erden, der Bäume, der Hölzer und anderer fauler Dinge."

Besonders rätselhaft erschien die ringförmige Ausbreitung mancher Pilze auf Wiesen und im Walde. Da man sich diese auffallende Erscheinung auf natürliche

Digitized by Google

Weise nicht erklären konnte, so nannte man sie „Hexen- oder Zauberringe" und schrieb ihr Entstehen geisterhaften Wesen zu. Diese Ansicht wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß das Vieh, das innerhalb dieser Hexenringe wachsende Gras, welches von den vermoderten Pilzen einen häßlichen Geruch hat, nicht frißt. Über das Wesen solcher Hexenringe schreibt Lenz: „Viele fädigflockige und häutige Mycelien (das sind wurzelähnliche Gebilde am Fuße des Pilzstieles) überwintern und entwickeln sich Jahre lang fort und erzeugen alljährlich neue Fruchtkörper. Tritt kein Hindernis entgegen, so geschieht die Entwickelung in der Regel so, daß das Mycelium von dem Punkte seiner ersten Entwickelung in centrifugaler Richtung und mit jedem Jahre in größeren Kreisen sich ausbreitet. Indem nun in der Peripherie, als der jüngsten und am kräftigsten vegetirenden Region, die Fruchtkörper sich entwickeln, während das Centrum allmählich abstirbt, entsteht die jedem Schwammsammler bekannte Erscheinung, daß die Pilze in mehr oder weniger regelmäßigen Ringen und Halbkreisen entstehen, eine Erscheinung, die sich selbst bei den Schimmel- und den auf Blättern schmarotzenden Pilzen (z. B. Kartoffelpilz) wahrnehmen läßt."

Unter den einzelnen Schwämmen hatte besonders der Bovist die Aufmerksamkeit durch seinen staubgefüllten, beutelförmigen Körper auf sich gezogen. Da die Schwämme besonders nach einem warmen Regen in größerer Menge erscheinen, brachte man ihr Auftreten mit der in eine Hexe verwandelten Regenthrude in Verbindung, worunter man in der heidnischen Vorzeit die Tochter des Donar verstand, die den Menschen den sanften, fruchtbaren Regen sandte. Deshalb nannte man den Bovist auch „Thrudenbeutel." In anderen Gegenden erklärte man diese wunderbaren Staubpilze für ausgebrannte und auf die Erde gefallene Sternschnuppen.

32. Das Moos.

„Ein verwöhntes und blasiertes Geschlecht sind in vieler Beziehung wir Menschen der heutigen Zeit. Wir sind es oft selbst unserer heimischen Natur gegenüber und verstehen nicht, durch deren liebevolle Betrachtung unser Herz jung und frisch zu erhalten. Durch Schilderungen ferner Länder und Zonen werden wir auf Geistesflügeln, ja durch das Dampfroß selbst mit Leib und Leben mühelos in anmutige Gegenden gebracht, gegen welche freilich unsere heimische Scholle bescheiden sich ausnimmt. So streift denn das Auge recht gleichgültig an den heimischen Fluren, an den allgewohnten Baumgruppen, an dem harmlosen Bache vorüber, dessen über Kiesel murmelndes Silber und dessen blumiges Ufer unsere Kinderherzen einst hoch erfreute. Wir wollen mehr, wollen Außergewöhnliches, Seltsames haben, um gefesselt zu werden." Leider hat P. Kummer in diesen Worten nur zu Recht. Wie oft hört man Klagen über die traurige Gegend, in die das Schicksal unser Leben gebannt habe. Zwar wandeln wir nicht überall in großartigen Alpenlandschaften oder in majestätischen Eichenhainen, wo die Reize der Natur sich uns in so erhebender Schönheit darbieten; doch wenn wir es verstehen, die Wunder der Schöpfung auch im Kleinen zu beachten, so wird keine Gegend, und wäre es die ödeste Heide, ohne Reiz für uns sein. Und zu solchen Gegenständen, an denen wir die Naturschönheit im Kleinen bewundern müssen, gehört in erster Linie das Moos. Aber wie viele treten das Moos mit Füßen und gehen gleichgültig an demselben vorüber, ohne es eines näheren Blickes zu würdigen. „Wer hätte außer dem Botaniker auch wohl schon einmal eine Moosfrucht beachtet und an deren seltsamer schlanker Gestaltung sich erfreut! Daß ein Moos blühen und Früchte tragen könne, ist den meisten schon überraschend. Und doch was für Früchte! Solche, die an niedlichster Grazie — dabei sind Blattstamm, Fruchtstiel und Frucht zusammen oft kaum einen Zoll hoch — alles übertreffen. Es sind Pflanzen, wie aus liliputanischen Gärten in menschliche Gegenden verirrt, und bei der größten Einfachheit im Bau doch von origineller Form sondergleichen." Daher singt auch der Dichter vom Moose:

Digitized by Google

„Willst du stille Wunder schauen,
Lenk' zur Erde deinen Sinn;
Dich im Niedern zu erbauen,
Sieh auf zarte Moose hin!

Sieh' nur dieses stille Walten,
Das mit Wunderkräften schafft,
Wenn im Keimen und Entfalten
Alles eilt aus seiner Haft!

Wenn im Blatte tausend Zellen
Aus dem Urstoff des Demant
Mit des Lichtes Wunderwellen
Bilden nun ihr grün Gewand!

Wenn in wunderschönen Blüten,
Tiefverborgen, zart und bunt,
Liebeskräfte neu erglühten
Im geheimen, schönen Bund!

Wenn ein Schwellen und ein Dehnen
Jetzt im zarten Schooß sich fand,
Und dann unter raschem Sehnen
Bald ein Früchtchen auferstand!

Wenn es jetzt auf zarten Säulchen
Anmutsvoll ins Leben trat,
Auf dem rings gezähnten Mäulchen,
Deckelchen und Hütchen naht!

Wenn sie beide sich erheben,
Um dem Früchtchen zu entfliehn,
Und zu einem neuen Leben
Nun die Samen weiter ziehn!

Wenn du alles dies erschauetest
In gemeiner Zauberpracht,
Wett' ich, daß du dich erbautest,
Daß viel Wunder dir gelacht!"

Ernst Schemel.

Während in dem vorstehenden Gedichte das einzelne Moospflänzchen gefeiert wird, schildert das folgende den Eindruck, den die grüne Moosdecke als eigenartiger und sinniger Schmuck ehrwürdiger, menschlicher Bauwerke auf uns macht.

Das bescheiden und still erglänzt im Schimmer des Abends,
Sei mir, sinniges Moos, an der Ruine gegrüßt.
Nimmer mit goldener Blüte umkränzt dich der heitere Frühling;
Aber der Winter auch bleicht nimmer dein ewiges Grün.
Ernstvoll blickst du herab von des Domes stolzragender Kuppel;
Lächelst im Hoffnungsgewand noch an dem Steine der Gruft.
So bescheiden und still bist du mir des Weisen ein Sinnbild;
Nimmer von Freuden entflammt, nimmer von Kummer gebleicht.
Ernstvoll blickt es herab von des Glückes erhabenstem Gipfel,
Lächelt, der Hoffnung Bild, noch an dem Steine der Gruft.

L. M. Büschenthal.

Das saftige, schwellende Moos, welches den müden Wanderer so freundlich zur erquickenden Rast einladet, war von jeher ein Liebling des Menschen; Sage und Legende verherrlichen dasselbe. So erzählt die Sage in Tirol von dem heilkräftigen isländischen Moose — welches allerdings der Botaniker nicht zu den Moosen, sondern zu den Flechten rechnet — daß es in früheren Zeiten auch in den Thälern wuchs und so reich an nährenden Stoffen war, daß die Kühe, welche davon aßen, außerordentlich viel Milch gaben. Als nun Christus auf einer seiner Wanderungen auch durch Tirol kam, gelangte er als Bettler verkleidet zu einem Gehöfte, in welchem die übermütige Bäuerin soeben ein Milchbad nahm und den bittenden Herrn schnöde abwies. Da erzürnte der Herr und verbannte die nützliche Flechte aus den Thälern, indem er rief: „Isere, wachs unterm Schnee!" und seitdem wächst die Pflanze, die früher Isere hieß, nur auf den Höhen.

Jesus und das Moos.

In tiefster Schlucht im Waldesschooß
Entsproß das grüne zarte Moos,
Ein Teppich, sammetweich.
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Rosenglut und Waldesgrün
Schaut's niedre Moos und seufzt: Solch' Blüh'n
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauschen über mir
Und nicht ein Auge sieht mich hier,
Denn alle lockt das Licht.

Digitized by Google

Und sieh! da kommt im Abendschein
Der Heiland wandelnd durch den Hain
Mit bleichem Angesicht,
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt er's weiche Moos mit Lust
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erst durch die Wüste her,
Da brannten Sand und Sonne sehr,
Nun kühlt das sanfte Moos.
Da spricht der Heiland: „Vaterhand
Hat solche Lieb auf dich gewandt
In Zartheit ernst und groß!

Welch' Auge mag so blöde sein,
Erkennt nicht in der Klarheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, so unbeacht't.
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Los trag' mit Geduld!"

Dies Wort bracht' Jesus kaum hervor,
Da sprießt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein wunndermild!
Moosröslein wurd' es bald genannt,
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demut süßes Bild.

Des Heilands Erdenleid versüßt
Hat es, die Füß' ihm sanft geküßt,
Deß wurd' ihm solcher Lohn. —
O Herz bleib' immer treu und weich,
Bist du bedrückt dem Moose gleich,
Dann knospt die Rose schon!

H. v. Chezy.

Der Aberglaube hat sich auffallender Weise nur wenig mit dem Moose befaßt; am bemerkenswertesten sind in dieser Beziehung die sogenannten Moosleute. Im Harze waren sie bekannt als Moosweiblein und Moosfräulein, denen sich die seltneren Moosmännlein zugesellten. Man stellte sich unter ihnen zwergähnliche Wesen vor mit einem behaarten Körper und einem alten runzeligen Gesicht, das an mehreren Stellen gleich alten Baumstämmen ganz mit grauem Moos bewachsen war. In der Gegend von Saalfeld bilden Drechsler diese Wesen in der Gestalt kleiner Puppen nach und stellen sie zum Verkauf aus. In Reichenbach herrscht noch die Sitte, Weihnachten kleine Moosleute auf den Tisch zu stellen. Diese Moosleute haben nach dem Glauben des Volkes ihre Wohnung in hohlen Bäumen oder in Mooshütten. Sie spinnen das Garn, aus dem sie ihr Gewand bereiten, aus dem zarten Miesmoos, das oft mehrere Fuß lang gleich einem Seile von einem Baume zum andern hängt. Ihr Gesicht waschen sie in Tau, welcher sich in den Blättern des Frauenmantel (Alchemilla) angesammelt hat, und baden sich im Wiesentau. Als Handtuch dient ihnen das zarte Wellmoos. Ihre Kinder betten sie auf Moos oder in Wiegen von Baumrinde. Mit den Menschen verkehren sie höchst friedlich, sie warnen dieselben besonders vor Entheiligung des Feiertages. Oft suchen sie die Hülfe des Menschen, wofür sie sich jedoch demselben wieder dienstwillig erweisen oder ihm grünes Laub schenken, das sich in Gold verwandelt; dagegen nehmen sie als Lohn für ihre Dienste nur Speisen an, die man für sie auf den Ofen zu setzen pflegte. Sie selber führen kein freudenreiches Leben; denn sie werden von dem wilden Jäger verfolgt, der sie, wenn er ihrer habhaft wird, in der Luft in Stücke zerreißt. Man hört sie daher oft klagen und weinen und nennt sie aus diesem Grunde auch wohl Klageweibel. Um eine sichere Zufluchtsstätte vor dem wilden Jäger zu haben, sollen sie oft die Holzhauer bitten, drei Kreuze mit der Axt auf die Baumstumpfe einzuhauen, auf die sie sich dann setzen.

In erster Linie sah man die Holz- oder Moosfräulein als die Schutzgeister der Waldbäume an. Ihr Leben war an das der Waldbäume gebunden, und so oft jemand einen jungen Baum so lange umdrehte, bis Rinde und Bast sich vom Holze trennten, mußte eines von den Moosleuten sterben. Aus diesem Grunde schärften sie allen Menschen, mit denen sie zusammenkamen, ein, keinen Baum zu schälen oder anderweitig zu vernichten. Aber auch die Früchte des Feldes und besonders der Flachsbau standen unter ihrer Obhut. Deshalb warf man z. B. in der Oberpfalz beim Säen desselben einige Körner für das Holzfräulein in den nahen Wald,

Digitized by Google

oder, wenn man später den Flachs jätete, verfertigte man dem Holzfräulein aus einigen Flachsstengeln ein Hüttchen. Selbst bei der Ernte ließ man aus Dankbarkeit einige Flachshalme stehen und band sie oben mit einem Knoten zusammen, damit das Holzfräulein sich darunterſetze und Schutz fände.

Das Moos.

In des Waldes grünem Haus,
Um der Erde rauhen Schooß
Breitet still das zarte Moos
Seinen weichen Teppich aus.

Baut viel tausend Zellen hier
Dicht und still und nett und traut,
Fein gewölbt und zart gebaut,
All' dem kleinen Waldgetier.

Trägt geduldig jeden Tritt,
Saugt des Regens Schauer ein,
Lacht im goldnen Sonnenschein
Froh gleich allen Blumen mit.

Und wo eine Blum' herab
Neigt verwelkt das Haupt zur Ruh',
Deckt es sie so freundlich zu,
B'reitet ihr ein duftig Grab.

Schmiegt und dehnt so weit sich aus,
Wo ein Wandrer müd' und matt
Sich zum Schlaf gelagert hat,
Daß ihm träumt vom Vaterhaus.

Deckt es gleich der eis'ge Schnee,
Tritt manch rauher Fuß darauf,
Richtet sich's doch wieder auf,
Grünt und schauet in die Höh'.

Selbstentsagend still erfreu'n,
Alles tragen mit Geduld,
Mußt voll Liebe du und Huld,
Herz, dann wirst du glücklich sein!

Hedwig Gäde.

Das Moos der Bäume.

Da, wo der Nord mit scharfem Speer
Hinsendet Stoß auf Stoß,
Da deckt den Baum als sich're Wehr
Ein Schild von dichtem Moos.

Nicht war mir solch ein Schild zur Hand
Im Sturmgewühl der Welt,
Und jeder Pfeil, von ihr gesandt,
Traf mich auf off'nem Feld.

Doch jetzt, wie scharf und schonungslos
Sie angreift, alles prallt
Leicht von mir ab, denn was das Moos
Dem Baum, ist mir der Wald.

G. Pfarrius.

Digitized by Google

II. Feld und Flur.

Das Kornfeld.

Im Korne zwischen seinen Ähren
Durchschlich es mich besonders. Kehren
Die mannigfaltigsten Gesicht'
Aus ihm hervor die Blumen nicht?
Steht es nicht wie des Waldes Mauer
Und ladet zum Verborgenen ein?
Und lebt doch nur so kurze Dauer;
Die Ernte kommt, es fällt der Hain
Der schlanken Halme, darauf sauset
Der Wind in Stoppeln, wo nichts hauset.

Immermann.

Es ist uns geläufig geworden, wenn wir von Natur und Naturschönheit reden, nur an reine, von Menschenhand unberührte Formen der Landschaft zu denken. Unbewußt oder bewußt liegt dieser Gewohnheit eine richtige Anschauung zu Grunde. Denn wo der Mensch, sei es bildend, sei es zerstörend, eingreift in die Gestaltung der Erdfläche, da ist es fast überall ein Bedürfnis, das ihn treibt, ein Nutzen, den er erstrebt; und wie im Reiche der Kunst, so wird auch in dem der Natur der spröde Zweck meistens der Tod des Schönen sein. Natur und Kultur stellen Gegensätze dar. Aber allerdings keine unvereinbaren Gegensätze. Nichts beweist dies vielleicht deutlicher als der Park oder die Kunstlandschaft, die — wie der Name sagt — eben auf Grundzügen, von der Natur selbst gegeben und im Geiste derselben gefaßt, eine gleichsam ideale Wirklichkeit schafft. Aber man darf vielleicht noch weiter gehen und behaupten, daß keine der Gestalten, in welche der erobernde Mensch den Boden zwang, jener Poesie ganz entbehre, die aus freier Natur allenthalben weht. Ja, selbst die ärmste aller Kulturformen, selbst das Kornfeld hat noch immer einigen Anteil an dem stillen, tiefen Reiz des Erdenlebens. — —

Wir nennen die verschiedenen Arten des Kornes mit zusammenfassendem Ausdruck Getreide. Das fast undurchsichtig gewordene Wort bezeichnet sie als das Getragene (ahd. gitragidi, mhd. getregede), das Erdgezeugte, als Gabe der Erde. Und welches andere Geschenk der reichen Mutter verdiente mehr die Auszeichnung eines solchen Namens? Und welch ein Rück- und Ausblick käme an Weite dem gleich, der sich an die Verleihung, gleichsam an die Belehnung des Menschen mit dieser Erd- und Himmelsgabe knüpfte?

Jahrhunderte, Jahrtausende thun sich auf, und in die ersten Zeiten des Menschendaseins sehen wir staunend hinaus. Heimat- und obdachlos streift der Jäger durchs Gewälde, horchenden Ohrs beschleicht er das ruhende Wild, oder erjagt im Wettlauf das flüchtige, fordert es mit roher Waffe zum Kampf. Sein blutiges Gewerbe duldet keine Genossen; er bedarf großer Erdstrecken, damit Hirsch und Bison sich nähre, in deren Fell er sich hüllt, deren Fleisch seinen Hunger bändigt, aus deren Blut er neue Wildheit trinkt: einsam wie er gelebt, endet er einsam. Wie ganz anders erscheint neben ihm der Hirt! Sein Geschäft ist nicht mehr der Mord,

Digitized by Google

er nährt, zähmt, erzieht das Tier; schon werden die edleren Kräfte des Gemütes wach: nach oben zu den ewigen Gestirnen richtet sich sein ahnendes Auge, und in die Weite der Ebene oder im Thal des Gebirges erhebt er die Stimme zum Wechselgesang. Aber noch folgt er mit dem beweglichen Zelt der weidesuchenden Herde von Steppe zu Steppe, auch er ist noch fremd und ohne Heimat auf der Erde, und in langen Fehden vertilgt oft ein Geschlecht das andere. Erst wenn er den Jagdspeer und den Hirtenstab weggeworfen, wenn der Pflanzensegen der Erde seine irren Schritte hemmt und ihn die Kunst lehrt, säend und erntend mit unblutiger Hand sein Brot zu bauen, wenn er auf die großen Ordnungen der Natur ein stetiges Dasein gründet, dann erst, im Ackerbauer, ist der Mensch zum Menschen geworden und mag versuchen, die großen Aufgaben der Menschheit zu erkennen und zu lösen. Um die feste Wohnstatt breiten sich umfriedete Marken, gesellt sich mannigfaltiger Schmuck des Bodens; Hütte tritt neben Hütte, auf beschirmtem Altar brennt das Opfer, und bald erwachsen aus dauernder Gemeinschaft die Tugenden und Kräfte der Völker. Auf dem Ackerbau, als auf einer unzerstörbaren äußeren Grundlage ruht alles, was die Menschheit errungen hat in Sitte und Bildung. — —

Je größer sonach die kulturgeschichtliche Bedeutung des Kornes ist, um so geringer erscheint nun dagegen die ästhetische. Die Getreideflur hat wenig malerischen Reiz. In eintöniger, gleicher Linie markt sich Feld von Feld. Es ist, wie der Dichter sagt, die

„— Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes;
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt." Schiller.

Die Schrift des Gesetzes. Gewiß! Aber darf man sie schön nennen? und ist in der bunten Mosaik, in dem schachbrettartigen Getäfel, zu dem die Ackerstreifen sich zusammensetzen, etwas anderes sichtbar, als die mühende, regelnde Hand des Fleißes? Es ist die Erde in Knechtsgestalt, die wir sehen, abgerissen von ihren Schultern der stolze Mantel der Wälder, von ihrem Busen das Geschmeide der Wiesen; den freien Schwung ihrer Formen fesselt ein knappes Gewand, für welches der Poet vielleicht lieber die Nacktheit der Wüste tauschen möchte. Oder sind etwa nicht gerade jene Erdstriche, aus deren reichem Segen ein großer Teil Europas seine Speicher füllt, verhältnismäßig die ärmsten an schönen Landschaften? Brot, Brot! das ist der einzige Eindruck, den der Wanderer aus diesen weitgedehnten Getreideflächen mitnimmt. Der Gedanke an die Notdurft des Lebens ist's, der ihn begleitet und festhält.

Und dennoch wäre in dieser Härte ausgesprochen das Urteil ein unbegründetes, denn auch das Kornfeld hat seine Poesie, und sie umwebt uns — wie so oft — auch ungesucht. — —

Gewiß, auch ein Halmenfeld ist schön. Sei es, daß es ein stiller Wald träumend in die Luft stehe, oder daß der Wind in seinen weichen Wellen buhlend wühle. Wenn da in den Tagen der Sommersonnenwende die langen Kornwogen dunkellicht aufschlagen und die Hügel hinauf und hinab und weiter ziehen und die ganze Fläche jetzt violett, jetzt silbergrau schimmert, dann ahnen auch wir, gleich unseren Vorfahren, im Steigen und Beugen der Halme den Segensgang der befruchtenden Naturkraft. Dann mag noch immer Fro, der schützende Gott, auf seinem Eber durch die Fluren reiten und Gedeihen geben, oder Walpurgis, die heilige Ährenhüterin, die Saaten weihen. Aber auch ohne diesen frommen Glauben — welches Auge verfolgte nicht mit Lust die reizenden Linien jenes Spiels? Und wer empfände nicht im Anblick dieses stillen Regens und Lebens dem Dichter nach, wenn er darin ein Bild erkennt der im Menschengeist wachsenden und wogenden Gedanken? Oder wer hätte nicht schon, wenn er durch das schlanke Geröhre wanderte, jener Scene gedacht, in welcher Dorothea an Hermanns Arm der neuen Heimat zueilt und mit ihm des wankenden Korns sich freut,

„Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten erreichte" —?

Digitized by Google

Und was flüstern nun diese schwankenden, wiegenden Halme? Was raunt in diesem leisen Rauschen, in dem es immer wie ein geheimes reifendes Feuer zu knistern scheint? Sie erzählen sich von dem Naturſegen, der nun wieder aufgethan ist für so viel sorgende, hoffende, harrende Menschenherzen, aufgethan für alles, was da lebt. Das ist das unendlich Beruhigende, ich möchte sagen Sättigende im Anblick des Kornfeldes. Es ist die neue Erfüllung der alten Gottesverheißung: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ Man sieht wieder mit leiblichen Augen die Hand des Himmels, der mit der Erde einen Bund geschlossen, und der Staub der blühenden Ähren dampft ein keusch Geheimnis der Natur in die blauen Wolken auf und wird zum Opfer der Scholle. — —

Ist das Korn gemäht und eingescheuert, so ist des Jahres schönere Hälfte dahin. Über dem Stoppelfelde liegt schon die ganze Herbstschwermut. Die Wanderspinnen weben ihren Schleier, die Heimatvögel, lange verstummt, rüsten zur fernen Wanderschaft, vom Himmel hangt trübstilles Gewölk. Nur wenn im Spätherbst die Pflugschar von neuem die Erde spaltet, belebt sich noch einmal dieses Bild. Die Spuren der Vergänglichkeit schwinden wieder, der neuen Saat wird das Bett bereitet, hoffend strebt der Sinn hinaus, und wie der Scheidende wohl ein grünes Reis zurückläßt, so zeigt uns noch im Vorwinter das Korn ein neues Grün. Mag die Schneedecke es auch bald genug verhüllen, sie hüllt es nur ein, um es desto sicherer einer künftigen Frühlingssonne entgegenzuführen.

H. Masius.

33. Der Roggen.

Der Roggen ist unsere wichtigste heimische Getreideart und wird von dem Landmann schlechtweg das Korn genannt. Er ist die Frucht „unseres täglichen Brotes,“ wie der Weizen bei den Romanen. Sein Name ist sehr alt und bisher noch nicht genügend erklärt; man vermutet, daß er mit Rogen verwandt sei, welches im weitern Sinne Frucht bedeutet; z. B. Fischrogen, d. i. Frucht der Fische.

Nach dem Glauben der alten Griechen und Römer war Ceres, die Göttin des Ackerbaues, die Spenderin der Getreidepflanzen, ihr zu Ehren erhielten dieselben den Namen Cerealien. Unsere germanischen Vorfahren verehrten den Odin als den Gott der Ernte. Auch waren sie der Ansicht, Fro oder Freyr, der Sonnengott, ritte auf seinem Eber durch die Fluren, um Wachstum und Gedeihen zu spenden. In dunkler Erinnerung an diesen Glauben sagt man in Thüringen noch heute, wenn die goldenen Ähren vom Winde hin und her bewegt werden, ein Eber durchrausche das Korn. Bei der Ernte ließ man am Ende jedes Feldes einen kleinen Ort ungemäht, dessen Ähren man zusammenschürzte und mit Wasser besprengte. Dann traten alle Mäher umher, entblößten ihre Häupter, wandten ihre Sensen und Wetzsteine nach dem Ährenbüschel und riefen Wodan dreimal an:

„Wode, Wode,
Hale dinem Rose nu Foder.
Nu Distel und Dorn,
Tom andern Jar beter Korn!“

Lange hat sich dieser Brauch in Mecklenburg und am Harze erhalten. Doch geschah das Binden solcher Büschel in den einzelnen Gegenden in verschiedener Weise. So mußten in einigen Gegenden drei große Ähren mit der rechten Hand erfaßt, zu einem Knoten verschlungen und mit den Kräutern des Ackers als Kornblumen, Mohn und Kamillen geschmückt werden. Betend stellten sich dann die Schnitter um den Büschel und dankten, daß sie sich bei der Ernte nicht geschnitten hatten. In manchen Gegenden fügte man dieser Götterspende auf Roggenäckern noch ein Stück Roggenbrot und auf Weizenäckern ein Stück Weizenbrot bei. Auch in anderer Weise be-

Digitized by Google

kundete sich die Dankbarkeit gegen die Götter für den Erntesegen. In Hessen warf man, sobald die Ernte beendet war, nachts um zwölf Uhr eine Garbe aus der Scheune, damit die Engel ihren Teil des Gottessegens bekämen, und am Harz ließ man sogar eine Garbe für die Sperlinge stehen.

Es ist natürlich, daß eine Pflanze, die in so hohem Grade den Dank des Menschen gegen die Götter forderte, in ihrer ganzen Entwickelung vom Keimen bis zur Ernte mit besonderem Interesse beobachtet wurde, und daß eine große Anzahl von eigenen Sitten und Gebräuchen sich an dieselbe knüpften. War im Frühjahr die Feldflur bestellt, so wurde dieselbe mit einem Pfluge, der von Jungfrauen gezogen wurde, umzogen. Durch dieses Benehmen wollte man der Ackerarbeit den besten Erfolg sichern. In Süddeutschland rissen am Aschermittwoch die Burschen die Mädchen aus den Häusern und spannten sie vor einen Pflug. Einer der Burschen trieb und lenkte sie mit einer Peitsche. Hans Sachs erzählt in seinem Schwank „die Hausmaide im Pflug," daß er bei Regensburg am Aschermittwoch sechs schöne Hausmaide an einem Pfluge habe dahinziehen sehen, ein Bursche trieb sie mit der Geißel, ein anderer hielt zu hinterst den Pflug, und ein Teil der Gesellen trieb noch mehr Hausmaide herzu. Es waren die Hausmaide, die übergeblieben waren und bis Fastnacht keinen Mann genommen hatten. Wollte der Landmann seine Saaten vor Blitz, Hagel und schädlichen Würmern schützen, so besteckte er am Palmsonntage die Felder mit den geweihten Palmzweigen. In einigen Gegenden, wie den Alpen, war es Sitte, brennende Strohbündel über die Saatfelder hinabrollen zu lassen, um, wie es hieß, „das Korn aufzuwecken." In anderen Gegenden schoß man am Walpurgisabend (1. Mai) mit Gewehren dreimal über die Felder, um die Hexen, die das Schießen nicht leiden konnten, von den Fluren zu vertreiben, damit sie der keimenden Saat keinen Schaden zufügten. In der Altmark herrscht die eigentümliche Sitte, daß die Brautleute während der Trauung Getreidekörner in den Schuhen tragen, um hierdurch die Fruchtbarkeit der Felder zu vermehren. In vielen Gegenden wird in die erste Garbe ein Brot und ein Osterei gebunden, um das Wiederaufkeimen und einen reichlichen Ertrag für das nächste Jahr zu sichern. An anderen Orten wird der erste Pflug über ein Brot und ein Ei in den Acker geführt, auch vergräbt man wohl beides in das besäte Feld. In Thüringen ißt der Landmann mit seiner Familie einige frische Eier auf dem eben bestellten Acker. Das Ei ist hier das Symbol des erwachenden Lebens.

Aus all diesen Sitten und Gebräuchen geht hervor, daß der Landmann schon früh zu der Erkenntnis gekommen war, daß zu dem Gedeihen des Getreides mehr erforderlich war als seine Arbeit. Er schrieb diese Einwirkung geisterhaften Wesen zu, die bald einen günstigen, bald einen schädlichen Einfluß auf die Feldfrüchte ausüben sollten. Der böswilligste und gefürchtetste unter diesen Geistern war der sogenannte Bilwitz. Man dachte ihn sich als einen sehr magern Mann, angethan mit einem langschößigen Rock, das Haupt bedeckt mit einem dreieckigen Hütchen. Die knöchernen Hände hatte er immer in den Hosentaschen. Entweder um Walpurgis oder um Johannis, wenn kein Mond am Himmel stand, schlich er sich zur Mitternachtszeit aufs Feld. Sein Gang war so leise, daß ihn niemand hörte. War er bei dem Acker angekommen, dem er schaden wollte, so schnallte er seinen rechten Schuh ab, nahm ihn unter den Arm und band an die große Zehe seines rechten Fußes eine kleine, sehr scharfe Sichel. Dann ging er quer und schräg oder in Schwenkungen durch das Getreide und mähte schmale, aber sehr lange Gassen. Bis zum Morgen waren alle abgeschnittenen Halme verschwunden, so daß der Eigentümer, wenn er an sein Feld kam, nichts weiter sah als die Verwüstung seines Getreides und die trostlos leeren Gänge. In Bayern, im Voigtland, in Thüringen und anderen Ländern war der Bilwitz bekannt und gefürchtet. Jede Gegend besaß ihr besonderes Mittel, denselben unschädlich zu machen. In Landau z. B. steckte man mitten in den Acker auf einen Stab einen aus Feldblumen gewundenen und am grünen Donnerstage geweihten Kranz. In der Passauer Gegend band man bei der

Digitized by Google

Ernte in die erste Garbe einen Wacholderzweig und legte sie zuerst auf den Wagen, drasch sie aber zuletzt aus. Hierdurch sollte der Acker für das kommende Jahr vor dem Bilwitz gesichert sein. Sehr schwer war es, den Unhold zu entdecken und zu vernichten. In Thüringen hing man sich zu diesem Zwecke am Dreifaltigkeitssonntag einen Spiegel um den Hals und setzte sich auf einen Holunderbusch, von hieraus fleißig nach allen Seiten nach ihm umsehend. Doch wagte es jemand höchst selten, auf diese Weise den Bilwitz zu entdecken, da es für den Späher selbst lebensgefährlich war; denn wenn der Bilwitz denselben zuerst sah, mußte er sein kühnes Unternehmen mit dem Tode büßen. Nur wenn sich der Bilwitz in dem Spiegel erblickte, ohne den Träger desselben zu sehen, mußte er binnen Jahresfrist sterben. Zur Erklärung über die Entstehung der Sage von dem Bilwitz sei bemerkt, daß man in der That in Getreidefeldern, die in der Nähe eines Waldes liegen, solche leer getretenen, wie abgemähten Gänge findet. Doch braucht man zur Deutung ihres Entstehens seine Zuflucht nicht zu solchen abergläubischen Meinungen zu nehmen. Dieselben haben sich dem nüchternen Beobachter als Spuren der Hirsche und Rehe herausgestellt, die zur frühen Morgenzeit Äsung in dem Getreidefelde gehalten haben.

War das Getreide gereift, so galt als eine den Ernteertrag vermehrende Sitte, daß die Hände der Unschuld das reife Getreide zuerst berührten. Ein vierjähriges Kind schnitt die ersten Halme, und das erste Seil, mit dem die Garbe gebunden wurde, mußte von einem sechsjährigen Kinde geschürzt worden sein.

Wenn in früherer Zeit die Heilighaltung des Sonntags überhaupt noch strenger beobachtet wurde als heute, so war es doch besonders verrufen, am Sonntage Getreide zu schneiden. Mehrere Beispiele werden erzählt, die den Unwillen Gottes über solche That deutlich bekunden. In Kamin in Pommern lebte eine Edelfrau, die sich hartnäckig weigerte, das Christentum anzunehmen. Eines Sonntages wollte sie ihr Gesinde zwingen, Getreide zu schneiden. Als sich dieses jedoch weigerte, ihrem gotteslästerlichen Gebote Folge zu leisten, ergriff sie selber die Sichel. Doch als sie gerade mit der Arbeit beginnen wollte, erstarrte sie plötzlich. Alle sahen hierin ein deutliches Zeichen des Himmels und wer mit der Taufe bis dahin noch gezögert hatte, ließ sich schnell taufen. Ein andermal traf ein Priester am Tage Mariä Himmelfahrt einen Mann und eine Frau beim Getreideschneiden. Er ermahnte sie, den Tag nicht zu entheiligen. Doch als der Mann trotzdem mit der Arbeit fortfuhr, stürzte er plötzlich tot zu Boden. Sichel und Halme hielt er krampfhaft in der Hand, und nicht eher konnte man dieselben ihm aus den Händen ziehen, als bis sein Frevel von der ganzen Gemeinde anerkannt war.

Die Zeit der Ernte ist nach mancher Beziehung eine Zeit, in welcher der Mensch die Güte Gottes ganz besonders erkennen und preisen soll. Gar schön ist daher die Sitte einiger Gegenden, in derselben, so lange Garben im Felde stehen, des Mittags vom Kirchturm zu läuten. Schon der Anblick eines reifen Getreidefeldes macht auf den sinnigen Beschauer einen erhebenden Eindruck. J. Hammer gibt diesem Gefühle Ausdruck, wenn er singt:

„Es regt auf dem reifenden Korngefild
Sich kaum ein Lüftchen leis und mild;
Wie fromme Beter still beglückt
Im Gotteshause stehn gebückt,
So scheinen, von ihrem Segen trunken,
Die Ähren im Gebet versunken.

Und zwischen ihnen dort und hier
Der blauen Blümchen süße Zier,
Als ob ein jedes hold und hehr
Ein Liebesblick des Himmels wär';
Drum mag die Lerche mit frommem Vertrauen
Bei ihnen gern ihr Nestlein bauen."

Wurde in früherer Zeit das letzte Getreide in die Scheune gebracht, so geschah dies unter besonderer Festlichkeit, wie ja auch Schiller in der „Glocke" der „Feier des Erntekranzes" Erwähnung thut. Im allgemeinen gestaltete sich die Feier in folgender Weise: Fuhr der letzte Erntewagen heim, so war derselbe mit Baumzweigen und Blumen des Feldes geschmückt, desgleichen hatten sich Schnitter und Schnitterinnen mit Kränzen und Bändern geziert, ja selbst die Sichel, das Trinkgefäß und die

Digitized by Google

Peitsche waren mit Blumen geschmückt. Dann wand man zum Kranze die goldenen Ähren und flocht neben blauen Cyanen, Wintergrün und Dreifaltigkeitsblumen hinein. Mit Sang und Klang zog die frohe Schar der Schnitter und Schnitterinnen ins Dorf hinein, um dem Herrn der Ernte den Erntekranz darzubringen, der nun für die vollbrachte saure Arbeit seinen Leuten ein frohes Fest bereitete, wobei der Erntereigen nie fehlen durfte. Hat auch in unserer Zeit des Dampfes und der Maschinen, in der das früher mehr patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Arbeiter geschwunden, die weltliche Feier dieses Erntefestes immer mehr von seinem schönen Charakter eingebüßt, so hat doch die Kirche Sorge getragen, daß der christliche Landmann und Bürger nicht vergißt, dem rechten Herrn der Ernte Lob und Dank zu sagen; noch ziert in sehr vielen Kirchen am Erntedankfeste ein goldener Ährenkranz den Altar.

Daß auch manche Sage und abergläubischer Brauch sich an das Getreide knüpfen, wurde bereits erwähnt, einige Züge seien im folgenden noch mitgeteilt. Einst, so berichtet die Sage, reichten die Ähren am Halme bis zur Erde herab. Doch zur Strafe für die Bosheit der Menschen wollte Gott die Ähren ganz von den Halmen abstreifen. Nur der Bitte der Mutter Maria ist es zu danken, daß die Ähre wenigstens am Gipfel stehen blieb. Um vor dem Fieber gesichert zu sein, muß man die drei ersten Ähren, die man findet, essen. Bei Landleuten sieht man wohl hinter dem Spiegel drei Ähren stecken, sie sollen für das ganze Jahr Glück bringen. Besonders groß war die Freude über den Fund einer doppelten Ähre; dieselbe deutete auf ein nahe bevorstehendes großes Glück.

Wollte ein Kind nicht gedeihen, so legte man es am Johannismorgen in ein Ährenfeld und übersäete es mit Samenkorn. Sobald die Saat begann aufzulaufen, sollte auch das Kind anfangen zu laufen. Das Getreide war gleichsam der Doppelgänger desselben, und sein Wachstum verbürgte das des Kindes. Der Sage nach war Roggenbrei eine Lieblingsspeise der Zwerge. Im Tau des Roggenfeldes badeten sich die Zwerge, weil derselbe kräftigen und verjüngen sollte, besonders im Monat Mai; auch Sommersprossen wurden durch denselben vertrieben.

Gar praktisch war der Glaube an die Roggenmuhme, die das Brotkorn gegen das Zertreten böser Buben schützte. Folgendes Gedicht von W. Stamm erzählt davon.

Es schläft die Luft, es weht kein Wind,
Und dennoch beugen tausend Ähren
Bald leise sich und bald geschwind,
Als ob sie freien Willens wären.

Rings liegt die Flur so seltsam stumm
Gleich einem weiten Heiligtume —
Das macht, unsichtbar schreitet um
Im Erntefeld die Roggenmuhme.

Mit schwielenharter, brauner Hand
Erteilet sie dem Korn den Segen,
Wann sich im heißen Sonnenbrand
Beginnt der Blüte Frucht zu regen.

Wo sie die Ähren rührt, da quillt
Empor die Milch der Mutter Erde
Ins Körnlein, welches freudig schwillt,
Daß es zum Brot des Menschen werde.

Und wo zu schmalen Äckerlein
Sich teilen die besäten Breiten,
Da sieht man doppelt sie feldein,
Feldaus der Armen Land durchschreiten.

Mein Kind hab du des Kornes Acht,
Zertritt es nicht ob einer Blume —
Mit ihren großen Augen wacht
Im Feld die strenge Roggenmuhme.

Unter den Sagen des Roggens, welche sich an bekannte Personen knüpfen, sei noch folgende erwähnt: Als einst Georg Fugger in Augsburg heiratete, fragte er den Teufel, was er für einen über Nacht gebauten Palast begehre. Der Teufel verlangte Fuggers Seele und dieser sagte zu, indem er sich nur noch eine kleine Aufgabe vorbehielt. Als nun der Palast gebaut war, nahm Fugger einen Scheffel Roggen, verstreute ihn in alle Winkel und Gemächer des Gebäudes und sagte zum Teufel, daß er seine Seele haben könne, wenn er imstande sei, alle die Körner zu sammeln. Der Teufel suchte die ganze Nacht, stellte sich mit dem ganzen Scheffel

Digitized by Google

am Morgen bei Fugger ein und begehrte seinen Lohn. Aber Fugger lächelte und sagte, daß drei Körner fehlten, die, weil sie geweiht wären, ihm zwischen den Krallen wären stecken geblieben. So hatte der Kaufmann den Teufel um Palast und Seele betrogen. —

Aus Schillers „Glocke."

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann streut aus vollerHand,
Den Samen auf das weiche Land.
Und, wundersam! was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schoß
Und wickelt es im Stillen los:
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein rötlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
Und fleht um Tau und Sonnenschein,
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn
Und muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh,
Der Himmel deckt mit weißem Schnee
Der Erde Kindlein freundlich zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
Die Lerche singt, das Korn erwacht,
Der Lenz heißt Baum und Wiesen blühn
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Ähren, schlank und schön,
Muß nun die Halmensaat erstehn,
Und wie ein grünes, stilles Meer
Im Winde, wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Ährenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
Geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

Krummacher.

Das Ährenfeld ein Bild der Schule.

Lustig wogendes Ährenfeld,
Kommst mir vor wie die Kinderwelt
In der Schule gedrängtem Raum,
Bietend jedem ein Plätzchen kaum.

Wenn die herbstliche Zeit sich naht,
Streut ins Feld der Sämann die Saat,
Und Jahr aus, Jahr ein auch besät
Just so der Lehrer des Geistes Beet.

Sonn' und Regen und Eis und Schnee,
Lächeln und Thränen und Ernst und Weh
Wechseln für beid' oft in Jahresfrist,
Daß ein rechtes Gedeihen auch ist.

Und bald drauf reget sich da und dort
Halm und Ähre, Gedanke und Wort,
Ei, wie selig der Sämann da blickt,
Ei, wie freundlich der Lehrer da nickt!

Doch es drängt sich in dichten Reih'n
Unkraut zwischen die Ähren auch ein;
O ihr Kinder, so träg und so wild,
Unkraut seid ihr im Schulgefild!

Doch im Felde, da glänzen auch hold
Schimmernde Farben durchs Ährengold,
Blümlein drängen sich in die Reih,
Daß der Schein beim Guten auch sei.

Digitized by Google

So in dem freundlichen Kinderrund
Geben sich Freuden wie Blumen auch kund,
Daß mit Wonne an jedem Tag
Sei gewürzet die Müh' und die Plag!

Braun.

Zwischen den Halmen.

Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh mir eins das Unkraut an:
Das hat der böse Feind gethan!"

Da kommt sein Knabe hoch beglückt,
Mit bunten Blumen reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden,
Er jauchzt: „Sieh, Vater nur die Pracht,
Die hat der liebe Gott gemacht."

Jul. Sturm.

Rätsel.

Ich bin das Nützlichste wohl auf der Erde,
Doch gleichet dem auch nichts, wie ich gemartert werde;
Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszusteh'n;
Ich muß durchs Wasser erst und dann durchs Feuer geh'n,
Und alles, was man mir nur Hartes angethan,
Beschließt das Wasser und der Zahn.

Es wallt das Korn —

Es wallt das Korn weit in die Runde,
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch andrer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Thalen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch;
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Bursche jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zu Hauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Wittwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß!

Schon sind die Garben fest gebunden
Und schön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich flohn die stillen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden, braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Gottfried Keller.

Predigt der Garben.

Der heiße Erntetag war vorüber, eine schöne Sommernacht breitete sich über die schweigenden Gefilde. Da richtete sich eine Garbe auf und rief über den Acker hin: „Lasset uns dem Herrn ein Erntedankfest halten unter dem stillen Nachthimmel!" — Und alle Garben richteten sich auf, und von ihrem Rauschen erwachten die Lerchen und die Wachteln, die in den Stoppeln umher schlummerten.

Die erste Garbe begann die Predigt: „Bringet her dem Herrn Ehre und Preis! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute! Er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Aller Augen warten auf ihn, und er gibt ihnen Speise zu seiner Zeit. Jahrtausende sind über die Erde gegangen, und jedes Jahr hat Ernten gesammelt und Speise bereitet. Immer deckt der Herr seinen Tisch, und Millionen

Digitized by Google

werden gesättigt. Seine Güte ist alle Morgen neu. Bringet dem Herrn Ehre und Preis."

Da stimmte der Chor der Lerchen ein Danklied an. Und eine andre Garbe redete: „An Gottes Segen ist Alles gelegen! Der Landmann rühret seine thätige Hand, pflügt den Acker und streuet Körner in seine Furchen; aber vom Herrn kommt das Gedeihen. Viele kalte Nächte und heiße Sommertage liegen zwischen dem Säen und Ernten. Menschenhand kann die Regenwolken nicht herbeiführen, noch den Hagel abwehren. Der Herr behütet das Körnlein im Schoß der Erde, behütet die grünende Saat und die reifende Ähre. Fürchtet euch nicht! Er war mit uns. An Gottes Segen ist Alles gelegen!"

Nun nahm die dritte Garbe das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Mit schwerem Herzen ging ein Sohn aus zu säen. Ach, der Vater war ihm gestorben, und daheim weint die verlassene Mutter; denn die harten Gläubiger hatten die Scheuer geräumt. Ein mitleidiger Nachbar lieh ihm den Samen; aber Thränen fielen mit den Körnern in die Furchen. Nun erntet er hundertfältig; denn der Herr hat seine Ernte gesegnet. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben!"

Darnach fuhr eine vierte fort zu reden: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Könnten wir das hineinrufen in die Häuser der Reichen, die ihre Scheuern jetzt füllen! Könnten wir's dem hartherzigen Manne zurufen, der gestern die armen Ährenleser von seinem Acker trieb. — Wen der Herr segnet, der soll auch seine milde Hand aufthun, daß er gleiche dem redlichen Boas, der an der frommen Ruth Barmherzigkeit übte. Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht!" — Und die Wachteln riefen laut hinüber ins Dorf, als wollten sie die schlafenden Herzen aufwecken.

Und also endete die fünfte Garbe: „Was der Mensch säet, das wird er ernten! Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten, und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Was wundert ihr euch, daß Unkraut unter dem Weizen stehet? Hättet ihr den Samen gesichtet, ehe ihr ihn ausstreuet! Wer Unkraut säet, wird Mühe ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Was der Mensch säet, das wird der Mensch ernten!"

Und alle Garben umher neigten sich und sprachen: „Amen! Amen!"

M. Harms.

34. Der Weizen.

Als die Heimat dieser feinsten Getreideart sieht man Persien oder Vorderasien an. Von hier wanderte der Weizen mit den Kulturvölkern nach Westen. In den ältesten Urkunden jener Völker wird er bereits als Brotfrucht erwähnt. So wurde er in Palästina zu Abrahams Zeit schon zur Mehlfabrikation benutzt (I Mos. 18, 6). Die Chinesen kannten den Weizen bereits 3000 Jahre vor Chr., und in den alten Mumiensärgen Ägyptens ist uns sogar Weizen aus jener Zeit bis in unsre Tage aufbewahrt worden. Dieser Mumienweizen liefert zugleich ein Beispiel, wie unglaublich lange manche Samenkörner ihre Keimkraft behalten; man hat denselben gesät, und trotz der Ruhe von c. 3000 Jahren hat derselbe Frucht getragen. Bei den Griechen, Römern und Ägyptern war der Weizen die vorzüglichste Getreideart. Zu den Germanen kam er durch die Römer. Seit jener Zeit hat der Weizen sich in Europa immer mehr verbreitet. Auch einige abergläubische Sitten und Gebräuche haben sich mit der Zeit an den Weizen geheftet. Sollte z. B. die Frucht schön gelb werden, so mußte der Landmann beim Säen einen goldenen Ring am Finger tragen. Große Not machte in früherer Zeit dem Landmann ein Pilz, der in Masse an der Ähre wucherte und unter dem Namen „Brand" bekannt und verrufen ist. Allerlei

Digitized by Google

Mittel wandte man früher an, um den sogenannten Brand von dem Weizen fern zu halten. In den Gegenden am Harze stellte man den Samen stillschweigend auf den Kopf und sagte dabei:

„Weizen ich setze dich auf den Band (?),
Gott behüte dich vor Tresp' und Brand."

(Trespe ist ein Gras, das als Unkraut unter dem Getreide wuchert.) In andern Gegenden warf man das Saatkorn vor dem Säen durch ein Strohfeuer, wodurch jedenfalls manches schädliche Samenkörnchen vernichtet wurde.

Fütterte man zu Weihnachten das Geflügel mit Weizenkörnern, die man während des Gottesdienstes in der Tasche getragen hatte, so wurde es fett und legte viele Eier.

Sogar sicher treffende Kugeln wurden mit Hilfe eines Weizenkornes, welches man beim Gießen in das Blei steckte, bereitet.

Nach altchristlicher Vorstellung wird Christus mit Weizen verglichen, der auf Mariens Acker wuchs. Zu diesem Bilde hatte besonders die Bibelstelle Ev. Joh. 12, 24 Anlaß gegeben, in welcher der Herr sich selbst mit dem Weizenkorn vergleicht, das in die Erde fallen und ersterben muß, um viele Frucht zu bringen. Die christliche Poesie hat diesen Gedanken weiter ausgeführt. „Christus ist das Korn, das blühte, zur Garbe heranwuchs, gemäht, gebunden, geschlagen, gemahlen (gekreuzigt), in den Ofen gethan (begraben), nach drei Tagen herausgenommen ward und als Speise Tausende sättigte." Wie tief in manchen Gegenden diese Anschauung in das Volk eingedrungen ist, geht aus einem Brauche in Frankreich hervor, nach dem die letzte Garbe der Ernte la garbe de la passion genannt wird. Dieselbe wird mit einem am Palmsonntag geweihten Kreuze und mit einem Lorbeerzweige geschmückt, und so auf dem letzten Erntewagen heimgefahren. Auch die Zeit der Aussaat des Weizens hat der Volksglaube mit diesem Vergleiche in Zusammenhang gebracht. Denn wie Maria am Tage der Verkündigung (25. März) das himmlische Weizenkorn — Christus — empfing, so muß sich, wenn die Ernte recht ergibig werden soll, die Erde auch an diesem Tage für den Empfang des Weizens öffnen.

Die Aussaat.

Der Sämann streut die reiche Saat
Still hoffend in die lock're Erde,
Sein ist der Wille, sein die That,
Gott weiß, ob sie entkeimen werde.

Ja, hoffe still und streue fort,
Streu' aus mit nimmer müden Händen,
Ob sie erwacht, ob sie verdorrt,
Du darfst dein Säen drum nicht enden.

Und frag' nicht, wann ein Frühlingsblick
Die Saat dir reift mit lindem Lichte,
Denn Gott vollendet dein Geschick —
Dein ist die Saat, sein sind die Früchte.

H. Kletke.

Die Kornähre.

O Bild des Lebens, Kornesähre!
Stolz hebt das taube Haupt die leere;
Doch die von schwerem Segen schwoll,
Neigt es zur Erde demutsvoll.

Wilhelm Bisch.

Rätsel.

Ich steige aus der Erde Nacht
Ans Licht hervor mit stiller Pracht,
In reger Luft beweget sich
Mein goldnes Haupt dann wonniglich;

Vom Wasser werd' ich umgetrieben,
Und allgemach zu Staub gerieben;
Ja manchen leckern Bissen schafft
Zuletzt aus mir des Feuers Kraft.

Franz Hoffmann.

Digitized by Google

Der Weizen.

Gingst wohl an einem Weizenfelde du
In stiller Fei'r vorbei zur Sommerzeit?
Die Ähren rauschten ihren Gruß dir zu,
Die Wachtel sang von Gottes Freundlichkeit?
Fiel aus Paul Gerhardts Sommerlied vielleicht:
„Der Weizen wächset mit Gewalt" dir ein?—
Von all der Schöne ward dein Herz erweicht,
Verschwunden war der schwere Sorgenstein.

Und wie dein Herz da freier, offner war,
Da ward dir manches höhere Waltens Bild;
„Gott ist die Liebe!" o das ward dir klar
Im Wetter, wie im Säuseln sanft und mild;
Da lernteſt du: der Vater groß und gut,
Er spielt mit seinen Kindern immer noch,
Er thut, wie wohl ein ird'scher Vater thut,
Ist er der ird'schen Väter Vorbild doch.

Er spielt auf Erden: siehe Demut lehrt
Er an der Ähre uns, die segensschwer,
Zeigt uns, wie jene, die der Frucht entbehrt,
Dem Stolze ähnlich schauet hoch umher:
Ja ein Geheimnis macht er offenbar
Am Weizenhalme: er, der einmal sprach:
„Das Weizenkorn muß in die Erde", war
Derselbe, der des Grabes Siegel brach.

So lehret er uns, was an ihm geschah,
An uns auch soll's geschehn, wann einst er spricht;
Wohl stehen sinnend wir und fragend da:
Vernunft kann's fassen und begreifen nicht;—
Daß der Verwesungsstaub soll auferstehn,
Und herrlicher und schöner denn zuvor:
O, mag das wider die Vernunft auch gehn,
Zur Allmacht schaut des Glaubens Blick empor.

Ja, der das Weizenkorn erwecken kann,
Das vier Jahrtausend eingeschlossen lag,
Das wachsen sah vielleicht ein Gottesmann
Des alten Bundes, weit vor Christi Tag;
Vielleicht ein Moses, Abraham wohl gar—
Der kann den Staub erwecken gleicherweis':
Was einst des Schöpfers Ruf gewärtig war,
Das muß auch auferstehn auf sein Geheiß.

Das Weizenfeld, der Auferstehung Bild —
So sinke du mein Staub zum Staube nun!
Dir Dank, der sich so freundlich und so mild
Dem Menschenkind erweist in allem Thun!
Hab Dank, o Vater, für dein Lebenswort!
Du weckeſt uns nach kurzer Schlafenszeit;
Dein Mit-uns-spielen — treibt das Fürchten fort:
Der Erstling lebt: wir überwinden weit!

K. pöls.

35. Die Gerste.

Die Heimat der Gerste ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Ältere Schriftsteller vermuteten Ägypten, Armenien oder Indien, neuere verlegen sie nach Sicilien, Sibirien und der Tartarei. In den Ländern zwischen Euphrat und Tigris hat man sie wild wachsend gefunden; doch ist sie dort wahrscheinlich nur verwildert.

Die Gerste soll die älteste angebaute Getreideart sein. Professor Unger fand sie in den Ziegeln der Pyramide von Sahur, die um das Jahr 3570 vor Christo erbaut wurde. Ohne Zweifel ist sie beim Brennen der Ziegeln mit Gerstenstroh in dieselbe hineingekommen. Wenn man annimmt, daß die Ziegeln mit Gerstenstroh gebrannt wurden, muß sie allerdings in erstaunlicher Menge angebaut worden sein. Auch bei den Mumien der alten Ägypter hat man Gerste gefunden.

Das alte Testament erwähnt die Gerste an vielen Stellen: 3. Mose 27, 16; 2. Chron. 2, 10; 2. Sam. 14, 30; Ruth 2, 17 ff. Aus diesen und andern Stellen geht hervor, daß die Gerste schon bei den Juden ein viel angebautes Kulturgewächs war.

Bei den alten Griechen stand die Gerste gleichfalls in hohen Ehren. Sie war die wichtigste Pflanze der Demeter, der Göttin des Ackerbaues. Das heilige Mahl bei den Opfern wurde aus Gerste bereitet, und das Opfertier sowohl, als auch der Altar wurde vor dem Opfern mit Gerste bestreut.

Bei den Römern, welche die Gerste gleichfalls kannten, stand sie nicht in so hohem Ansehn. Sie diente zum Futter für die Pferde; es ist eine noch jetzt in Südeuropa gebräuchliche Sitte, den Pferden statt des Hafers Gerste zu geben.

Digitized by Google

Gerstenbrot diente nur den untern Klassen zur Nahrung; der Soldat bekam es zur Strafe statt Weizenbrot.

Auch bei den alten Germanen war die Gerste eine Nahrungspflanze. In den Schweizer Pfahlbauten hat man Körner derselben gefunden.

In späterer Zeit wurde dieselbe zur Hahnenwahrsagerei benutzt. Man zeichnete dazu einen Kreis und teilte denselben in vierundzwanzig Felder; jedes bezeichnete einen Buchstaben und wurde mit einem Gerstenkorn belegt. Der Hahn wurde darauf in die Mitte gestellt, um die Körner aufzupicken. Die Reihenfolge, in der dieses geschah, merkte man und suchte dann ein Wort daraus zusammenzustellen. Das ganze Verfahren stammt augenscheinlich von den Römern her.

Um Wechselfieberkranke zu heilen, gibt man an einigen Orten denselben Gerstenkörner in die Hand und pflanzt dieselben dann in die Erde. Zittern die daraus ersprossenden Halme beständig, so ist die Krankheit auf sie übergegangen, und der Kranke geheilt.

Beim Anblick eines Kornfeldes.

Für den Blick in unerreichten Weiten
Blühn die Felder, und die Lüfte gleiten
Wogend auf der früchteschwangern Flur,
Lebensdüfte steigen von den Auen
Und aus neuen Lebenskräften bauen
Hehre Tempel dir sich auf, Natur!
Ahnend schaut des Menschen Geist und fraget,
Sucht das Rätsel der Unendlichkeit,
Aber wenn er aufzustreben waget,
Fesselt ihn die strenge Macht der Zeit.

Hoffnung saugen hier die Millionen,
Die das große Erdenrund bewohnen,
Hoffnung für der Notdurft engen Kreis.
Aus den Halmen, die hier schwellend sinken,
Sieht die Menschheit süße Tröstung winken,
Sieht den goldnen Lohn der Arbeit Fleiß.
Sehnend hebt das Herz sich zu den Sternen,
Fordert Aufschluß und erhält ihn nicht!
Von des Himmels glanzumstrahlten Fernen
Funkelt nur dem Glauben Licht.

Prächtig stehn der Halme dichte Reihen,
Aber ihres hohen Schmuckes freuen
Lange sich die Sterblichen nicht mehr,
Fröhlich sahn sie ihre Blüte fallen,
Fröhlich werden hier die Schnitter wallen,
Einsam stehn die Fluren dann und leer;
Und das Schöne blühet, um zu sterben,
Seine Reife ist sein Untergang:
Willst den höchsten Lohn du dir erwerben,
Zittre nimmer vor der Sense Klang!

Also blühn der Menschheit weite Scharen;
Denket derer, die vor euch einst waren,
Deren Staub jetzt eure Erde düngt!
Wenn die Blume sich zur Frucht entfaltet;
Hat sich die Verwesung schon gestaltet,
Der sie in die kalten Arme sinkt.
Unerbittlich wird hinweggemähet
Alles Ird'sche von dem Schwert der Zeit:
Hoffend hat des Menschen Geist gesäet
Früchte für die ernste Ewigkeit.

Wird sich nie das Rätsel ganz enthüllen,
Nimmer sich die heiße Sehnsucht stillen,
Das erkennend, was die Seele schwellt?
Das Lebend'ge ist dem Tod erkoren,
Aus dem Tod wird Leben neu geboren,
Aus Verwesung zeigt sich neu die Welt.
In das Reich des Innern mußt du fliehen,
Nur der Geist steht ewig fest und klar.
Mag die Schöpfungskraft der Welt verglühen:
Er sei stets derselbe, der er war!

K. A. Menzel.

36. Der Hafer.

Der Name Hafer, im Mittelhochdeutschen haber, soll sich nach J. Grimm mit dem Namen des Bockes berühren; hafr hieß im Altnordischen der Ziegenbock. Danach muß also die Pflanze Bezug auf den Bock oder das Schaf gehabt haben, sei es, daß das Tier dem Hafer nachgestellt, oder daß es vormals damit gefüttert wurde.

Digitized by Google

Die Heimat des Hafers ist bislang noch nicht bestimmt erwiesen. Er ist ein Korn der nördlichen Breiten, jedoch erstreckt sich sein Verbreitungskreis nach Norden nicht so weit wie der der Gerste. Sein Anbau eignet sich besonders für rauhe Gebirgsgegenden, in denen er das wichtigste Getreide ist, indem er Kälte und sterilen Boden besser verträgt als die übrigen Getreidearten. Noch jetzt ist der Hafer im skandinavischen Norden und in Hochschottland ein wichtiges Brotkorn. Solches Haferbrot ist aber eine elende, ungesunde Nahrung und bildet einen dem Schiffszwieback ähnlichen Kuchen.

Den alten Griechen und Römern war der Hafer wohl bekannt, jedoch benutzten sie ihn nicht als Nahrung für die Menschen, sondern höchstens als Viehfutter. Sie hielten ihn für ein Ackerunkraut, welches sich unter das Korn mischte; doch konnte sich nach ihrer Ansicht das gute Korn in Hafer verwandeln und so den Ertrag der Ernte mindern. Man jätete deshalb den Hafer als Unkraut aus. Mit der Zeit stieg jedoch der Hafer in der Meinung der Alten, indem sie behaupteten, daß der Hafer auch in eine edlere Getreideart übergehen könne.

Unsere alten Vorfahren wußten dagegen den Hafer mehr zu schätzen; bei ihnen war er ein Hauptnahrungsmittel. Der römische Naturforscher Plinius berichtet, die alten Germanen hätten ausschließlich vom Haferbrei gelebt. Aus Hebels Gedicht „Das Habermus" ist bekannt, wie noch jetzt der Hafer ein Lieblingsgericht der schwäbischen und alemannischen Bauern ist. Auch bei uns ist wohl keine Haushaltung, in der nicht die Hafergrütze ihre gebührende Beachtung fände. Sagt doch ein alter Knittelvers:

„Geduld, Vernunft und Hafergrütze
Sind zu gar vielen Dingen nütze."

Als altdeutsche Sitte ist ein Brauch in Sachsen zu erwähnen. Ein Knecht verhüllt sich ganz mit Haferstroh und geht in diesem Aufzuge als Haferbräutigam neben dem Schimmelreiter durch die Felder. Jedenfalls ist dieser sonderbare Aufzug eine Erinnerung an den früheren Umzug Wodans durch Feld und Wald.

Im Bayrischen besteht in dem sogenannten Hafertreiben noch eine Art Volksgericht, welches zur Nachtzeit über denjenigen vollzogen wird, der durch seinen Lebenswandel Ärgernis erregt hat. Die zu strafende Person wird mit Peitschenhieben durch ein Haferfeld getrieben.

Das Habermus.

Also das Habermus wär' fertig; kommt, Kinder und esset!
Betet: „Aller Augen" — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß nicht eines am rußigen Topf den Ärmel sich schwarz macht.

Esset denn, gesegn' es euch Gott, und wachset und gedeihet!
Sehet, die Haberkörnchen, die hat der Vater gesäet
Zwischen die Furchen mit fleißiger Hand und geegget im Frühjahr.
Aber, daß es da wuchs und reif geworden, dafür kann
Euer Vater nicht; das thut der Vater im Himmel.
Denkt euch nur, ihr Kinder, es schläft im mehligen Körnchen
Klein und zart ein Keimchen, nicht rührt, nicht regt es sich darin.
Nein, es schläft und sagt kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis in den Furchen es liegt da draußen im lockeren Boden.
Aber dort in den Furchen — es ist so feucht und so warm drin —
Wacht es heimlich auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und saugt am saftigen Körnchen
Just wie ein Mutterkind, es fehlt nur, daß es nicht weinet.
Mit der Zeit wird's größer und heimlich schöner und stärker,
Schlüpft aus seinen Windeln und streckt seine Würzelchen nieder
Tief hinab in den Grund und sucht und findet die Nahrung.

Digitized by Google

Ja, und die Neugier sticht's; gar gern auch möcht' es erfahren,
Wie's denn da oben wohl weiter ist. Ganz heimlich und furchtsam
Guckt es zum Boden heraus — der tausend! das will ihm gefallen! —
Unser lieber Herrgott, der schickt ein Engelchen nieder:
„Bring ihm ein Tröpfchen Tau und sag' ihm freundlich: Willkommen!"
Und es trinkt, und es schmeckt ihm so wohl, und es streckt sich behaglich.
Derweil kämmt sich die Sonne, und sauber gekämmt und gewaschen
Kommt mit dem Strickzeug sie hervor aus den Bergen gegangen,
Wandelt ihren Weg hoch an der himmlischen Landstraß',
Strickt und sieht herab, gleichwie eine freundliche Mutter
Nach den Kindern sieht. Sie lacht dem Keimchen entgegen,
Und das thut ihm so wohl bis an die Wurzeln herunter.
„Solche schöne Frau und doch so gütig und freundlich!"
Aber was strickt sie denn nur? Gewölk aus himmlischen Düften.
Da! schon tröpfelt's, ein Spritzerchen kommt, drauf regnet es tüchtig;
Keimchen trinkt sich satt. Drauf weht ein Lüftchen und trocknet's,
Und es sagt: „Jetzt kriech' ich auch nie mehr unter den Boden.
Nein, um keinen Preis! Da bleib' ich, geh's, wie es gehen mag!"

Esset, Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Schwere Zeiten warten aufs Keimchen, Wolken an Wolken
Stehn am Himmel Tag und Nacht, und die Sonne versteckt sich.
Auf den Bergen schneit es, und weiter nach unten zu hagelt's,
Hu! Huhu! wie klappert doch jetzt und wimmert mein Keimchen,
Und der Boden ist zu, und es hat gar kümmerlich Nahrung.
„Ist denn die Sonne tot", so klagt es, „daß sie nicht da ist?
Oder fürchtet auch sie vor der Kälte sich? Wär ich geblieben,
Wo ich sonst war, still und klein im mehligen Körnchen
Und daheim im Boden, es war so feucht und so warm drin."

Seht, ihr Kinder, so geht's; ihr werdet noch auch so sprechen,
Wenn aus dem Haus ihr kommt, und unter den fremden Gesichtern
Schaffen müßt und euch plagen und Zeug und Brot euch verdienen:
„Wär ich beim Mütterchen doch! und hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott! Auch das hat ein End', einmal wird es besser,
Wie's dem Keimchen auch erging. Am heiteren Maitag
Weht es so lau, und die Sonne, sie steigt so kräftig vom Berg auf
Und sieht nach, was das Keimchen macht, und gibt ihm ein Schmätzchen;
Ja, da ist ihm wohl, und es weiß sich vor Lust nicht zu lassen.

Und schon prangen die Wiesen mit Gras und frarbigen Blumen,
Und schon duftet die Kirschblüt', und es grünet der Pflaumbaum,
Und schon schießt in die Höh' der Roggen und Weizen und Gerste,
Und mein Haberchen sagt: „Da bleib' ich gewiß nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blätterchen aus — wer hat sie gewoben?
Und jetzt schießt der Halm — wer treibt durch Röhren an Röhren
Bis in die saftige Spitze hinauf aus den Wurzeln das Wasser?
Endlich da schlüpft ein Ährchen heraus und schwankt in den Lüften —
Sag' mir doch ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Hier ein Knöspchen gehängt und dort mit künstlichen Händen?
Nun, die Engel, wer sonst? Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab, von Halm zu Halm und schaffen so emsig,
Jetzt hängt Blüt' an Blüt' am zarten, schwankenden Ährchen,
Und mein Haber steht, so steht ein Bräutchen im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körner darin und wachsen im stillen,
Und mein Haber, er merkt allmählich, was er will werden.

Digitized by Google

Käfer kommen und Fliegen, sie machen ihm ihre Visiten.
Sehen zu, was es macht, und singen: „Eia popeia!"
Und das Johanniswürmchen, ei ja! kommt mit dem Laternchen
Nachts um neun auf Abendbesuch, wenn die Fliegen schon schlafen.

Eßt, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Seitdem hat man geheut nach Pfingsten und Kirschen gepflücket,
Seitdem hat man Pflaumen gelesen hinter dem Garten,
Seitdem haben sie Roggen geschnitten und Weizen und Gerste,
Und die armen Kinder, die haben gelesen die Ähren,
Barfuß zwischen den Stoppeln; geholfen hat ihnen das Mäuschen.
Drauf ist auch der Haber gebleicht. Voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt wird mir's allmählich verleidet,
Um ist meine Zeit, ich merk's; was thu ich allein da
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen den lieben Kartoffeln"?
Drauf ist die Mutter hinaus und Euphrosinchen und Evchen,
An den Fingern fror's einen schon des Morgens und Abends.
Endlich brachten wir ihn, und in der staubigen Scheuer
Wurd er gedroschen von früh um zwei bis Abends um viere.
Drauf ist des Müllers Esel gekommen und hat ihn zur Mühle
Abgeholt und wiedergebracht, zermahlen in Körnchen,
Und mit fetter Milch von der jungen, fleckigen Bläsle
Hat in dem Topf ihn die Mutter gekocht. — Gelt, Kinder, das schmeckte,
Wischet die Löffel ab und bet' eins: „Danket dem Herren!"
Und jetzt geht in die Schul', da hängt am Gesimse die Tasche.
Fall' mir keins, gebt acht, und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Wenn aus der Schul' ihr kommt, da gibt es gebackene Pflaumen!

J. P. Hebel.

37. Die Kartoffel.

Von all den Gaben, welche Amerika Europa gespendet, ist keine von größerm Segen und durchgreifender wirtschaftlicher Bedeutung geworden, als die Kartoffel. Die Spanier fanden bei ihrer Ankunft in Amerika den Anbau derselben bereits vor. Nach Humboldt ist die ursprüngliche Heimat unsrer Kartoffel Chili, wo sie noch jetzt wild vorkommt; sie führt auf der Hochebene von Peru den Namen Papa oder Papas. Unser deutscher Name Kartoffel soll durch Verstümmelung aus dem italienischen Tartuffoli, in der Diminutivform Taratoffuli (Tartuffeln, Kartoffeln), welches soviel wie Trüffeln bedeutet, entstanden sein; die Kartoffeln haben mit den in Italien viel wachsenden Trüffeln eine ähnliche Gestalt, auch befinden sie sich wie diese unter der Erde.

Über die Einführung der Kartoffel in Europa bestehen verschiedene Lesarten; am bekanntesten und verbreitetsten ist die Annahme, daß der berühmte Seefahrer Franz Drake sie 1586 einem Freunde in England gesandt habe, weil er der Meinung gewesen sei, daß der Anbau der Pflanze für England und ganz Europa von großem Segen werden könnte. Wie G. H. Schubert erzählt, wäre aber die Kartoffel fast verkannt und verachtet weggeworfen worden, weil der Bebauer meinte, Drake habe mit dem Worte „Frucht" die Beeren gemeint, die oben am Kraute hangen. Als es darum Herbst war, und die Beeren gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzuteilen, wozu er den Samen von seinem Freunde mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könnte. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war; aber sie schmeckte ab-

Digitized by Google

scheulich, und es war nur schade um den Zucker. Darauf urteilten alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher ausreißen und wollte sie wegwerfen. Aber eines Morgens im Herbst ging er durch seinen Garten und sah in der Asche des Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, er duftete so lieblich wie — eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und dieser sagte ihm, daß sie unter der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, deren Inhalt gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche ist und nicht noch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

Die Verbreitung der Kartoffeln in Europa ging sehr langsam vor sich. Nach Deutschland ist sie zuerst, wie schon aus dem Namen hervorgeht, über Italien gekommen. Seignoret, ein aus den Thälern Piemonts vertriebener waldenser Kaufmann, brachte im Jahre 1701 200 Stück Kartoffeln zu dem waldensischen Pfarrer Arnaud in Schönberg im Würtembergischen. Doch es vergingen mehrere Jahrzehnte, ehe die Kartoffel von den Landleuten angebaut und gegessen wurde. In Frankreich wurde sie erst 1783 allgemeiner kultiviert. Auch hier war die neue Frucht mit großen Vorurteilen aufgenommen worden; besonders weigerten sich die Landleute ganz entschieden, ihren Grund und Boden mit dem neumodischen Gewächs zu bestellen, hielten sie die Frucht doch kaum für eine geeignete Nahrung für die Tiere, geschweige daß dieselbe von Menschen gegessen werden könnte. Nur den nicht erlahmenden Bemühungen des Chemikers Parmentier gelang es, endlich die Schranken engherziger Vorurteile und hartnäckiger Gleichgültigkeit zu durchbrechen. Er hatte gesehen, daß Anwendung von Gewalt nichts fruchtete, darum benutzte er eine Schwäche seines Volkes. Er pachtete in der Nähe von Paris große Strecken Landes und ließ darauf die verachtete Kartoffel massenweis bauen. Unter Trompetenklang ließ er später den strengen Befehl bekannt machen, daß jeder mit dem Tode bestraft würde, den man beim Diebstahl des fremden Gewächses ertappe. Die Felder wurden am Tage von Aufsehern sorgfältig bewacht, doch in der Nacht entfernten sich dieselben. Durch das strenge Gebot wurde die Aufmerksamkeit der Bauern im hohen Grade auf die neue Frucht gelenkt. Sie sagten sich, es müsse doch etwas ganz Besonderes um die neue Frucht sein; weshalb sonst die Vorsicht und Bewachung. Und da die Felder in der Nacht schutzlos waren, so stahlen sie während dieser Zeit wie die Raben; und bald war die Kartoffel über ganz Frankreich verbreitet.

Über die Einführung der Kartoffel in Colberg erzählt Nettelbeck folgendes: Im Jahre 1745 erhielt die Stadt durch die Güte des großen Friedrich einen Frachtwagen voll Kartoffeln, die bis dahin noch gänzlich unbekannt waren. Durch Trommelschlag erging in der Stadt und Vorstadt die Bekanntmachung, daß alle Gartenbesitzer sich vor dem Rathause einzufinden hätten, indem des Königs Majestät ihnen eine besondere Wohlthat zugedacht habe. Unter großer Aufregung versammelten sie sich zur bestimmten Stunde. Da standen die Ratsherren auf, zeigten die Menge der geschickten Gaben und verlasen eine umständliche Anweisung, wie sie gepflanzt, bewirtschaftet, gekocht und zubereitet werden sollten. In dem Getümmel aber achtete niemand auf die Vorlesung. Verwundert nahm man die Knollen in die Hand, roch, schmeckte und leckte daran. Kopfschüttelnd gab sie der eine Nachbar dem andern, brach sie wohl gar entzwei und warf sie den Hunden vor. Da diese sie auch verschmähten, so hieß es im lauten Gewühl: „Die Dinger riechen nicht und schmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?“

Viele glaubten, die Knollen müßten zu Bäumen heranwachsen, von welchen man die Früchte herabschüttele, wie die Äpfel vom Baum. Inzwischen wurden die Kar-

Digitized by Google

toffeln ausgeteilt. Viele warfen sie auf den Kehrichthaufen; andere, welche den Versuch nicht scheuen wollten, verfuhren dabei so verkehrt wie möglich. Einige steckten sie einzeln in die Erde, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, andere schütteten sie auf einen Haufen und bedeckten sie mit etwas Erde, infolgedessen sie zu einem dichten Filz zusammenwuchsen.

Die Herren vom Rate mußten in Erfahrung gebracht haben, daß unter den Empfängern viele Verächter gewesen waren. Darum hielten sie in den Sommermonaten eine Kartoffelschau, und diejenigen, welche widerspenstig gefunden wurden, mußten mit einer Geldstrafe büßen. Hierüber erhob sich ein großes Geschrei, daß die Kartoffeln ganz in Verruf kamen. Im folgenden Jahre erneuerte der König sein Geschenk, sandte aber zugleich einen gebornen Schwaben mit, der über vernünftige Bestellung genauere Anleitung zu geben verstand. Durch dessen Rat und Hilfe wurde der Anbau kräftig gefördert. Dennoch traf Nettelbeck erst 40 Jahre später bei Stargard im freien Felde die ersten Kartoffeln.

In Schlesien wurde die Abneigung gegen die Kartoffel und ihren Bau nicht durch Belohnung und Zwangsmaßregeln, sondern zumeist durch die Teuerung während des siebenjährigen Krieges überwunden. Landprediger, welche den Kartoffelbau empfahlen, wurden spottweise Knollenprediger genannt.

In der Geschichte der Nassau-Oranischen Lande von Arnoldi wird über die Einführung der Kartoffel folgende ergötzliche Geschichte erzählt: Im Jahre 1621 lebte in Herborn der Professor J. Matthäus, der ein großer Blumenfreund war. Er hatte zum intimen Freunde einen Professor in Oxford. Zu jener Zeit waren in England die Kartoffeln bekannter geworden, und der Oxforder Professor erhielt mehrere Knollen der neuen Frucht zum Geschenk. Er beschloß, einige davon als große Rarität seinem deutschen Freunde zu senden. Dieser pflanzte die Knollen mit großer Freude in Blumentöpfe, denn er glaubte eine neue schöne Blume bekommen zu haben. Die vermeintlichen Blumen gingen auf, grünten und blühten, und alle Welt wunderte sich mit dem Professor über die herrlichen Blüten des neuen fremdländischen Gewächses. In dieser Zeit hatte die Tochter des Nachbarn Hochzeit, und da sie mit dem Professor befreundet war, hatte sie durch ihren Vater die Kühnheit, ihn um ein Sträußchen von den schönen Blumen für die Trauung zu bitten. Der Professor gewährte die Bitte und sprach: „Bringet diese Blumen der Braut und sagt ihr, durch ihre Tugenden sei sie würdig, die schönste und seltenste der Blumen als Brautstrauß zu tragen.“ Am folgenden Tage schmückte die Kartoffel wirklich die Braut.

Mehr als 200 Jahre später wurde der Kartoffel eine noch größere Ehre zu teil. Als der König Otto von Griechenland seine Gemahlin nach Athen heimführte, überreichte eine Anzahl Jungfrauen bei der Begrüßung der Königin einen Strauß Kartoffelblüten, und in ihrer Rede wies die Jungfrau darauf hin, daß die schöne Blüte von einer seltenen und köstlichen Frucht sei, die wohl im Heimatlande der Königin noch unbekannt sei.

Gegenwärtig ist der Kartoffelbau fast über die ganze Erde verbreitet, von Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas, bis in den wärmeren Süden, bis nach Neuseeland. Allerdings sagt ihr sowohl die Kälte des hohen Nordens, als die große Hitze des Südens nicht zu. Wo sie ist eingeführt worden, ist niemals eine so schreckliche Hungersnot wie in früherer Zeit wieder ausgebrochen. Nur die Chinesen haben sich bis jetzt noch ablehnend gegen den Anbau derselben verhalten, trotzdem weite Bezirke periodisch von furchtbarer Hungersnot heimgesucht werden.

Die Kartoffel.

Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten?
Die Schüssel hier ist auch nicht leer
Und schmeckt so gut als aus dem Meer
Die Austern und Lampreten.

Und viel Pastet und Leckerbrot
Verderben Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Not,
Sie kochen uns viel eher tot;
Ihr Herren laßt euch sagen.

Digitized by Google

Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster,
Verdau'n sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster. Matthias Claudius.

38. Der Buchweizen.

Hin und wieder, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorbeigeht, auf welchem Buchweizen steht, sieht man, daß dieser ganz schwarz und versengt ist; es ist, als wenn eine Feuerflamme darüber hingegangen wäre, und der Bauersmann sagt dann: „Das hat der Blitz gethan!" Aber, wie geht es zu, daß der Blitz das thut? — Ich will erzählen, was mir der Sperling gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaum gehört, der an einem Buchweizenacker stand und noch steht. Es ist so ein großer, ehrwürdiger Weidenbaum, aber alt und runzelig, er ist von oben bis unten eingerissen und aus dem Riß wachsen Gras und Brombeerranken, der Baum hängt vorn über und die Zweige gehen fast auf die Erde, es sieht aus, wie ein langes grünes Haar.

Auf allen Feldern ringsumher stand Korn, Roggen, Buchweizen und Hafer; — ja, der schöne Hafer, der, wenn er reif ist, aussieht, wie eine ganze Menge kleiner gelber Kanarienvögel, die auf einem Zweige sitzen. Das Korn stand so gesegnet, und je schwerer es war, desto tiefer beugte es sich in frommer Demut.

Aber es war auch ein Feld mit Buchweizen; und das Feld lag gerade vor dem alten Weidenbaume; der Buchweizen beugte sich nicht, wie das andere Korn, steif und stolz stand er da.

„Ich bin ebenso reich, wie die Ähren," sagte er: „und außerdem bin ich viel schöner; meine Blumen sind schön, wie die Blüten des Apfelbaumes, es ist eine Luft, mich und meines Gleichen anzusehen! Kennst du etwas Kräftigeres als uns, du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum nickte mit dem Haupte, als wollte er sagen: „Ja freilich kenne ich etwas!" Aber der Buchweizen strotzte von Hochmut und sagte: „Der dumme Baum, er ist so alt, daß ihm Gras aus dem Bauche wächst!" Nun zog ein schreckliches Wetter herauf; alle Blumen des Feldes falteten ihre Blätter oder beugten ihre Köpfe, während der Sturm darüber hinfuhr, aber der Buchweizen stand in seinem Stolze gerade aufgerichtet. „Beuge dein Haupt, wie wir!" sagten die Blumen.

„Das habe ich nicht nötig!" sagte der Buchweizen. „Beuge dein Haupt wie wir!" sagte das Korn. „Nun kommt der Sturmesengel geflogen! Er hat Flügel, die von der Wolke bis zur Erde herunterreichen, er schlägt dich nieder, ehe du ihn bitten kannst, daß er dir gnädig sei!" „Nein, ich will mich nicht beugen," sagte der Buchweizen.

„Schließe deine Blumen und beuge deine Blätter!" sagte der alte Weidenbaum, „sieh nicht in den Blitz hinein, wenn die Wolke birst; selbst die Menschen dürfen das nicht wagen, denn im Blitze sieht man hinein in Gottes Himmel, und der Anblick kann selbst den Menschen blenden, wie wollte es uns Gewächsen der Erde ergehen, wenn wir es wagten, wir, die wir so viel geringer sind!"

„Viel geringer?" sagte der Buchweizen, „nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinsehen!" und das that er in seinem Stolz und Übermut. Es war, als stände die ganze Welt in Feuer und Flammen, so blitzte es.

Als das böse Wetter später vorbei war, standen Blumen und Korn in der stillen reinen Luft so erfrischt vom Regen, aber der Buchweizen war vom Blitze kohlschwarz gebrannt, er war nun ein totes, unnützes Kraut auf dem Felde.

Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde, und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, als ob der Baum weinte. Und die Sperlinge fragten: „Was weinst du denn, du alter Weidenbaum?"

Digitized by Google

Und der alte Weidenbaum erzählte von des Buchweizens Stolz, Übermut und Strafe, die immer folgt. Ich, der ich die Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlingen gehört, — die erzählten sie mir eines Abends, als ich sie um ein Märchen bat.

H. C. Andersen.

39. Der Flachs.

Der Name Flachs stammt aus einer Wurzel mit dem Worte flechten und stimmt der Lautverschiebung gemäß mit dem griechischen plekein = flechten, zusammenschlingen überein; er weist auf die Verarbeitung der Bastfasern des Stengels. In manchen Gegenden nennt man die Pflanze auch Lein, während man sonst damit den Samen oder die Leinwand bezeichnet. Lein ist gleichbedeutend mit linum, linon, das so viel wie Faden heißt. Eine volkstümliche, in Süddeutschland verbreitete Bezeichnung ist Haar.

Die Kultur des Flachses reicht über die Anfänge der Kulturgeschichte hinaus; denn in den Pfahlbauten am Oberrhein und in den angrenzenden Gegenden wurden vielfach Überreste der Flachskultur und -Bearbeitung vorgefunden. Mit dem Beginn der Kulturgeschichte findet man den Flachs angebaut in den fruchtbaren Ebenen des Nildeltas und den Flußthälern Vorderasiens. Auf alten ägyptischen Wandmalereien ist der ganze Prozeß der Leinwandbereitung dargestellt; sie muß in großem Maßstabe betrieben worden sein, wenn man nur in Betracht zieht, wie viel Leinwand zur Bestattung der Toten und zur Bekleidung der Priester erforderlich war. Mit den Mumien ist die Leinwand der alten Ägypter bis in unsere Zeit erhalten. Die feinen und kunstreichen Gewebe der Ägypter waren in damaliger Zeit sehr geschätzt und gesucht. In Bezug auf die hohe Vollkommenheit der Bearbeitung wird von dem Könige Amasis erzählt, er habe den Lacedämoniern und dem Tempel der Athene auf Rhodus je ein leinenes Panzerhemd mit eingewebten Tierbildern, mit Gold und Wolle gestickt, geschenkt, das von einer solchen Feinheit der Fäden war, daß jeder Faden aus 360 Fäden bestand. Man verstand es, die Leinwand bunt zu färben, arabeskenartig zu durchwirken und mit Goldfäden zu besticken. Von Joseph heißt es bei seiner Erhöhung: „Der König Pharao nahm seinen Ring von seiner Hand und gab ihn Joseph und kleidete ihn mit weißer Seide und hing ihm eine goldene Kette um den Hals." (1. Mos. 41, 42). Unter „weißer Seide" haben wir keine eigentliche Seide, sondern das feinste Linnen zu verstehen. Solche feinen Gewebe bildeten die gewählte Tracht am königlichen Hofe und die Gewandung der Priester sowohl bei den Ägyptern als auch bei den andern vorderasiatischen Kulten. Bei den Hebräern warf der Hohepriester, wenn er in das Allerheiligste eintreten wollte, das bunte Gewand ab und legte ein weißes aus feinstem Byssus (Leinen) an. Diese Sitte ging später in Europa auf die Pythagoräer und auf Büßende und Betende überhaupt über; sie hat sich in dem weißen Chorhemd in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die Griechen kannten das Leinen schon zu Homers Zeit. Bei den Phäaken, den heitern und genußliebenden Bewohnern der nördlich von Ithaka gelegenen Insel Scheria, welche dem schiffbrüchigen Odysseus gastliche Aufnahme gewährten, sitzen in dem Wunderschlosse die Mägde webend und die Spindel drehend. Besondere Verwendung fand das Leinen zu Segeln und Flaggen. Dieselben waren aus buntgewirktem Leinen mit Gold- und Purpurbesatz. Solche Segel werden erwähnt bei der Rückkehr des Theseus von Kreta und bei Kleopatra in der Schlacht bei Actium. Zur Kleidung wurde das Leinen in der ältesten Zeit weder bei den Griechen noch Römern benutzt, sie verwandten dazu die Wolle, welche sich wegen der Unbilden der wechselvollen Temperatur dieser Gegenden und wegen des ausgedehnteren Aufenthaltes der Bewohner im Freien auch am besten hierzu empfiehlt. Später galt die Leinwandkleidung für üppig und weibisch, dem Luxus und der Prunksucht dienend. Erst zur Kaiserzeit nahm der Verbrauch der Leinwandstoffe immer mehr zu und wurde

Digitized by Google

allgemeiner. Die Leinwand als Volkstracht ist entschieden nordischen Ursprungs; das leinene Unterkleid, das Hemd, lernten die Römer erst von den Barbaren kennen.

Bei den germanischen Völkern war die Flachskultur ebenfalls schon früh bekannt und verbreitet, sie lag in der Hand der Frauen. Dieselben sollen mit Vorliebe ihr Gewebe mit roter Farbe verziert haben; vielleicht stammt davon die Sitte der heutigen Zeit, die Wäsche mit roter Farbe zu zeichnen.

Der Flachs war die heilige Pflanze der Frigga, der Gemahlin des Odins und der Schutzgöttin der Ehe; ihr Katzengespann war mit Strängen von blühendem Flachs angeschirrt. Die ganze Bearbeitung des Flachses, Säen und Rösten, Hecheln und Spinnen, stand unter dem besondern Schutze der hohen Himmelskönigin; dieselbe wurde als Schirmerin desselben unter dem Namen Frau Holle als spinnende Frau dargestellt. Denjenigen, die dem Flachsbau mit Fleiß und Emsigkeit oblagen, schenkte sie Spindeln, die sie des Nachts, wenn alles ruhete, voll spann. Wie bei der Ernte des Getreides dem Odin, so ließ man auch bei dem Flachs ein Bündel als Gabe für die Schutzgöttin stehen.

Der hohen Bedeutung der Pflanze entsprechend, war bei dem Bau und der Aufarbeitung derselben alles bis ins Kleinste durch alten Brauch geregelt. Die Aussaat war genau an Tag und Stunde geknüpft, am besten sollte er gedeihen, wenn man ihn am 100. Tage nach Neujahr (am 10. April) um Mittag bestellte. Besonders vermied man es, Lein am Wodanstage (Mittwoch) zu säen, damit das Pferd dieses Gottes, der an diesem Tage seinen Umzug hielt, die Saat nicht zertrete. Aus der Bewölkung des Himmels am 2. Februar, an welchem Tage in der katholischen Kirche die Kerzen für das ganze Jahr geweiht werden, schloß man auf die bevorstehende Flachsernte.

„Lichtmessen, hell und klar,
Gibt ein gutes Flachsjahr!"

In Westfalen mußten die Weiber, um das Gedeihen des Flachses zu fördern, an diesem Tage auf dem Acker tanzen, wobei sie Holunderzweige in den Händen trugen, mit denen sie die Männer schlugen, die sich ihnen näherten. Auch gestohlner Leinsamen unter die Saat gemischt, sollte besonderes Gedeihen bringen. Um recht langen Flachs zu erhalten, war es in vielen Gegenden Sitte, durch das Johannisfeuer zu springen; in Deffingen rief man dabei:

„Flachs! Flachs!
Daß der Flachs des Jaur
Sieben Elle lang wachs!"

und in Niederaltaich rief der erste:

„I spring übers Sunnwendfuie,
Alle Nachbe'n san me thuie,
Springts mit mir allzamm,
So wird der Haar recht lang!"

Das Ausziehen des Flachses begann in Oberbayern erst um zwölf Uhr mittags und mußte um zehn Uhr morgens am nächsten Tage vollendet sein. Die Zeit der Ernte war eine sehr fröhliche und wurde mit Gesang und Festmahl gefeiert. Überreste hiervon haben sich in Pommern bis auf die letzte Zeit erhalten. Besonders ist hier das Brechen des Flachses ein wahres Volksfest. Bei Mondlicht soll man nicht spinnen, denn sonst spinnt man sein Leichentuch; auch soll am Samstag kein Flachs am Rocken hängen bleiben, sonst treiben Hexen damit ihr Unwesen. Wurde beim Waschen des Garnes recht gelogen, so sollte es an Weiße und Klarheit gewinnen.

Wie sehr der Flachs und das leinene Kleid mit der innersten Empfindung des germanischen Volkes verwachsen ist, das lehren am besten einige Sagen. Einst wurde ein Meermännlein von einem Könige gefangen genommen. Nachdem es längere Zeit

Digitized by Google

in der Umgebung des Königs gelebt, wurde es gefragt, was ihm am besten von allem, was es bisher gesehen und kennen gelernt, gefiele. Es antwortete: „Kaltes Wasser für die Augen, Fleisch für die Zähne und Leinwand für den Leib.“ Ebenso beweist die schon angezogene Sage von der Frau Holle, welchen Wert man dem Flachse und dem Spinnen beimaß. Noch heute ist feine Leinwand ein Zeichen des Reichtums, der Stolz und die Vorliebe der Hausfrau, die Hauptmitgift der Töchter, und gewiß hatte Schiller Recht, als er in der „Glocke“ das Spinnen als eine der Hauptbeschäftigungen der deutschen Hausfrau mit den schönen Worten bezeichnete:

„Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer!“ —

Von besonderer Bedeutung war in dem Aberglauben des Mittelalters das Not- oder Georgenhemd. Es mußte unter stetem Schweigen, geheimen Formeln und Beschwörungen von einer keuschen Jungfrau gesponnen, gewebt und genäht werden. Den Träger sollte es hieb-, stich- und kugelfest machen. Ursprünglich war dieses sagenhafte Gewand jedenfalls das Siegeshemd, welches nach nordischem Mythus Odin verlieh. In der Kunstkammer Kaiser Rudolf II. zu Prag wurde ein solches Nothemd aufbewahrt.

Die Wertschätzung der Leinwand von Karl dem Großen ist bekannt; mit Vorliebe trug er leinene Gewänder und wußte die Eitelkeit seiner Hofbeamten, die Seide und Wolle trugen, trefflich zu bestrafen. Seine Gemahlin und seine Töchter spannen und webten mit eigner Hand und suchten eine Ehre darin, recht feines Gewebe zu fertigen. Die höchste Blüte erreichte die Leinenindustrie in Deutschland zur Zeit Kaiser Karl V. Als man diesem einst in Paris die königlichen Schätze zeigte, rief er: „In Augsburg sitzt ein Weber, der kann alles mit eigenem Gelde bezahlen!“ Er hatte selbst den Reichtum des Webers Fugger kennen gelernt, als dieser eine große Schuldverschreibung vor seinen Augen im Kamin verbrannte. Im 16. Jahrhundert waren in Augsburg drei ein halb Tausend Weber; die Familie Fugger wurde sogar in den Grafenstand erhoben.

Durch die Baumwolle ist in der neuesten Zeit die Leinwand mehr und mehr verdrängt worden, und wegen der Zuckerrübenindustrie ist in vielen Gegenden die Kultur des Flachses ganz verschwunden. Das Drehen der schnurrenden Spindel und das Sammeln des schneeichten Leins gehören bereits der Vergangenheit an, von der nun bald die Großmutter der lauschenden Enkelin erzählt.

Lob des Flachses.

Wohl hat Sommer sich zum Kranze
Manche Blüte zart gewoben,
Aber Flachs, dich mild'ste Pflanze
Muß ich doch vor allen loben.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüte trägt des Himmels Helle;
Leis vom Westhauch angerühret
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüte dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden;
Darfst nicht mehr im Windhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden. —

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst als Grabtuch ausgebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
In dich eingehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

J. Kerner.

Digitized by Google

Der blühende Flachs.

Auf, kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu ſchau'n!
Es wächſet und grünet ſo lieblich und zart,
Jungfräulich-beſcheiden in eigener Art.

Laut rauſchet vom Golde der Ähren das Land,
Still grünet das Pflänzchen im lichten Gewand;
Doch trägt es ein Krönlein von himmliſchem Blau,
Des Krönleins Geſtein iſt der funkelnde Tau.

Erſt barg es die Erde im kühligen Schoß,
Da zogen die freundlichen Lüftchen es groß;
Nun woget und wallet es lieblich und ſchlank,
Du Erde, ihr Lüftchen, habt freundlichen Dank!

Bald trugen ſie ſorglich das Pflänzchen hinein,
Dann ſchmückt es den Rocken mit ſilbernem Schein;
Wir ſingen zum tönenden Rädchen und drehn
Die Fädchen wie Seide, ſo glatt und ſo ſchön.

Wenn draußen die Felder erſtarren vor Eis,
Dann ruft uns das Pflänzchen zum traulichen Kreis.
Jetzt blühend und grünend ergötzt uns ſein Glanz,
Dann ſchlingt es uns ſelber zum blühenden Kranz.

Drum kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu ſchau'n!
Es grünet und blühet ſo lieblich und zart,
Jungfräulich-beſcheiden in eigener Art! Krummacher.

Der Flachs.

Der Flachs ſtand in Blüte: er hatte ſo niedliche blaue Blumen, zart, wie die Flügel einer Motte, und noch viel feiner! Die Sonne ſchien auf den Flachs, und die Regenwolken begoſſen ihn; und dies war ebenſogut für ihn, wie es für kleine Kinder iſt, gewaſchen zu werden und darauf einen Kuß von der Mutter zu bekommen; ſie werden dann vieler ſchöner, und das wird der Flachs auch.

„Die Leute ſagen, daß ich ſo ausgezeichnet gut ſtehe," ſagte der Flachs, „und daß ich ſo ſchön lang werde; es wird ein tüchtiges Stück Leinwand aus mir werden. Nein, wie glücklich bin ich doch! Ich bin gewiß der Allerglücklichſte von allen! Ich habe es ſo gut, und es wird etwas aus mir werden. Wie der Sonnenſchein erfreut, und wie der Regen gut ſchmeckt und erfriſcht! Ich bin grenzenlos glücklich, ich bin der Allerglücklichſte!"

„Ja, ja, ja!" ſagte der Zaunſtecken. „Ihr kennt die Welt nicht, aber das thun wir, denn in uns ſtecken Knorren," und dann knarrte er ganz jämmerlich:

„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Baſelurre.
Aus iſt das Lied!"

„Nein, es iſt nicht aus!" ſagte der Flachs. „Morgen ſcheint die Sonne, oder der Regen thut wohl. Ich fühle, wie ich wachſe; ich fühle, daß ich in Blüte ſtehe! Ich bin der Allerglücklichſte!"

Aber eines Tages kamen Leute, die nahmen den Flachs beim Schopf und zogen ihn mit der Wurzel aus; das that weh, und er ward ins Waſſer gelegt, als ob er

Digitized by Google

erſäuft werden ſollte, und dann kam er übers Feuer, als wolle man ihn braten — es war ganz gräulich!

„Man kann es nicht immer gut haben!“ ſagte der Flachs; „man muß etwas durchmachen, dann weiß man etwas!“

Aber es kam allerdings ſchlimm; der Flachs ward angefeuchtet, geröſtet, gebrochen und gehechelt — ja, was wußte er, wie das hieß, was man alles mit ihm vornahm. Er kam aufs Spinnrad: ſchnurr, ſchnurr! — Da war es nicht möglich, die Gedanken beiſammen zu halten.

„Ich bin außerordentlich glücklich geweſen!“ dachte er bei aller ſeiner Pein; „man muß zufrieden ſein mit dem Guten, das man genoſſen hat! — Zufrieden! Zufrieden! O!“ Und das ſagte er noch, als er auf den Webſtuhl kam; — und ſo ward er zu einem großen, dünnen Stück Leinwand. Aller der Flachs, bis auf den letzten Stengel, ging zu einem Stück auf.

„Aber das iſt doch ganz außerordentlich! Das hätte ich nie geglaubt! Nein, wie das Glück mir doch günſtig iſt! Der Zaunſtecken wußte wirklich nicht übel Beſcheid mit ſeinem:

„„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Baſelurre.““

Das Lied iſt keineswegs aus! Nun fängt es erſt recht an! Das iſt wirklich außerordentlich! Hab' ich auch etwas gelitten, ſo iſt doch auch aus mir etwas geworden! Ich bin der Glücklichſte von allen! Ich bin ſo ſtark und ſo fein, ſo weiß und ſo lang! Das iſt etwas Anderes als bloß Pflanze zu ſein, wenn man auch Blumen trägt; man wird nicht gepflegt, und Waſſer bekommt man nur, wenn es regnet! Jetzt werde ich gewartet und gepflegt, die Magd wendet mich jeden Morgen um, und aus der Gießkanne bekomme ich jeden Abend ein Regenbad; ja, die Frau Paſtorin hat ſelbſt eine Rede über mich gehalten und hat geſagt, daß ich das beſte Stück im ganzen Kirchſpiel ſei. Ich kann gar nicht glücklicher werden!“

Nun kam die Leinwand ins Haus, aber unter die Schere; nein, wie man ſchnitt und riß, wie man mit Nähnadeln darauf losſtach! — Das war kein Vergnügen; aber aus der Leinewand wurden zwölf Stück Wäſche, von der Sorte, die man nicht gerne nennt, die aber alle Menſchen haben müſſen; es waren zwölf Stück davon.

Nein, ſeht doch! Jetzt bin ich erſt etwas Rechtes geworden! Alſo das war meine Beſtimmung! Das iſt ja ein wahrer Segen! Nun ſchaffe ich Nutzen in der Welt, und das ſoll man ja, das iſt erſt das wahre Vergnügen! Wir ſind zwölf Stück geworden, aber wir ſind doch alle eins und dasſelbe: wir ſind ein Dutzend! Was das für ein außerordentliches Glück iſt!“

Und Jahre vergingen — und da hielten ſie nicht länger. „Einmal muß es ja vorbei ſein!“ ſagte jedes Stück. „Ich hätte gern etwas länger gehalten, aber man muß nichts Unmögliches verlangen!“

Und ſo wurden ſie in Stücke und Fetzen zerriſſen. Sie glaubten, daß es nun ganz vorbei ſei, denn ſie wurden zerhackt und eingeweicht und gekocht, ja, ſie wußten ſelbſt nicht, was alles — — und dann wurden ſie ſchönes weißes Papier.

„Nein, das iſt eine Überraſchung, und eine herrliche Überraſchung!“ ſagte das Papier. „Nun bin ich feiner als vorhin, und nun wird auf mir geſchrieben werden! Was kann nicht alles geſchrieben werden! Das iſt doch ein außerordentliches Glück!“

Und es wurden wirklich die allerſchönſten Geſchichten und Verſe darauf geſchrieben; und es kam nur ein einziges Mal ein Klex darauf; — das war denn freilich ein ganz beſonderes Glück! Und die Leute hörten, was darauf ſtand: es war ſo klug und ſo gut: es machte die Menſchen viel klüger und beſſer; es lag ein großer Segen in den Worten auf dieſem Papier.

„Das iſt mehr, als ich mir träumen ließ, als ich noch eine kleine, blaue Blume auf dem Felde war! Wie konnte es mir einfallen, daß ich dereinſt Freude und

Digitized by Google

Kenntnisse unter die Menschen bringen sollte! Ich kann es selbst noch nicht begreifen; aber es ist denn wirklich so! Und der Herrgott weiß, daß ich selbst nichts gethan habe, als was ich, nach schwachen Kräften, für mein Dasein thun mußte; und so fördert er mich auf diese Weise von der einen Freude und Ehre zur andern! Jedesmal, wenn ich denke: „„Aus ist das Lied!““ da geht es grade wieder zu etwas Höherm und Besserm über. Nun soll ich gewiß auf Reisen in der Welt herumgeschickt werden, damit alle Menschen mich lesen können. Das kann nicht anders sein! Es ist das einzig Wahrscheinliche! Ich habe köstliche Gedanken, ebensoviel, wie ich früher blaue Blumen hatte! Ich bin der Allerglücklichste!“

Aber das Papier kam gar nicht auf Reisen, es kam zum Buchdrucker; und da ward alles, was darauf geschrieben stand, zum Druck gesetzt zu einem Buche, ja zu vielen hundert Büchern, denn auf diese Weise konnten so unendlich viele mehr Nutzen und Vergnügen davon haben, als wenn das einzige Papier, auf dem es geschrieben stand, in der Welt hätte umherlaufen sollen und auf halbem Wege abgenutzt worden wäre.

„Ja, das ist freilich das Allervernünftigste!“ dachte das bescheidene Papier. „Das fiel mir allerdings gar nicht ein! Ich bleibe zu Hause und werde in Ehren gehalten, gerade wie ein alter Großvater, und das bin ich ja auch von allen diesen neuen Büchern! Nun kann etwas ausgerichtet werden! So hätte ich nicht umherwandern können! Auf mich hat er gesehen, der das Ganze schrieb! Jedes Wort floß gerades Weges aus der Feder in mich hinein! Ich bin der Allerglücklichste!“

Dann wurde das Papier in ein Bündel zusammengebunden und in eine Tonne geworfen, die im Waschhause stand.

„Nach vollbrachter That ist gut ruhen!“ sagte das Papier. „Es ist sehr weise, daß man sich sammelt und über das, was in einem wohnt, zum Nachdenken kommt! Jetzt weiß ich erst so recht, was auf mir steht! Und sich selbst kennen, das ist der wahre Fortschritt! Was sollte nun wohl mit mir geschehen? Vorwärts wird's jedenfalls wieder gehen, es geht allezeit vorwärts, das habe ich erfahren!“

Und so wurde eines Tages alles Papier herausgenommen und auf den Herd gelegt; da sollte es verbrannt werden; denn es durfte nicht an den Höker verkauft und zum Einschlag für Butter und Zucker benutzt werden: so sagte man. Und alle Kinder im Hause standen rund herum, denn sie mochten so gern Papier brennen sehen; das flimmerte ja so prächtig in die Höhe, und nachher konnte man in der Asche die vielen roten Funken sehen, die hin und her fuhren. Einer nach dem andern erlosch, so geschwind, so geschwind! Das nannte man: „Die Kinder aus der Schule kommen sehen,“ und der letzte Funke war der Schulmeister; oft glaubte man, daß dieser gegangen sei, aber dann kam in demselben Augenblick noch ein Funke und „da ging der Schulmeister!“ sagten sie. Ei, die wußten schon Bescheid. Sie hätten nur wissen sollen, wer da ging! Wir werden es zu wissen bekommen; aber sie wußten es nicht. Alles alte Papier, das ganze Bündel, ward aufs Feuer gelegt, und es zündete schnell.

„Uh!“ sagte es und flackerte in hellen Flammen auf. Uh! Das war eben nicht sehr angenehm, zu brennen. Als aber das Ganze in Flammen stand, schlugen diese so hoch in die Höhe, wie der Flachs niemals seine kleinen, blauen Blumen hatte erheben können, und glänzten, wie die weiße Leinewand niemals hatte glänzen können. Alle geschriebenen Buchstaben wurden einen Augenblick ganz rot, und alle Worte und Gedanken gingen in Flammen auf.

„Nun steige ich gerades Weges zur Sonne hinauf!“ sprach es in der Flamme, und es war, als ob tausend Stimmen es einstimmig sagten; und die Flammen schlugen durch den Schornstein oben heraus. — Und ferner, als ob die Flammen unsichtbar für menschliche Augen, schwebten da ganz kleiner Wesen ebenso viele, wie Blumen auf dem Flachse gewesen waren. Sie waren noch leichter, als die Flamme, die sie geboren hatte; und als diese erlosch, und von dem Papier nur die schwarze Asche übrig war, tanzten sie noch einmal über diese hin, und wo sie dieselbe berühr-

Digitized by Google

ten, da liefen rote Funken. „Die Kinder kamen aus der Schule und der Schulmeister war der Allerletzte!“ Das war eine Lust, und die Kinder sangen bei der toten Asche:

„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Baselurre.
Aus ist das Lied!“

Aber die kleinen unsichtbaren Wesen sagten alle: „Das Lied ist nie aus! Das ist das Schönste bei dem Ganzen. Ich weiß es, und darum bin ich der Allerglücklichste!“

Aber das konnten die Kinder weder hören noch verstehen und das sollten sie auch nicht; denn Kinder müssen nicht alles wissen. H. C. Andersen.

Rätsel.

Klein wie Kümmel,
Blau wie Himmel,
Grün wie Gras:
Was ist das? Simrocks deutsches Kinderbuch.

40. Der Hanf.

Der Hanf ist nächst dem Flachs unsere wichtigste Gespinstpflanze. Seine Heimat soll die Gegend am Kaspischen Meere sein; hier soll er sich nach Humboldts Aussage noch wild vorfinden. Er hatte im Altertum bei weitem nicht die Verbreitung und Verwendung wie der Flachs; des Hanfes geschieht z. B. im alten Testamente nirgend Erwähnung; auch muß er den Ägyptern unbekannt gewesen sein, da sich in den Beigaben der Mumien keine Überreste von ihm gefunden haben. Heutzutage wird der Hanf in ganz Europa angebaut; besonders ausgedehnt ist seine Kultur in Rußland und in Deutschland, vornehmlich in Baden und am Oberrhein.

In der Schweiz treibt man mit dem Hanfe den Winter aus dem Lande. Zu diesem Zwecke schlägt man mit einer Rute die Hanfstengel hoch in die Luft. Diese fliegenden Hanfstengel sollen die Pfeile des Frühlings vorstellen, welche derselbe auf den Winter schießt, um ihn zu vertreiben.

Die Hanfpflanzen verbreiten einen scharfen, Kopfweh erregenden Geruch, der so stark werden kann, daß die im Hanf beschäftigten Arbeiter davon betäubt werden können. In dem indischen Hanf ist dieser Stoff am stärksten vertreten. Die Orientalen bereiten deshalb aus dem Hanfe ein starkes Berauschungsmittel, den sogenannten Haschisch, dessen der Gesundheit höchst nachteilige Wirkung ähnlich der des Opiums ist. In Afrika, Persien, Indien und in der Türkei ist der Haschisch in Gebrauch. Der Orientale nennt ihn wegen der nächsten Wirkung, die er auf den Menschen ausübt, den „Vermehrer des Vergnügens“, den „Kitt der Freundschaft“ und den „Gelächter-Erwecker“. Ein zu großer Genuß des Haschisch erzeugt Wahnsinn und Starrkrampf und hat neben furchtbaren Körperqualen eine gänzliche Geisteszerrüttung zur Folge. 200—300 Millionen Menschen sind der furchtbaren Herrschaft des Haschisch unterworfen.

Vielleicht findet in dieser scharfen Ausdünstung der Hanfpflanze der in einigen Gegenden übliche Gebrauch eine Erklärung, die Gemüsefelder mit Hanf zu umpflanzen, um dadurch die Insekten von denselben fern zu halten.

Eine ganz besondere Verwendung findet die Hanffaser im preußischen Staate, indem hier aus derselben das Papiergeld hergestellt wird.

Digitized by Google

41. Der Kümmel.

Der Name Kümmel ist nach Weigand aus Cuminum entstanden, womit die Römer eine Pflanze bezeichneten, welche in ihren Wirkungen mit unserm Kümmel übereinkommt. Die Alten bezogen ihren Kümmel aus Smyrna, sie schätzten ihn als Gewürz sehr und setzten ihn in kleinen Gefäßen wie das Salz auf den Tisch. Reiche hatten zur Bewahrung des Kümmels sogar einen besondern Sklaven; Geizige gingen mit demselben sehr sparsam um, und die Griechen nannten deshalb einen solchen einen Kümmelspalter.

In Deutschland gilt der Kümmel allgemein als Mittel gegen Zwerge und Beherung. Aus vielen Sagen erfahren wir, daß die freundlichen Zwerge und andere Geisterwesen, welche sich nach mancher Hinsicht gar hilfreich gegen die Menschen erwiesen, durch Kümmel, welchen man ihrer Nahrung beigab, für immer verdrängt wurden. So wird von einer Bauersfrau zu Wilhelmsdorf in Thüringen erzählt, daß ein Waldfräulein derselben gar manchen wichtigen Dienst geleistet, wofür es sich nur stets ein Stückchen Brot ohne Kümmel ausgebeten hatte. Die Wirtschaft der Bauersfrau ging zusehens vorwärts, und die Nachbarn betrachteten mit heimlichen Neid den Wohlstand. Da buck die Bauersfrau eines Tages Kümmel in das Brot und gab dem Waldfräulein hiervon zu essen. Doch kaum hatte dieses gekostet, so rief es:

„Hast Du mir gebacken Kümmelbrot,
Buckst Du Dir selbst die größte Not!"

Das Fräulein verließ hierauf das Haus, und mit ihm schien auch der Segen von demselben geschieden zu sein. Mit der Wirtschaft ging es immer mehr und mehr zurück, so daß die Bäurin später nicht einmal immer Kümmel und Brot hatte.

Weil der Kümmel als ein kräftiges Mittel gegen Beherung gilt, müssen in vielen Gegenden Mitteldeutschlands Braut und Bräutigam denselben nebst Dill und Salz bei der Trauung in ihren Taschen haben. In Hessen streute man früher, wenn abends die Feuerbrände und Kohlen mit Asche bedeckt wurden, Kümmel und Salz darauf, damit sie bis zum Morgen fort glühten. Bei der Aussat des Kümmels muß man tüchtig schelten, damit die bösen Geister verscheucht werden, und die Frucht wohlgedeiht.

42. Die Kornblume.

Die Kornblume ist bei uns so heimisch geworden, daß man kaum noch daran gedenkt, daß sie eine Ausländerin ist; sie soll durch die Kreuzfahrer einst mit den Raben aus Asien zu uns herüber gekommen sein.

„Als Ceres, die Göttin des Ackerbaues, einst die wogenden Kornfelder durchwandelte und sich ihres Segens freute, den sie den Menschen spendete, da nahten sich ihr die Cyanen oder Kornblumen und klagten: „O Ceres, warum ließ dein Wink uns erblühen inmitten deiner Gaben, die das Land mit Ähren bedecken? Der Erde Sohn berechnet nur die Menge des ihm winkenden Segens; uns aber schaut er nicht einmal an. So gib uns auch ein körnergeschwelltes Haupt wie den schwergesenkten Ähren; wo nicht, so laß uns wo anders einsam blühen, wo wir den Blicken des Menschen und seiner Verachtung entzogen sind." Die Göttin aber erwiderte ihren holden Blumenkindern liebreich: „Nicht doch, ihr Lieben, ihr wurdet vielmehr von mir ersehen, hier im rauschenden Gewoge der Ähren zu blühen. Des Nutzens bedarf es hier nicht mehr; denn ihr seit die Priesterinnen im großen Volk der Ähren. Darum sollt ihr nicht ährengleich rauschen und schwerbelastet euer Haupt zur Erde neigen, sondern frei und fröhlich blühen und emporschauen als ein frommes Bild der stillen Heiterkeit und des zuversichtlichen Glaubens zu den Höhen des azurblauen Alls. Und darum habe ich euch als Priesterschmuck ein himmelblaues Gewand ver-

Digitized by Google

liehen, euch auszuzeichnen als meine Priesterinnen des Himmels und der Menschen, zu predigen Glaube und Treue den Göttern. Und geduldet euch nur, die ihr jetzt scheinbar vereinsamt und verlassen steht, am Erntetage, wenn alle diese Halme und Ähren fallen unter der Hand des Schnitters, dann wird euch die Schnitterin suchen und pflücken, sich mit euch ihre Stirn bekränzen und ihren Busen schmücken." Darüber waren die klagenden Kornblumen zufrieden, und sie schieden dankerfüllt von dem milden Angesichte der hohen Göttin und freuten sich nun ihres bevorzugten Standes und ihrer hohen Bestimmung. Und so blühen sie weiter als schöne Priesterinnen inmitten des wogenden Halmmeeres und predigen den Menschen des Himmels Gnade und Güte."

Wurde eine Kornblume am Frohnleichnamsfeste ausgegraben, so war sie besonders heilsam; sie stillte das Nasenbluten, wenn man sie so lange in der Hand hielt, bis sie erwärmt war.

Wegen der schönen blauen Farbe der Blüten wurde sie schon früh zum Schmuck benutzt. Die Kinder gehen weit in die wogenden Ährenfelder, um sie zu pflücken und richten dabei natürlich nur Schaden an; um sie davon abzuhalten, erzählte man ihnen von der Roggenmuhme oder dem Kornwif (s. S. 74).

Das schöne Blau der Blüte wird jedoch leicht von der Sonne ausgebleicht, darum galt die Kornblume früher als ein Zeichen der Veränderlichkeit; und in der „Bedeutung der Blumen" heißt es von ihr: „Wer sein Herz wandelt und selbst nicht weiß, wo er bleiben will, und seinen Wankelmut verholen trägt, der soll Kornblumen tragen, die sind blau und lustiglich und färben sich weiß, sie mögen nicht lange ihre Farbe behalten und zeigen ihren Wandel." —

Die Kornblume ist die Lieblingsblume unseres Kaisers. Als die Königin Luise kurz vor der Schlacht von Friedland abermals von Königsberg nach Memel sich begeben mußte, brach an ihrem Wagen, in welchem sie sich mit ihren beiden ältesten Söhnen, den Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm befand, ein Rad. Die Königin mußte mit ihren Kindern den Wagen verlassen, und da dieser Unglücksfall auf offener Landstraße, fern von jedem bewohnten Orte geschah, ließen die Flüchtlinge sich an dem Rande eines Grabens nieder, während der Schaden an dem Wagen ausgebessert wurde. Die kleinen Prinzen waren sehr müde und — sehr hungrig; sie klagten der Mutter ihr Leid, die hohe Frau wußte nicht, wie sie diesen sich immer mehr fühlbar machenden Bedürfnissen ihrer Kleinen abhelfen sollte. Insbesondere war es der kleine zarte und schwächliche Prinz Wilhelm, der sich immer wieder an seine über alles geliebte Mutter anschmiegte, um bei ihr Linderung seiner Qualen zu suchen. Endlich stand die Königin auf und fing an, in den Kornfeldern Kornblumen zu pflücken, durch ihr Beispiel die kleinen Prinzen ermunternd, gleichfalls mit Hand anzulegen. Aus den von ihr selbst gepflückten und den ihr in großer Menge von den Prinzen gebrachten Blumen wand sie dann Kränze, wobei die beiden Söhne der holden Mutter zuschauten. Bei dieser Beschäftigung mochte wohl die ganze traurige Lage ihrer Familie, ihres Landes, die Zukunft ihrer Söhne ihr wieder eingefallen sein, die herrlichen Augen füllten sich mit Thränen, die langsam auf die Kornblumen in ihrer Hand herabfielen. Der kleine, seine Mutter aufmerksam betrachtende, von weichem Gefühle beseelte Prinz Wilhelm sah die Thränen; er versuchte, seine Mutter durch Liebkosungen zu trösten, während sie, unter Thränen lächelnd, dem kleinen zehnjährigen Sohne den Kranz auf das Haupt setzte. — Diese rührende Familienscene ist dem Prinzen, unserem jetzigen Kaiser, unvergeßlich geblieben; in jeder Kornblume glaubt er seiner Mutter Thränen zu erblicken, darum ist sie seine Lieblingsblume! Es ist aber nicht die Blume allein, für die er eine so besondere Vorliebe hat; es ist auch die blaue Farbe derselben. Eine eigenartige Beschaffenheit der Augen des Kaisers läßt die blaue — kornblumenblaue — Farbe einen besonders wohlthuenden Eindruck auf dieselben ausüben, und zwar in einem solchen Grade, daß die Augen für jede andere Farbe fast gleichgültig erscheinen, ja kaum einen Farbenunterschied erkennen. Deshalb umgibt sich der hohe Herr beson-

Digitized by Google

bers gern mit blaue Farbe tragenden Gegenständen, und es ist bei allen Damen seines Hofes eine lange bestehende Sitte, an Geburts- und anderen Familienfesttagen in blauer Toilette zu erscheinen, die nicht allein auf das Auge, sondern auch auf die ganze Stimmung des Kaisers einen angenehmen Eindruck hervorbringt, denn im Kreise seiner „Bläulinge" ist er von besonders hervortretender Heiterkeit und Liebenswürdigkeit.

Die Kornblume.

I.

Ein Blümlein kenn ich gar lieb und hold,
Das birgt sich in rauschender Ähren Gold;
Sein Auge blickt treu und himmelrein,
Drum schaut der Kaiser so gerne hinein.
Dich Kaiserblume, dich lob' ich mir
Als deutscher Männer und Frauen Zier!

O Blümchen, seligen Friedens Bild,
Wie stimmt uns dein Anblick sanft und mild,
Wie hast du nach mancher heißen Schlacht
Dem Kaiser Freude und Trost gebracht.
Dich Kaiserblume, dich lob' ich mir
Als deutscher Männer und Frauen Zier!

Du reichstes Blümchen in Wald und Feld,
Dich liebt ein Kaiser, ein mächtiger Held,
Ein Herz, ach so treu und rein wie du,
Drum bringet die Freude den Dank dir zu.
Dich Kaiserblume, dich lob' ich mir
Als deutscher Männer und Frauen Zier!

II.

Es ist im kühlen Morgentau
Aus hohen Himmelshallen
Ein lichtes Stückchen Himmelsblau
Aufs grüne Feld gefallen.

Zum Glück war schon die Sonn heraus,
Als ihm der Fall begegnet,
Die machte tausend Blümchen d'raus,
Als hätt' es blau geregnet.

Sie stehn verschämt im Korn versteckt
Mit Kränzchen in den Haaren,
Das Vöglein hat sie dort entdeckt
Und will's uns offenbaren.

Nun ziehen wir mit dem Vöglein hin,
Uns Kränze d'raus zu winden,
Der Himmel ist noch immer drin,
Wer ihn nur weiß zu finden!

Das Kind und die Kornblume.

Kind:

Ha, liebes Blümchen, du schon hier?
Wart', näher kommen muß ich dir,
Möcht gar zu gern dich pflücken.

Kornblume:

Lieb Kind, komm mir doch nicht zu nah;
Denn wiss', umsonst steh ich nicht da.
Es wogt des Landmanns Ährenfeld,
Und Hoffnung ihm die Seele schwellt.
Nun lehrt mein Blau ihn, fest vertrauen
Und glaubend ihn gen Himmel schauen.
Drum brich mich nicht, du müßtest dich schämen,
Du würdest ihm ja die Hoffnung nehmen
Der Halme, die dein Fuß zerknickt.
Da blieb das Kind von ferne stehen,
Doch nach dem Blümchen mußt es sehen;
Dann hob es seinen Blick nach oben,
Dacht an den guten Vater droben.

C. Harms.

Digitized by Google

43. Der Ritterſporn.

Der Name dieſer Pflanze rührt von dem oberen, ſpornartig geformten Kelchblatte her. Der Ritterſporn wächſt vielfach als Unkraut im Getreide. Doch ſchon früh hat er ſich durch Farbe und Geſtalt ſeiner Blüte das Wohlgefallen der Menſchen erworben und iſt in die Gärten gekommen, wo er in den mannigfachſten Farben das Auge erfreut.

Unſere alten Vorfahren bedienten ſich dieſes Krautes bei dem Feſte der Sommer-Sonnenwende. Wenn nämlich zur Zeit unſeres Johannistages die Sonne ihre höchſte Stellung erreicht und gleichſam ihren Kreislauf am Himmel beendet hatte, feierten die alten Germanen das Sommer-Sonnenwendefeſt, während das Winter-Sonnenwendefeſt zur Weihnachtszeit, wenn die Sonne ihren tiefſten Stand erreicht hatte, begangen wurde. Am Sommer-Sonnenwendefeſt zündete man abends mächtige Feuer an und ſchwenkte brennende Beſen in der Luft umher, um den Kreislauf der Sonne dadurch anzudeuten. Das Johannisfeuer half den Sieg des Lichtes und der Lichtgötter vervollſtändigen, indem die ohnedies kurze Nacht durch das angezündete Licht in vollen, hellen Tag verwandelt wurde. Durch dieſe gottesdienſtliche Handlung kam man den Göttern gleichſam zu Hilfe. Die Nacht ward gänzlich verbannt und den lichtſcheuen Mächten der Finſternis die letzte Zuflucht geraubt. Darum hatte auch die Aſche dieſes Feuers und die an ihm entzündete Flamme des Herdfeuers eine ſegnende, ſchützende und befruchtende Kraft. Am Johannisfeuer ſetzten die Hausväter die Scheite in Brand, durch welche die Flamme auf das Herdfeuer übertragen und das ganze Jahr hindurch ſorgfältig behütet wurde. Die an manchen Orten noch üblichen Johannisfeuer ſind Reſte jener alten germaniſchen Feier. Um die Feuer wurden von jung und alt Reigen aufgeführt und mancherlei Pflanzen (vergl. Johanniskraut, Beifuß, Eiſenkraut u. a.) in dieſelben geworfen. Durch die Blume des Ritterſporns ſah man in die leuchtende Flamme, um für das nächſte Jahr geſunde Augen zu haben. Dann warf man die Blume in die Flamme, damit alles Unglück mit ihr verbrenne. Auch in ſpäterer chriſtlicher Zeit wurde die Pflanze vielfach bei Augenkrankheiten als Heilmittel angewandt. Dieſe Kraft ſollte die heilige Ottilie derſelben verliehen haben, und nannte man das Kraut deshalb „St. Ottilienkraut".

Rätſel.

Den ſich der Ritter
Legt bei zum Ruhme,
Gehört einem Vogel
Zum Eigentume,
Und wächſt im Garten
Als eine Blume.

Fr. Rückert.

44. Der Mohn.

Für den ſinnigen Naturfreund kann es nicht leicht ein reizenderes Bild geben als das eines golden wogenden Kornfeldes voller bunter Blüten, roter Mohn- und blauer Kornblumen, weißer Winden und violetter Raden.

Und doch ſieht es die Mehrzahl der ſonſt ſo gemütlichen Landleute, wenn es recht bunt iſt, nur mit Verdruß, wohl gar mit Ingrimm an, denn dieſe uns ſo lieblich entgegen lachenden Blumen ſind ja böſe Unkräuter.

Rot' und blaue Blumen!
Der mürriſche Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreſchen euch höhnend,
Sogar der habloſe Wandrer,
Den eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt
Und nennt euch ſchönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,

Digitized by Google

Verehrt euch und pflückt euch,
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen.

H. Heine.

Die lieblichste aller dieser kleinen zudringlichen Pflanzen ist der Feldmohn, dessen purpurfarbene Blumen wohl jedermann unter dem Namen Klatschrosen kennt.

In früherer Zeit hieß der Mohn Mahn, im 11. Jahrhundert Magen, eine Bezeichnung, die mit dem Lateinischen magnus = groß aus einer Wurzel entsprossen sein dürfte; es würde demnach unser Mohn (Mahn, Mag) eine große oder lange Pflanze bezeichnen.

Der Name Klatschrose soll gleichbedeutend mit Klapperrose sein, weil die Samenkörner in den reifen Köpfen klappern; andere erklären ihn davon, daß die Knaben die Blütenblätter zusammenfalten und damit ein klatschendes Geräusch hervorbringen; jedenfalls hängt das „Klatschen" nicht mit Verleumden zusammen.

Den Alten war der Mohn das Symbol der Erde und ihrer Fruchtbarkeit, er war der Hera, der hohen Gemahlin des Zeus, heilig. Der Mohnkopf war ein Attribut des Schlafes und seines Sohnes Morpheus, des Traumgottes mit seinem phantastischen Gefolge. Er war auch ein Bild des Todes, der ein Bruder des Schlafes ist. Die Mohnpflanze besingt schon Homer, und der berühmte Arzt Hippokrates kannte bereits die einschläfernde Eigenschaft des Mohnes.

Der Mohn.

I.

Wie dort gewiegt von Westen
Des Mohnes Blüte glänzt,
Die Blume, die am besten
Des Traumgotts Schläfe kränzt!
Bald purpurhell, als spiele
Der Abendröte Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich sagen,
Daß der im Mohne schlief
Hinunter ward getragen
In Träume schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur:
Die Nahen und die Lieben
Hält er für Schemen nur.

L. Uhland.

II.

„Ich bin der Mohn, der rote Mohn,
Ich bin des Traumes liebster Sohn.
Ich wiege mich hin, ich wiege mich her,
Mein Haupt ist sehr gedankenschwer!"
Der Gärtner hört's und lachte:
„„Du armer Prahlhans du!""
Der Wind ging sachte, sachte
Und ließ den Mohn in Ruh.
Da fiel nach einer kurzen Zeit
Von ihm das rote Narrenkleid.
Die Sonne brannt' ihm auf den Kopf;
Wie klapperte der arme Tropf!

Der Gärtner hört's und lachte:
„„Ei, wie gedankenschwer!""
Zerschnitt drauf sachte, sachte
Den Kopf ihm kreuz und quer.
Da fand er Körnchen, winzigklein,
„Das sollen die Gedanken sein?
Im Zwergland, Liliput genannt,
Swift größere Gedanken fand."
Der Gärtner sprach's und lachte
Und streut' sie in den Wind.
Ich stand dabei und dachte
An manches Menschenkind.

Ferd. Naumann.

45. Die Winde.

Der deutsche und lateinische Name dieser Pflanze beziehen sich auf die Art und Weise des Wachstums derselben. An die niedliche, überall im Getreide und auf allen Feldwegen wachsende Ackerwinde knüpft sich folgende Sage: Einst wollte ein Fuhrmann seinen mit Weinfässern beladenen schweren Wagen einen sandigen Hügel hinauf-

Digitized by Google

fahren. Es war ein heißer Sommertag. Die Pferde trieften von Schweiß, und die Wagenräder schnitten tief in den lockeren Sandboden ein. Plötzlich blieben die Pferde stehen, sie waren zu sehr ermüdet und vermochten den Wagen nicht mehr fortzuschaffen. Der Fuhrmann wurde hierüber sehr böse und wollte mit unbarmherzigen Schlägen und lästerlichem Fluchen die Pferde zum Weitergehen zwingen. Doch seine Anstrengungen waren vergeblich. Da — er hatte gerade einen bösen Fluch gethan, und die armen Pferde schrecklich geschlagen — erschien ihm die Mutter Maria. Sie tadelte sein böses Benehmen und versprach, für einen Trunk Weines den Wagen auf den Berg zu schaffen. Dann erfaßte sie die Zügel der Pferde und ruhig und gehorsam zogen die Tiere den Wagen den Berg hinauf. Als sie oben waren, gab sie dem Fuhrmann die gute Lehre, in Zukunft sein ungestümes Wesen und sein lästerliches Fluchen zu unterlassen; durch ruhiges, besonnenes Wesen erreiche man viel eher das Ziel. Hierauf erbat sie sich das versprochene Glas Wein. Doch der Fuhrmann geriet in große Verlegenheit, als er merkte, daß ihm ein Glas fehle. Aber die Mutter Gottes half ihm aus der Verlegenheit. Sie ergriff eine am Wege blühende, kleine weiße Ackerwinde und bat, diese zu füllen. Die roten Streifen, die mitunter in der Blüte sind, rühren von dem roten Weine her. In Erinnerung hieran heißt die Pflanze auch „Mutter Gottes Trinkbecher."

Auf die herzförmigen Blätter der Zaunwinde beziehen sich die folgenden sinnigen Verse des Dichters:

Die Winde, die am Boden kriecht,
Wird schwach und dürftig bleiben;
Nur die am Ast empor sich schmiegt,
Wird saft'ge Triebe treiben.

Darum, ein Sinnspiel der Natur,
Ihr Blatt ist herzgestaltet,
Weil eines Herzens Triebkraft nur
Aufstrebend sich entfaltet.

Fr. Rückert.

Die Winde.

Winde, zarte, flücht'ge Blüte,
Ach, den Baum mit stillem Bangen
Hält dein schwacher Arm umfangen,
Daß er schütze dich und hüte.

Froh blickt jetzt dein Aug' und offen,
Da der Tag mit hellem Scheine
Leuchtet in dem Blumenhaine,
Bist so glücklich, voller Hoffen.

Doch der Tag ist bald verflossen,
Und vor Nachtwinds kaltem Hauche
Hast du schnell dein Blütenauge,
Das so schnell erglänzt, geschlossen.

Winde, zarte, flücht'ge Blüte!
Kühn zwar strebend, dennoch schwankend,
Fest an stärkre Macht sich rankend,
Gleichst du liebendem Gemüte!

Wohl so lang, als dir am Tage
Winkt der Sonnenglanz des Glückes,
Schaust du freudig, offnen Blickes
Auf zum Himmel ohne Klage.

Doch wenn sich die Nacht ergossen
Mit des Schicksals ganzer Schwere,
Hat das Herz, das freudeleere,
Scheu sich aller Welt verschlossen.

T. U.

46. Das Sommer-Adonisröschen.

Diese schöne unter der Saat wachsende Blume, die mit ihren blutroten Augen dem Wanderer so freundlich entgegenlacht, verdankt ihren Namen folgender von Ovid erzählten Sage. Der in bezaubernder Schönheit herangewachsene Jüngling Adonis war ein Liebling der Venus, der Göttin der Liebe und Schönheit; sie begleitete ihn selbst auf die Jagd und warnte ihn zärtlich, sein Leben keinerlei Gefahren auszusetzen. Doch Adonis achtete nicht darauf. Einst verfolgte er einen Eber; das verwundete, zum äußersten gereizte Tier griff seinen Verfolger an. Zu spät eilte die besorgte Göttin herbei. Ihr Liebling war bereits gestorben. Anfangs überließ sie sich grenzenloser Verzweiflung; allgemach aber verwandelte sich ihr Schmerz in sanfte Traurigkeit. Um ein Erinnerungszeichen an den Geliebten zu haben, ließ sie aus seinem Blute das Adonisröschen aufgehen.

Digitized by Google

Stillbeglückt.

Der Vogel singt
Und fragt nicht, wer ihm lauscht;
Die Quelle rinnt
Und fragt nicht, wem sie rauscht;
Die Blume blüht
Und fragt nicht, wer sie pflückt:
O sorge Herz,
Daß gleiches Thun dir glückt.

J. Sturm.

47. Das Gauchheil.

Den Namen Gauchheil hat die Pflanze von ihrer vermeintlichen Gespenster vertreibenden Kraft erhalten, sie wurde in dem Hausflur aufgehängt und sollte nach einem alten Kräuterbuche „Gauch und Gespenst" verscheuchen.

Die Pflanze wird auch „Faules Lieschen" genannt, da sie erst morgens um acht Uhr ihre Blüten öffnet und gegen vier Uhr schon wieder schließt. Sie ist hygroskopisch und entfaltet ihre Blüten nicht, wenn die Luft mit Wasserdämpfen angefüllt und Regen zu erwarten ist. Diese Eigenschaft hat ihr den Namen „Armer Leute Wetterglas", in England „poor mans weatherglass", eingetragen.

Auch besaß nach früherer Meinung die Pflanze besondere Kraft gegen Melancholie, machte Gauche (Narren) heil und gesund und stillte das Blut so vortrefflich, daß man einem, dem zur Ader gelassen wurde, nur dieses Kraut in die Hand zu geben brauchte, um das Fließen des Blutes aufhören zu lassen.

Im „Paradiesgärtlein" heißt es in Bezug auf die oben erwähnte Eigentümlichkeit von dieser Pflanze:

„Ja wie diß Kräutlein blüht und keimt,
Wenn nur die Sonn am heisten scheint,
Und bald zu blühen auch aufhört,
Der Maul-Christ auch so einher fährt,
Mit großem Schein, Rhumreysigkeit,
Mit hohen Worten ist bereit;
Wenns hell am Himmel schön und klar,
So ist er keck, das wiß fürwar,
Sobald das Wetter dann sich wendt,
Ir Ruhm und Mut dann hat ein end."

48. Der Stechapfel.

Zum Gesamtbilde der Flora eines Dorfes gehört zur Zeit auch der Stechapfel; auf dem schwarzen Dunghaufen erhebt sich das üppig verzweigte, dunkelgrüne, kräftig emporgeschossene Kraut, und die schneeweißen, fingerlangen Trompetenblumen oder die apfelförmigen mit ziemlich langen Stacheln besetzten Früchte kennzeichnen es deutlich für jedermann. Doch trotz der jetzigen allgemeinen Verbreitung ist der Stechapfel ein fremdes Gewächs, das vor ungefähr 400 Jahren erst bei uns eingeführt worden und zwar der Überlieferung nach durch die Zigeuner; seine Heimat ist im Osten, im südlichen Rußland und Sibirien.

Die Pflanze enthält in den Samen und Blättern Daturin und ist im hohen Grade narkotisch-giftig; schon ein längeres Einatmen des Duftes wirkt betäubend. Auch die anderen Teile der Pflanze üben ihren Einfluß vorzugsweise auf die Gehirn- und Sinnesorgane und verursachen Schwindel, Betäubung, Doppelsehen und den Tod. Diese unheilvolle Eigenschaft benutzten in früherer Zeit Zauberer und Diebe zur Ausführung ihrer schändlichen Pläne. Die Diebe suchten Stechapfelsamen auf die heißen Ofenplatten zu streuen, um dadurch die im Zimmer befindlichen Personen zu betäuben, damit sie ungestört ihr Unwesen treiben konnten. Ferner bereitete man aus Stechapfelsamen durch innige Vermischung mit Fett die berüchtigte Hexensalbe.

Digitized by Google

ob man mit derselben die Achselhöhle ein, so sollte dies die wunderbarsten Wirgen auf das Gehirn haben. Die Phantasie des Betreffenden wurde sehr angt, er wähnte zu fliegen, oder in der Einbildung zog er auf einen hohen Berg, er wüsten und wilden Gelagen beizuwohnen glaubte.

Auch bei Schatzgräbereien, Geisterbeschwörungen und Bannungen fand der Stechamen wichtige Beachtung und Verwertung. Zumeist wurde bei diesen Gelegenzunächst ein Feuer angezündet, auf die glühenden Kohlen wurde sodann der der Zauberpflanze gestreut, aus welchem sich die betäubenden Dämpfe entckelten, welche die beteiligten Personen in einen eigentümlichen Rausch versetzten; i demselben glaubten sie alles, was ihnen die Phantasie vorspiegelte, wirklich zu hen und zu hören.

In allen diesen schwarzen Künsten waren die Zigeuner Meister, und sie werden aher wohl stets größere Vorräte von Stechapfelsamen aus ihrer östlichen Heimat bei sich geführt haben; es erscheint deshalb auch die Überlieferung, daß die Zigeuner die Pflanze im westlichen Europa verbreitet hätten, wohl glaubwürdig und gerechtfertigt.

In Amerika fand sich die Pflanze zur Zeit der Entdeckung schon vor. Die Sonnenpriester der Anden tranken den Saft derselben, um sich in einen Zustand der Verzückung zu setzen, der als ein unmittelbarer Verkehr mit der Gottheit galt. Vielleicht verhielt es sich mit den Priestern des delphinischen Apollo auf ähnliche Weise.

49. Das Bilsenkraut.

Den Namen Bilsenkraut leiten einige von Bel oder Biel, dem Sonnengott der Kelten, ab; es soll diesem geheiligt gewesen sein und deshalb den Namen Belinuntia erhalten haben. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß der Name mit „Bilwitz", dem Feldteufel unserer Vorfahren, der an der Ernte mancherlei Schäden ausführte (s. S. 72), in Verbindung steht. Hiernach bedeutet Bilsenkraut so viel wie Teufelskraut. Und diesen Namen führt die Pflanze mit Recht. Schon die dicht gedrängt stehenden, graugrünen, widerlich riechenden Blätter, die düsteren, schmutzig-gelb geaderten Blüten und der einsame, unwirtliche Standort geben derselben einen unheimlichen Ausdruck, der durch die Giftigkeit aller Teile der Pflanze nur noch verstärkt wird.

Die alten Gallier kannten bereits das Bilsengift und benutzten es, um ihre Pfeile und Wurfspieße zur sicheren Erlegung des Wildes damit zu bestreichen. Das Öl der Samen, in das Ohr geträufelt, soll nach Plinius Wahnsinn hervorrufen. Das Bilsenkraut war ein Hauptbestandteil der berüchtigten Hexensalbe und wurde auch vielfach zum Geisterbeschwören und Wettermachen benutzt. Um bei anhaltender Dürre für die durstenden Fluren einen erquickenden Regen zu schaffen, wurde ein kleines Mädchen ganz entkleidet und von seinen Gespielinnen in den Wald geführt. Hier riß es das Bilsenkraut mit dem kleinen Finger der rechten Hand samt der Wurzel aus und band es an die kleine Zehe des rechten Fußes. So geschmückt wurde es dann an dem nächsten Flusse von seinen Begleiterinnen mittelst Ruten, die sie sich im Walde gebrochen hatten, mit Wasser besprengt. Durch dieses Verfahren glaubte man einen erfrischenden Regen herbei zu zaubern.

Von den sinnenverwirrenden Wirkungen des Bilsenkrautes erzählt man folgendes:

Einst gerieten bei der Zubereitung von Pastinaken in einem Kloster Wurzeln von Bilsenkraut in das Gericht. Nach dem Genuß der Speise zeigten sich bei den Mönchen Geistesstörungen der verschiedensten Art. Die Buchstaben eines Buches dünkten dem einen umherlaufende Ameisen, ein anderer glaubte sich von wilden Tieren verfolgt und kletterte auf den Ofen, den er für einen Waldbaum hielt; ein dritter bildete sich ein, er knacke Nüsse und machte die Pantomimen des Werfens, um die vermeintlichen Schalen nach eingebildeten Pfauen zu schleudern.

Digitized by Google

Auch bei Liebeszauber fand die Wurzel dieser unheimlichen Pflanze Verwendung. J. Wolff singt im „Rattenfänger“ in Bezug hierauf:

„Bilsenkraut war's, das er aushob
Aus der Erde; mit dem Messer
Schnitzt' er aus der starken Wurzel
Einen Menschenleib und ritzte
Auf die Brust verschlungne Zeichen,
Murmelte geheimen Segen
Aufs Gebild und steckt' es zu sich.
„So schön Jüngferlein, nun wahr' dich,
Wenn du kannst, vor Zaubers Walten!
Wird sich bald ein süßes Gift dir
In die blauen Adern schleichen,
Wirst dein Herzchen pochen hören,
Wirst dich heimlich nach mir sehnen,
Und ein wonnig heiß Verlangen
Wird dir wie ein lüstern Schlänglein
Schmeichelnd um den Busen spielen.“ — —

Grade vor dem hölzern Trepplein,
Das hinauf zur Krone führte,
Wo er wußte, daß Regina
Tag für Tag darüber hinschritt,
Kniet er nieder, Sprüche murmelnd,
Lockerte etwas die Erde
Und vergrub den Liebeszauber,
Den er auf dem Basberg formte
Aus des Bilsenkrautes Wurzel.
Sorglich jede Spur vertilgend
Des geheimnisvollen Werkes
Ebnet' er den Weg und streute
Trockne Blätter auf die Stätte.“

50. Der gute Heinrich und der gefleckte Schierling.

(Chenopodium bonus Henricus und Conium maculatum.)

Unter den zahlreichen Gänsefußarten, welche neben der Melde alle Ecken und Winkel, Schutt- und Komposthaufen in den Dörfern bedecken, findet sich auch der gute Heinrich, mit seinen feisten, dreieckigen Blättern und der schlanken Blütenähre. Sein Name wird sehr verschieden gedeutet. Einige nehmen an, den Beinamen gut führe er wegen seiner Heilkräfte und im Gegensatze zum bösen Heinrich, womit in manchen Gegenden das giftige Bingelkraut bezeichnet wird. Adelung deutet den Namen Heinrich auf Heim, weil die Pflanzen gern an den Heimen, d. h. an den Zäunen der Dörfer wachsen. (Heim heißt altdeutsch Heimat, Haus, daher Heimchen [Hausgrille], Heimweh [heftiges Verlangen nach der Heimat] u. s. w.). Eine andere Erklärung des Namens hat Grimm gegeben. Die Blattform der Gänsefußarten erinnert an den Druidenfuß der Kobolde, die sich auch gern Heinz oder Heinrich nennen ließen; kennt doch die Sage den Teufel selber unter dem Namen Grauheinrich. In späterer Zeit gingen die Namen Heinz und Heinrich auf die Hexen über, gegen deren Künste die Pflanze ein kräftiges Schutzmittel sein sollte. Auch gegen Aussatz wurde die Pflanze angewandt.

Hierbei sei auch zugleich die ähnliche Melde erwähnt, von der Ortolf in seinem Kräuterbuche erzählt, vergräbt man die Blätter der Melde in einem neuen Topfe an einem heimlichen Orte in der Erde, so verwandeln sich dieselben in Frösche.

Neben dem guten Heinrich sei der gefleckte Schierling genannt, der ebenfalls zur Flora des Dorfes gehört und sich durch den dicken, angeschwollenen, glänzenden Stamm mit braunroten Flecken, den Spuren seiner Schuld, leicht kenntlich von andern Doldenarten abhebt. Er ist eine gefürchtete Giftpflanze und soll der Überlieferung nach den weisen Sokrates getötet haben; nach neuern Untersuchungen soll freilich sein Gift hierzu nicht kräftig genug sein. Die Pflanze wird von Tier und Mensch gemieden, nur die Kröte soll gern unter ihr wohnen und dort „Gift einsaugen.“

Digitized by Google

Der gefleckte Schierling.

Der Lenz hat seine Blumenscharen
Hinaus gesendet in die Welt,
Sie eifern, ihn zu offenbaren
Auf Berg und Au, in Thal und Feld.

Da blühn die Primeln knapp an Rosen,
Bei Veilchen mit und ohne Duft,
Da lauscht der Lenzsafran in Moosen,
Ob bald der erste Kukuk ruft.

Da reihn sich an Levkojenglocken
Bifolien mit zartem Blau,
Und laue Zephyrküss' entlocken
Die Vogelmilch der Brust der Au.

Das liebe Gänseblümchen sticket
Die grüne Flur mit Perlen weiß,
Vorläufer der Cyanen blicket
Aus junger Saat das Ehrenpreis.

Das Goldmilzkraut streckt sein Köpfchen
Aus seiner Blätterhalskrauf' her,
Das Leberkraut gleicht blauen Tröpfchen,
Enttaut dem blauen Himmelsmeer.

Es ist ein liebliches Gedränge,
Ein lebensvolles Farbenspiel,
Und nicht ein Blümchen in der Menge
Erscheint entbehrlich und zu viel.

Der Schierling selbst mit fleck'gem Stengel
Gehöret mit zum großen Chor:
Er stellt im Kreis der Blumenengel
Den düsteren, gefall'nen vor.

J. G. Seidl.

51. Der Wegerich.

Der Name Wegerich bedeutet nach Weigand ursprünglich so viel als Herrscher (Herr) an und auf dem Wege. Der Weg ist der Lieblingsstandort der Pflanze, sie beherrscht ihn gleichsam, d. h. sie nimmt ihn in Menge ein. Die Bezeichnung „Wegebreit" bezieht sich auf die an den Wegen ausgebreiteten Blätter. Der botanische Name Plantago deutet auf die Ähnlichkeit der Blätter mit einer Fußsohle (planta) und ließe sich mit Sohlenkraut übersetzen. Der große Wegerich hat dadurch ein besonderes Interesse gewonnen, daß derselbe den Auswanderern nach Westen auf Schritt und Tritt gefolgt ist, so daß die Indianer dieses Kraut die „Fußtapfen der Weißen" nennen, deren Nähe sie überall vermuten, wo sie das Kraut sehen. In der Vorzeit war der Wegerich ein Kraut, dem man alle mögliche Hilfe in menschlichen Nöten und Krankheiten beimaß, wie der alte Arzt und Botaniker des 16. Jahrhunderts, Hieronymus Tragus, schreibt: „Unter vielen Kräutern ist der Wegerich in der Arznei am gebräuchlichsten." Wenige innerliche Krankheiten gab es, bei denen er nicht Wunder thun sollte. Das grüne Kraut gekocht in der Speise genossen, heilte die Auszehrung und eröffnete die Verstopfung der Leber und Nieren. Der ausgedrückte Saft der Blätter war hilfreich beim Keuchhusten und der fallenden Sucht und vertrieb auch Würmer. Drei Wegerichwurzeln, zu einem Glase Wein genossen, hoben das dreitägige Fieber, vier dagegen das viertägige.

Aber all diese innerliche Hilfe ist noch Kinderspiel gegen die Wunder, welche das Kraut bei äußerlicher Anwendung vollbringt. Da offenbart es sich als ein wahres Allerleidenskraut. Mit dem Fette des Samens getränkte leinene Tücher um das Haupt gelegt, stillen den wütensten Kopfschmerz; die Augen damit betupft, verlieren die Entzündung, und die Ohren erhalten das Gehör wieder. Gegen alle Halsleiden ist der Mund damit zu spülen. Fistel, Krebs, Karbunkel und jegliche äußere Wunde und Entzündung konnten nicht widerstehen. Das grimmigste Zahnweh vergeht, wenn man Wegerichswurzel darauf legt. Selbst die von Schlangen oder tollen Hunden beigebrachte Wunde heilt, wenn sie mit Wegerichssaft gewaschen wird und Blätter dieser Pflanze darüber gelegt werden. Drei Blätter in den Mund genommen sind gut gegen Bienenstiche.

Digitized by Google

Und wie beim Menschen, so auch beim Tier. Von einem klugen Beobachter der Natur, mit Namen Trasmus, berichten die alten Kräuterbücher, er habe bemerkt, wenn eine Kröte von einer Spinne gestochen werde, eile sie zum Wegerich und damit werde ihr geholfen.

In der Heilmittellehre der Gegenwart nimmt der Wegerich allerdings eine viel bescheidenere Stellung ein, von seiner vermeintlichen Wunderkraft haben wir gar wenig zu entdecken vermocht, und kein Arzt läßt die herbstwelkenden Blätter mehr kochen oder auspressen oder gibt die Wurzeln zu verspeisen. Nur gegen Brandwunden finden die zerquetschten Blätter noch Anwendung und leisten denselben kühlenden Dienst wie eben jedes andere saftreiche Blatt.

Der Wegerich.

Ich armes Kraut am Weg,
Ich steh hier ungebeten,
Muß auf mich lassen treten
Wer Lust hat, flink und träg.

Und bin doch froh fürwahr,
Wenn nicht des Gärtners Harke
Mich mit des Lebens Marke
Reißt aus dem Boden gar.

Wenn dir dein Stand mißfällt,
Wen hast du zu verklagen?
Warum hast, hör ich sagen,
Du dich hierher gestellt.

Ich möchte lieber stehen
Im Garten bei der Rose,
Um die mit Liebgekose
Die Lüfte schmeichelnd wehn.

Doch wird gepflückt zuletzt
Die Ros' von ihren Beeten,
Und werd ich dann zertreten,
So sind wir gleich geschätzt.

Fr. Rückert.

52. Die Wegewarte.

(Cichorium.)

Diese Pflanze zeigt manche Eigentümlichkeiten, durch welche sie sich von den Nachbarpflanzen abhebt. In ihrer ganzen Erscheinung liegt etwas Geister- und Märchenhaftes. Die großen, blauen, nur zu einigen Stunden des Tages geöffneten, Augen ähnlichen Blüten an den blätterarmen Stengeln sehen den Wanderer treuherzig an. An allen Wegen, selbst an den bestaubtesten Feldwegen und Landstraßen, ist sie im Hochsommer anzutreffen. Weit überragt sie die sie umgebenden Pflanzen und fällt dem Wanderer schon von weitem in die Augen. Was Wunder, daß sich die Sage ihrer bemächtigte und sie als eine unglückliche Person auffaßte, wie schon der Name Wegewarte andeutet.

Es wartet ein bleiches Jungfräulein
Den Tag und die dunkle Nacht allein
Auf ihren Herzliebsten am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Sie spricht: „Und wenn ich hier Wurzel schlag
Und warten soll bis zum jüngsten Tag,
Ich warte auf ihn am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Vergessen hat sie der wilde Knab'!
Und wo sie gewartet, da fand sie ihr Grab,
Ein Blümlein sprießet am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Der Sommer kommt und der Sommer geht,
Der Herbstwind über die Heide weht,
Das Blümlein wartet am Wege.
Wegewart! Wegewart!

J. Wolff.

Da das Blau der Blüte in der Sonne verbleicht, sind die Blüten in der Frühe des Morgens, nachdem sich die Knospe eben geöffnet hat, dunkelblau, des

Digitized by Google

Mittags lichtblau und des Abends weißlich. Auch dieses deutete der Volksglaube in seinem Interesse. Da die rein weißen Blüten die seltensten sind, weil sie meist schon abfallen, bevor sie alle Farbe verloren haben, gab man ihnen eine besondere Bedeutung. Wer so glücklich war, eine solche zu finden, dem war das Glück hold; doch mußte er dieselbe sofort an einen Stab binden. Versäumte er dieses, so war sie am nächsten Morgen verschwunden. Die festgebundene weiße Blüte hatte die Kraft, Dornen und Nadeln aus der Haut zu ziehen. Wer sie am Jacobstage, 25. Juli, schweigend, mittelst eines Geldstückes ausgrub und bei sich trug, war stich- und hiebfest, auch konnte er sich unsichtbar machen. Nach der Sage waren alle Wegewarten verwunschene Menschen, und zwar sollten die bei weitem häufigsten blauen böse Menschen und die seltenen weißen gute Menschen gewesen sein. Ganz eigentümlich war der Glaube, daß sich die Wurzel nach sieben Jahren in einen Vogel verwandele.

53. Das Johanniskraut.

(Hypericum).

Wie oft geringe, zum Teil wenig in die Augen fallende Eigentümlichkeiten die Aufmerksamkeit des Volkes im hohen Grade auf eine Pflanze lenken konnten, bekundet recht deutlich das durchlöcherte Johanniskraut. Die Pflanze zeigt keinerlei medizinische Wirkungen, auch der Geschmack ist nicht besonders auffallend; doch die punktiert durchscheinenden Blätter, der rote Farbstoff der Pflanze und die hellgelben Blüten, in ihrer Fünfzahl an Christi Wunden erinnernd, genügten, derselben ein ganz besonderes Ansehen zu verschaffen und Veranlassung zu dem wunderlichsten Aberglauben zu geben.

Es liegt nahe, den Namen mit der Blütezeit in Verbindung zu bringen, denn um Johanni entwickeln sich die Blüten am schönsten; doch im Paradiesgärtlein heißt es: „St. Johanniskraut sagt der gemeine Mann, weil es aus des Täufers Johannis Blut soll erwachsen sein.“ Wegen der wunderbaren Macht, welche das Kraut nach altem Volksglauben auf den Teufel ausüben sollte, hieß es „Jageteufel“ und „Fleuchteufel.“ Der Böse hatte da keine Gewalt, wo Johanniskraut aufbewahrt wurde, er mied solche Stätten und wurde von schon eingenommenen durch das zauberkräftige Kraut vertrieben. In der Gegenwart heißt es zumeist Hartheu, es taugt wenig als Viehfutter, es ist zu hart zwischen dem Heu.

Die Pflanze wurde schon bei dem Feste der Sonnenwende, auf welches der Johannistag verlegt ist, zum Schmuck der Götterbilder, Altäre und Opfertiere gebraucht. Wer um das Johannisfeuer tanzte, mußte einen Kranz von Hartheu tragen, und am Niederrhein flechten noch heute die Kinder Johanniskränze und werfen sie auf die Hausdächer, weil sie Segen bringen.

Der Johannisstrauß mußte in der Mittagsstunde des 24. Juni stillschweigend und lautlos, ohne umzuschauen gepflückt werden, wenn er sich besonders kräftig und segenbringend erweisen sollte. An die Decke der Wohnstube gehängt, schützte er das Haus gegen Unglücksfälle aller Art; blieb er das ganze Jahr hindurch bis zum nächsten Johannistage grün, so deutete dieses auf ein außerordentliches Glück, eine reiche Erbschaft, eine glückliche Hochzeit und dergleichen.

Auch in den Hexenprozessen fand das Johanniskraut seine Verwendung. Ein Trank aus Hartheu und Distelsamen gebraut, sollte alle Gewalt des Teufels in den Gefolterten vernichten und sie veranlassen, die Wahrheit zu sagen.

An der Wurzel der Pflanze finden sich kleine Knollen (Insektenlarven), die einen roten Saft enthalten, welcher früher Elfenblut und später Johannisblut hieß; auch in den Blumenblättern ist ein rotbrauner Saft enthalten. In blechernen Büchsen wurde dieser wunderthätige Saft sorgfältig aufbewahrt und gegen Schwindel, Melancholie u. s. w. angewandt. Wer das Kraut in der Schlacht mit sich führte, war gegen die Kugeln der Feinde gefeit; und wer es bei der Begegnung mit einem an-

Digitized by Google

dern auf der bloßen Brust trug, war sicher, sich die Liebe und Freundschaft desselben zu erwerben. — Junge Mädchen quetschen in manchen Gegenden noch jetzt die Blumen zwischen Leinwand und prophezeihen sich aus dem daraus entstehenden roten Flecke ihr zukünftiges Geschick.

Sehr groß war also der vermeintlichen Segen, welchen die Pflanze der armen, leidenden Menschheit brachte; darum haßte sie aber auch der Teufel ganz besonders und suchte sie zu vernichten. Die Sage erzählt, er habe einst im furchtbaren Grimme Nadeln genommen und damit alle Blätter der Pflanze oft durchbohrt, um ihre Lebenskraft zu zerstören. Doch sie ist ja aus dem Blute Johannis des Täufers entsprossen, und das Bemühen des Bösen war vergebens, sie blieb zur Freude und zum Heile der Menschen erhalten. Die Blätter zeigen aber noch heute, wie sehr sie einst vom Teufel gemißhandelt worden. — Die durchscheinenden Punkte sind kleine Öldrüsen, welche das Licht durchlassen, und die sich auch noch bei der Myrte finden.

Gesetz und Freiheit.

Schaue die Blume: sie darf nur so, nicht anders ergrünen,
Darf nicht anders so wölben den farbigen Kelch.
Fest steht jegliches Maß, und die Form folgt sicheren Regeln;
Alle wie eine beherrscht immer wie heut' das Gesetz.
Aber die Blätter gedeihn, es entfaltet und färbet der Kelch sich
Nur an des himmlischen Lichts erwärmendem, fertigem Strahl.
Schließet sie ein, abwehret das Licht: mag Blätter sie treiben,
Aber die Blätter erfreu'n nimmer mit lebendem Grün.

W. Wackernagel.

Entfaltung.

Alles ist im Keim enthalten,
Alles Wachstum im Entfalten,
Leises Auseinanderrücken,
Daß sich einzeln könne schmücken,
Was zusammen nur geschoben;

Wie am Stengel stets nach oben
Blüt' um Blüte rücket weiter,
Sieh' es an und lern' so heiter
Zu entwickeln, zu entfalten,
Was im Herzen ist enthalten.

Fr. Rückert.

54. Die Schafgarbe.

Der botanische Name Achillea erinnert nicht an den aus Homers Gesängen bekannten Helden, sondern an Achilles, einen Schüler des Centauren Chiron, welcher zuerst diese Pflanze als ein Heilmittel bei Wunden in Anwendung brachte. Der deutsche Name Garbe wird in verschiedener Weise abgeleitet. Nach Wiärda soll er von carmen abstammen, welches so viel wie einschneiden, kerben bedeutet, weil die Blätter fein gekerbt sind. Schwenk deutet ihn auf den Geschmack der Pflanze und meint, Garbe käme her von herb (alt. garbe) und bezeichne ein herbes Gewächs. Eine dritte Erklärung nimmt auf den garbenförmig zusammengestellten Blütenstand Rücksicht. Weil dieses Kraut ein Lieblingsfutter der Schafe ist, hat es den Namen Schafgarbe bekommen.

Wenn eine Blume still verblüht.

Wenn eine Blume still verblüht,
Die dich den Sommer lang gefreut,
Was siehst du sie so traurig an?
Sie hat zu blühen nicht bereut.
Sie ließ ins Herz den Tag sich scheinen,
Und zwang die Nacht sie auch zu weinen,
Am Morgen war's in Duft verstreut.

Und ob das Haupt ihr sinkt und bleicht,
Und all ihr Glanz nun bald verweht;
Es ist ja Freude, die sie bricht,
Daß voll erblüht sie scheiden geht.
Als es die Nachtigall gesungen,
Da ist ihr schönstes Lied erklungen; —
O selig, selig, wer's versteht.

E. Albrecht.

Digitized by Google

55. Die Distel.

Dem Volksbrauch in der Benennung folgend, berücksichtigen wir unter Distel hier alle distelartigen Gewächse und beginnen mit Carlina acaulis, Karlsdistel oder Eberwurz.

Der lateinische, sowie der erste deutsche Name scheinen nach folgender Sage gebildet zu sein: Zur Zeit der Regierung Karls des Großen wütete einst die Pest und forderte zahlreiche Opfer. In schweren Sorgen über die Tod und Verderben bringende Seuche war der große Kaiser in einer Nacht eingeschlafen. Da erschien ihm im Traume ein Engel und befahl ihm, einen Pfeil in die Luft zu schießen; das Kraut, auf welches er niederfallen werde, sei heilsam gegen die schreckliche Krankheit. Kaiser Karl schoß am nächsten Morgen einen Pfeil ab, als derselbe zur Erde niederfiel, durchbohrte er die Eberwurz. Man wandte hierauf die Pflanze arzneilich an, und die Pest begann zu weichen.

Den Namen Eberwurz soll sie erhalten haben, weil nach abergläubischer Meinung die Pflanze vom Eber aufgesucht wird, wenn er Bilsenkraut gefressen hat. Das Gift lähmt die Glieder des Tieres, doch die Distel soll die Wirkungen derselben aufheben und völlige Gesundheit zurückgeben.

Silybum marianus heißt Marienbistel. Als die Mutter Maria auf der Flucht nach Ägypten mitten in der Wüste, wo nichts als harte Disteln wuchsen, das Jesuskind pflegte, fiel ein Tropfen ihrer Milch auf die nächste Distelstaude, die von Stund an weich und süß wurde und bis auf den heutigen Tag die weißen Flecken behalten hat.

Die Kardendistel (Dipsacus) soll nach einer arabischen Sage zum Lohn der Gastfreundschaft von Allah erschaffen sein.

Einst kamen zu einem armen arabischen Manne in später Stunde zwei ärmlich gekleidete Fremdlinge und baten um gastfreundliche Aufnahme. Zwei Tage bewirtete sie der Arme, und legte sich selbst Entbehrungen auf, um es an nichts fehlen zu lassen. Doch seine Vorräte waren nur zu bald erschöpft, und er wies seine Gäste darum an seinen reichen Nachbar. Mit unfreundlichen Worten begegnete dieser den Bittenden, mit einer geringen Gabe entließ er sie von seiner Schwelle.

Doch kaum hatte er sie von sich gestoßen, da verwandelten sich die Fremdlinge vor den staunenden Blicken des Reichen und Armen in zwei Engel. In Milde und Freundlichkeit wandten sie sich an ihren Gastgeber und überreichten ihm einen Sack voll Samen mit der Aufforderung, ihn auf das Feld zu streuen. Auch der Reiche erhielt ein Päckchen.

Beide kamen dem Gebot der Engel eifrig nach und sahen unbekannte Pflanzen auf ihrem Felde erwachsen. Der Arme erntete Kardendistel; betrübt und traurig schaute er zuerst auf das Unkraut, nicht wissend, was er damit beginnen sollte. Doch ein Engel gab ihm im Traume die Weisung, die Köpfe an die Nachbarstämme zur Aufarbeitung der Wolle zu verkaufen. Durch den Erlös wurde er ein reicher Mann.

Der Reiche erblickte zwar auf seinem Felde schöne Blüten, doch fand sich nicht nur keine Verwertung für die Pflanzen, sondern sie stellten sich als ein gar lästiges Unkraut heraus, welches hinfort auf seinen Feldern üppig wucherte und alle andern Pflanzen erstickte. In kurzer Zeit war er verarmt und geriet in große Not.

Der Aberglaube des deutschen Volkes beschäftigt sich unter den Disteln nur mit der Eberwurz. Zwei Eigentümlichkeiten der Pflanze mögen den Blick des Volkes auf sie gezogen haben; sie ist stengellos und öffnet ihre Blüten nur bei Sonnenschein; bei trübem Himmel und Regen sind dieselben geschlossen. Sie stand in dem Rufe, heiter zu machen und Melancholie zu vertreiben. „Wer Distelwurzel bei sich trägt, dem scheucht sie alle Melancholie.“ Auch vor Ermattung und Müdigkeit sollte die Pflanze schützen, ja sie sollte sogar dem Mitwandernden die Kraft entziehen und sie dem mitteilen, der die Wurzel bei sich trägt. Wegen ihrer vermeintlichen heilenden

Digitized by Google

Kraft nagelt man selbst in der Gegenwart noch in manchen Gegenden die Eberwurz an den Trog der Schweine.

Weil die Disteln alles festzuhalten suchen, was ihnen nahe kommt, wird ihnen in folgender Sage, wie den Kranichen in dem Gedichte von Schiller, die Aufgabe zuerteilt, ein Verbrechen ans Licht zu bringen. In Hohenzoll wurde einst ein Kaufmann von einem Bauern überfallen und seines Geldes wegen erschlagen. Der Räuber stürzte ihn in einen Distelbusch und plünderte ihn aus; in seinem Todeskampfe rief der Unglückliche: „Die Disteln werden dich verraten!" Mit Grauen und Zittern konnte der Bauer hinfort nur die Disteln anschauen, und oft murmelte er, vor ihnen stehend, zu seiner eigenen Beruhigung: „Ihr Disteln werdet mich nicht verraten!" Sein scheues ängstliches Wesen erregte die Aufmerksamkeit der Nachbaren, man beobachtete ihn, von einem Lauscher wurden die Worte einst vernommen, und sie führten zur Entdeckung seiner furchtbaren That.

Die Eberwurz.

Zum Wappenbilde wählt ich mir,
Sollt' Wappenzier ich tragen,
Kein wild und grimmig Raubgetier,
Davor die Menschen zagen.
Ich setzte in das Wappen mein
Die Eberwurz, die Distel,
Die hüllt in Schuppenkelch sich ein
Und zottig Dorngenistel.

Den Dornenstengel hebt sie nicht
Aus ihrem Blätterkranze,
Damit sie trotzig sich einflicht
In grüner Stachelschanze.
Der Wandersmann vorbei ihr geht
Und merket kaum ihr Blühen,
Der Schäflein keines bei ihr steht,
Wenn sie vorüberziehen.

Doch wenn ihr Dorngeflecht bestrahlt
Die liebe Himmelssonne
Und ihr mit Gold den Kelch bemalt,
Dann öffnet sich mit Wonne
Die Blume schnell; dem Himmelslicht
Entgegen sie sich wendet
Und folgt, bis ihr ins Angesicht
Der letzte Strahl gesendet. —

O. S.

56. Die Königskerze.

(Verbaskum Thapsus.)

Da die Königskerze mit Vorliebe an solchen Orten wächst, die sonst weniger mit Pflanzen geschmückt sind, und sich durch ihre Größe und helle Farbe schon aus beträchtlicher Ferne bemerkbar macht, kann es uns nicht wundern, daß sie sich früh großer Achtung zu erfreuen hatte. Ihr alter Name ist „Himmelbrand," himilbrando. Sie soll denselben nach einigen deshalb erhalten haben, „weil sie hoch gegen den Himmel aufsprießt"; denn das Wort Brand bedeutet etwas Hohes, über das Gewöhnliche Emporragendes, daher denn auch Berge wie „der Brand" und „der Brenner" und Helden wie „Hildebrand" und „Hadubrand" ihre Namen erhielten. Andre deuten den Namen „Himmelbrand" dahin, die Pflanze sei als ein vorzügliches, himmlisches Mittel gegen Brandwunden angewandt; dieser Annahme entspricht auch der Name „Brennkraut," welchen die Pflanze in dem Kräuterbuche von H. Bock vom Jahre 1574 führt.

Der Himmelbrand befand sich wegen seiner Größe zumeist in der Mitte jener Kräuterbüschel, welche am 15. August, am Tage von Maria Himmelfahrt, in feierlicher Weise geweiht wurden. Der Tag hieß deshalb auch Krautweihtag oder Büschelfrauentag. Es waren zumeist neunerlei Kräuter, welche man zu einem Strauß vereinigte, mit Vorliebe wählte man solche mit reichen und schönen Blüten; oft war

Digitized by Google

der Büschel so dick, daß man ihn kaum mit einer Hand umspannen konnte. Sollten die Kräuter sich besonders heilkräftig erweisen, so mußten sie vor Sonnenaufgang und ohne Messerschnitt gesammelt werden.

Der Himmelbrand wurde auch allein gegen mancherlei Krankheiten benutzt; doch mußte er mit einem Werkzeug von edlem Metall gegraben werden. Gegen Schlagflüsse trug man ihn in rotem Taffet auf der Herzgrube. Wunden berührte man mit den Blüten des Himmelbrands und sprach dreimal dazu:

„Unsere liebe Frau geht dreimal' über das Land,
Sie trägt den Himmelbrand in der Hand."

In Ostpreußen wird die Pflanze zum Orakel verwendet. Die Mägde hängen einen grünen Himmelbrandstengel über ihre Betten; deren Pflanze nun zuerst welkt, die muß zuerst von dieser Erde scheiden. Erhebt sich ein Himmelbrand aus einem Grabe empor, so ist dies ein Zeichen, daß die Seele des Verstorbenen sich noch im Fegefeuer befindet, und daß man für sie eine Wallfahrt verrichten müsse.

Nach dem kerzenähnlichen Blütenstand heißt die Pflanze auch kurz „Kerze." Ein altes Kräuterbuch fügt zur Erklärung dieses Namens noch hinzu, „so man sie mit Harz oder Pech überstreichet, brennt sie, wie eine Kerze." Weil die Unholden vor ihr entweichen sollten, wurde sie auch „Unholdenkerze" genannt. In Bezug auf den Namen „Königskerze" heißt es im Paradiesgärtlein:

„Darumb wie dies Kräutlein bringt sein Blum'
Auf langen Stengeln schön ringsumb,
Also ziert Gott die großen Herren
Und bringet sie zu hohen Ehren."

Die wollig behaarten Stengel und Blattrippen haben Veranlassung zu den Namen „Wollkraut" gegeben, den die Pflanze in der Gegenwart in einigen Gegenden führt. Man hat die Kerze zum Sinnbilde der Thränen gemacht; L. Trattinnick nimmt hierauf in den folgenden Strophen Bezug:

„In den Kranz des Lichtes flicht
Liebe wohl die schönsten Blüten;
Doch wenn sie auch Rosen bricht,
Müßt ihr euch vor Dornen hüten.

Bald, im starren Rosmarin,
Winkt sie euch zur ew'gen Dauer,
Bald entbietet auch ihr Sinn
Süßen Schmerz und sanfte Trauer.

Lilien und Vergißmeinnicht
Pflegt sie überall zu schützen,
Auch die Kerze ohne Licht
Weiß sie geistreich zu benützen.

Thränen sind das Unterpfand
Von unnennbarem Entzücken;
Denn, es prüft die heilige Hand
Nur, um höher zu beglücken."

57. Das Hungerblümchen.

(Draba.)

Dieses schon frühzeitig im Frühling erscheinende zierliche Blümchen führt seinen eigentümlichen Namen deshalb, weil es an den Orten, an denen es sich häufig findet, einen ausgehungerten, unfruchtbaren Boden anzeigt. Nach einer anderen Erklärung soll es seinen Namen aus dem Grunde erhalten haben, weil man das reichliche Blühen dieser Pflanze als ein Vorzeichen einer schlechten Getreideernte ansah.

Stand eine Blum' auf dürrer Heid',
Stand an der Scholle Rand,
Blühte sie doch voll Freudigkeit,
Blühte aus dürrem Sand;
Ein wenig Boden, ein wenig Tau
Genügten der Blume auf öder Au.
Und als der Tau vom Himmel verzehrt,
Da grad' vor des Welkens Zeit,
Pflückte sie freundlich des Wanderers Hand.
Stehst du, mein Herz, auch auf dürrem Grund,

Digitized by Google

Drum nur verkümmere nicht:
Drunten Friede im Herzensgrund,
Droben das Himmelslicht.
Und meinst du, es könne nicht länger gehn,
Glaub' nur, es läßt sich wohl bestehn!
Erst wenn erschöpft deine kleine Welt,
Daß nichts dich mehr geborgen hält,
Dann kommt grad' zur rechten Stund'
Der Engel, der von der Erde dich bricht.

H. Gabe.

58. Das Labkraut.

(Galium verum.)

Auf Wiesen und Triften, an Wegen und Gräben finden wir im Sommer das Labkraut, und mit seinen dichten, dottergelben, angenehm duftenden Blüten lenkt es die Aufmerksamkeit aller auf sich. Seinen Namen hat es von der Wirkung seines frischen Saftes, der wie der Labmagen der Kälber die Milch gerinnen läßt. Diese Eigentümlichkeit war bereits den Alten bekannt, und der botanische Name Galium (von einem griechischen Worte abstammend, das so viel wie Milch bedeutet) bezieht sich hierauf. Im Volksmunde heißt die Pflanze „Unserer lieben Frauen Bettstroh," ein Name, der sich bereits in einem Kräuterbuche von 1574 findet und noch heute fast allgemein im Gebrauch ist. Nach dem frommen Glauben der Landleute hat die Mutter Gottes aus diesem Kraute ihr Lager und das Wiegensäcklein des Christ-Kindleins bereitet. Deshalb wird auch das Kraut hier und da Säuglingen in die Wiege gelegt, um sie vor Krankheit zu bewahren. Legt man es aber in einer Stube, in welcher gezecht wird, auf den Ofen, so geraten die muntern Gäste in Zank und Streit, sobald das Kraut warm wird.

Vom Labkraut wird folgendes Märchen erzählt:

„Es war einmal ein König am Rhein,
Dem ging das Leben so gut und fein,
Wollt' nimmer ans Sterben erinnert sein,
Er versprach den Ärzten großen Lohn,
Wenn sie dem Tode sprächen Hohn.
Die gaben ihm still und vertraut
Den Saft vom Labkraut,
Und es trank der König
Jeden Tag davon ein wenig.
Er hatte aber einen Knecht,
Dem war ein langes Leben auch recht,
Der hatte von dem Trank genascht,
Ward aber bald dabei erhascht.
Der König wollt ihn köpfen lassen,
Der schlaue Knecht wußt sich zu fassen.
„Wenn du mich hältst des Todes wert,
Hat sich dein Trank recht schlecht bewährt,
Denn er soll ja ein langes Leben
Dem, der ihn trinkt, sicher geben."
Das sah der König richtig ein,
Und ließ darauf das Köpfen sein."

Noch sehr lange sollen beide zusammen gelebt haben, aber endlich schliefen sie doch vor Altersschwäche ein; von jener Zeit soll das Sprüchlein stammen:

„Es ist kein Kraut für den Tod gewachsen!"

59. Das Kreuzkraut.

(Senecio.)

Der lateinische Name Senecio ist aus dem lateinischen senex der Greis, entstanden. Die Blüten entwickeln sich nämlich in kurzer Zeit und geben der Pflanze nach dem Verblühen vermöge der Pappushaare ein greisenhaftes Aussehen. In früherer Zeit hatte sie deshalb auch im deutschen den Namen „Waldgreis oder Greisenkraut"; später entstand aus dem Namen Greiskraut oder Greiswurz die heutige Bezeichnung Kreuzkraut, obgleich die Pflanze in keinem Teile Ähnlichkeit mit einem Kreuze hat. Eine allgemein bekannte Art dieser Pflanze ist das sogenannte Jakobskraut, welches seinen Namen von der Blütezeit (Jakobi) trägt. Während dies lästige

Digitized by Google

Unkraut jetzt höchstens als Futter für Canarienvögel benutzt wird, war es früher eine beliebte Heilpflanze; es sollte besonders gegen Geschwulst und Wunden heilkräftig sein und hieß aus diesem Grunde auch „Schwulstkraut."

60. Das Berufskraut.

(Erigeron.)

Diese Pflanze, die auf sandigem, unfruchtbarem Boden als Ackerunkraut bei uns wächst, erinnert mit ihrem Namen an einen Aberglauben, der leider auch heutzutage noch nicht beseitigt ist. Sie gehörte zu den beliebtesten Zauberkräutern. Nach einem alten Pflanzenkenner hat sie ihren Namen daher: „weil die Kinder, so man wegen ihres Abnehmens vor beschrien (berufen) hält, damit gebadet, wieder besser werden." Demnach war sie ein Mittel gegen bösen Zauber. Der Name findet jedoch noch eine andere Erklärung. Noch jetzt ist es eine sehr verbreitete, abergläubische Ansicht, daß man jemandem durch übermäßiges Lob Schaden zufügen kann. Besonders aber soll das Spenden von zu großem Lobe, welches man im Volksmunde „Berufen" oder „Beschreien" nennt, kleinen Kindern in ihrer Entwickelung hinderlich sein. Um nun eine solche nachteilige Wirkung des Lobes zu verhindern, ist es allgemeine Sitte, dem Lobe Worte wie „nicht zu berufen", „unberufen" zuzusetzen. In früherer Zeit legte der Landmann als Gegenmittel gegen solches Berufen den Kindern etwas von diesem Kraute in die Wiege.

Eine gleichfalls viel bei uns wachsende Art dieser Pflanze ist das canadische Berufskraut. Es trägt seinen Namen von der Heimat und liefert uns ein Beispiel, auf wie mannigfache Weise der Same der Pflanzen von einem Lande zum andern, ja von einem Erdteile zum andern verschleppt werden kann. Es ist nämlich erwiesen, daß um 1655 das canadische Berufskraut in einem ausgestopften Vogelbalge zu uns gekommen ist. Heute ist es eins der gemeinsten Unkräuter in ganz Europa.

61. Der Storchschnabel.

Der Name weist auf die Frucht, welche im reifen Zustande mit einem Storchschnabel Ähnlichkeit hat; hieran erinnert auch die botanische Benennung Geranium, welche von dem Worte Geranos abgeleitet ist, das soviel wie Storchschnabel bedeutet.

In Rom ist das Geraniumblatt der Gegenstand eines beliebten Spieles oder Scherzes, das den Namen Far il Verde führt. Seine Jahreszeit ist der anbrechende Frühling, wann Gräser und Bäume frisches Grün treiben. Dann schließt man mit einem Mädchen oder einer Frau den Vertrag zu einem Verde, bestimmt die Dauer, und bedingt die Strafe des Bruches. Nun haben beide Teile daran zu denken, in jedem Augenblicke, zu Hause und auf der Straße, ein frisches Geraniumblatt bei sich zu tragen. Begegnet einer dem andern, so fragt er sofort: Avete il Verde? [1]) und fordert: Fatte vedere il Verde [2]), oder Fatte il Verde [3]). Sogleich muß der Gefragte sein Geraniumblatt zeigen und zum Zeichen der Frische über eine weiße Mauer oder Säule streichen, oder woran es sonst sichtbar werden kann. Gibt das Blatt keinen grünen Fleck, oder hat er es zu Hause gelassen, so muß er die bedungene Strafe zahlen, oder sich dafür verpfänden. Ebenso erteilt der Vertrag das Recht, ohne weiteres in die Stube der Spielgenossen einzudringen, sein grünes Blatt über die Wand zu streichen und von ihnen dieselbe Probe zu heischen. Das Spiel währt gewöhnlich einige Wochen und ist unter den vornehmen Ständen gebräuchlicher, als im Volke. Der Vertrag setzt eine genaue Bekanntschaft zwischen beiden Teilen voraus, oder er soll sie anknüpfen helfen. Mit einem Mädchen kann er daher wohl nicht ohne Einwilligung der Eltern geschlossen werden, und da er öfters die Einleitung einer Verlobung geworden ist, so schickt es sich nicht, daß eine ledige Dame

[1]) Habt ihr das Grüne? — [2]) Laßt sehn das Grüne! — [3]) Spielt aus das Grüne!

Digitized by Google

den Antrag dazu mache. Die Strafe wird nach dem engeren oder weiteren Verhältnis der Spieler festgesetzt. Zuweilen gibt derjenige, der die meisten Pfänder einzulösen hat, nach dem Schlusse des Spieles einen Ball. Auch die gesellige Unterhaltung belebt dieser Scherz: einer sucht dem andern das Blatt heimlich zu entwenden und fordert dann die Probe, oder man läßt es auch gern aus den Händen fallen, wenn die zu zahlende Strafe erträglich ist.

Nach altem deutschen Volksglauben sollte der Storchschnabel erheiternd auf das Gemüt wirken; darum soll jeder, wer traurig ist, das Pulver des Krautes auf das Brot streuen, die schwermütigen Gedanken und bangen Sorgen werden ihn alsdann bald verlassen.

Nahe verwandt mit dem Storchschnabel sind die Pelargonien, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts wegen ihrer schönen Blüten und wohlriechenden Blätter, ihres zierlichen Wuchses und auch wohl wegen ihrer leichten Kultur allbeliebte Modeblumen waren; doch sie wurden später durch die Kacteen und Kamelien verdrängt.

62. Das Eisenkraut.

Diese Pflanze war schon den alten Griechen und Römern unter dem Namen Verbena bekannt. Unter diesem Ausdruck faßten dieselben alle Kräuter zusammen, welche sie als heilige Pflanzen beim Opfern gebrauchten. Das Kraut stand in sehr hohem Ansehen, was sich aus den Namen „Junothräne," „Merkurkraut," „Venusader," die dasselbe nach römischen Gottheiten führte, schließen läßt. Es ist rätselhaft, wie eine Pflanze mit so unscheinbarem Äußern zu solcher Achtung gelangen konnte. Sie war der gehörnten Mondgöttin Isis, welche die Römer von den Ägyptern überkommen hatten, geweiht und diente als Universalmittel gegen viele Krankheiten. Sie stand in dem Rufe, hieb- und schußfest machen zu können. Und noch heute wird die Pflanze in Griechenland als Glückspflanze an die Ställe und Hürden der Seidenraupen gebunden.

In nicht geringerer Achtung stand die Pflanze bei den alten Deutschen. Es gab schwerlich eine zweite Pflanze, an der man eine solche Anzahl von Kräften zu rühmen wußte, als an dem Eisenkraute. Die Pflanze besaß ihrer Zeit „einen unglaublichen Glauben." Ihr deutscher Name „Eisenkraut" rührt von der Meinung her, daß das Eisen durch ihren Saft besser gehärtet werde als durch irgend etwas anderes. Der eigentliche Name dieser Pflanze ist aber „Isenkraut", er bedeutet soviel als ein hartes und zähes Kraut, da die Zweige desselben in der That sehr zähe sind. Die alten Germanen bedienten sich dieses Krautes bei den Opfern, die entweder bei Beginn eines Krieges oder bei Friedensschlüssen gebracht wurden.

Hiervon hatte sich in manchen Gegenden bis ins vorige Jahrhundert die Sitte erhalten, Kirchen und Altäre mit diesem Kraute zu schmücken. Aus diesem Grunde führt es auch den Namen „Geweihtes Kraut." Es diente ferner als Wunschkraut, denn wenn man sich mit diesem Kraute, welches aber beim Aufgehen des Hundssternes, ehe es von Sonne oder Mond beschienen war, gesammelt sein mußte, salbte, so erhielt man alles, was man sich wünschte. Aßen Kinder dasselbe, so bekamen sie davon Verstand, und die Luft zum Lernen wurde in ihnen reger. Es brachte dem Menschen Reichtum und erhielt ihm denselben. Ferner stand es in dem Rufe, daß es den, der es bei sich trug, bei allen Menschen angenehm machte. Auch der Landwirtschaft leistete es Dienste, denn in den Acker gesteckt, sollte es den Ertrag der Ernte erhöhen. Band man es den Pferden um den Schwanz, so liefen sie weit schneller. Selbst gegen giftige Schlangen sollte das Eisenkraut schützen, wer sich die Hände damit eingerieben, konnte ohne Gefahr nach dem Glauben des Volkes giftige Tiere anfassen. Daß das Kraut auch gegen die verschiedensten Krankheiten helfen sollte, versteht sich von selbst. Und wie es ferner dazu diente, Gespenster und dergleichen zu verjagen, so konnten auch die Hexen das Kraut zur Bereitung der berüchtigten Hexensalbe und zum Wetterbrauen nicht entbehren.

Digitized by Google

Eine ganz eigene Wirkung wurde dem Kraute zugeschrieben, wenn man es versteckt bei sich trug, mit ihm zu einem Kranken ging und sich nach seinem Befinden erkundigte. Antwortete derselbe dann, es gehe ihm wohl, so genas er bald von seiner Krankheit, klagte er jedoch, so wurde er nicht wieder gesund.

Bei der hohen Bedeutung, welche man allgemein der Pflanze beilegte, darf es uns nicht wundern, daß auch die Erlangung derselben, das Ausgraben, unter besonderen Bedingungen vor sich gehen mußte. Zunächst durfte das Kraut nur mit einem goldenen oder silbernen Werkzeuge aus der Erde gegraben werden. Hatte man es auf diese Weise ausgehoben, so mußte es so lange im Freien liegen bleiben, bis der Morgentau darauf fiel, auch durfte man während dieser Zeit nicht von demselben gehen. Kurz vor Aufgang der Sonne durfte man die Pflanze erst aufheben und endlich heimtragen. Bei der ganzen Arbeit mußte man sich aber hüten, die Pflanze mit Eisen in Berührung zu bringen, denn hierdurch verlor sie ihre Kraft.

Nach alter Überlieferung hatte die Pflanze die Kraft der Aussöhnung und der Vermittelung der Freundschaft und Liebe; deshalb schmückten sich auch Herolde, welche zur Ankündigung des Friedens abgesandt waren, mit einem Kranze von Eisenkraut. In Erinnerung hieran sagt deshalb Joseph Muth:

„Hier ist Verbene. Wohlan, dem Herold, welcher des Friedens
Segen verkünden soll, windet den heiligen Kranz!"

Und auch K. P. Conz hat an das Eisenkraut, als Bild der Sühne, folgende Verse gerichtet:

„Thräne der Isis, so nannte dich einst die geweihete Sprache
Sinnvoll. Immer dir hold war ich, verkörperter Tau,
Wo ich am Wege dich oft und zwischen verfall'nem Gemäuer
Fand, und mein Aug' auf dir, Liebliche, ruhte mit Lust.
Wohl hat der Thränen die Erde so viel, die Thräne des Mitleids
Scheinst du mir, mit Fug eine Versöhnerin auch.
Darum wählten dich wohl zum söhnenden Opfer die Priester
Auf die Stirne des Lamms, welches Proserpinen fiel;
Denn auch Proserpina ist die heilige Göttin der untern
Erde, wie Isis die weit waltende Göttin es ist."

63. Der Beifuß.

Die Gattung Beifuß, Artemisia, ist eine sehr artenreiche und erfreute sich schon im Altertume der sorgfältigsten Beachtung. Nach dem römischen Naturforscher Plinius hat die Pflanze zu Ehren der Königin Artemisia, der Gemahlin des Königs Mausolus von Karien, die mit diesem Kraut viele Krankheiten geheilt haben soll, ihren Gattungsnamen erhalten; doch ist diese Erklärung unhaltbar, da ihr Name älter ist. Nahe liegt die Ableitung von Artemis, der Göttin der Jagd, welcher die Pflanze geweiht war.

Artemisia absinthium hat den deutschen Namen Wermut von der wärmenden, schweißtreibenden Kraft und hieß vielleicht früher „Wärmet," der Wärmende.

Die Eberraute oder Stabwurz (A. abrotanum), so genannt wegen der geraden Stengel, hieß aus der gleichen Ursache „Mugwurz" (vom keltischen micglo = wärmen). Trotzdem die äußere Gestaltung und Entfaltung der Pflanze nichts Besonderes zeigt, ja die Blüten zu den bescheidensten gehören, war die Pflanze doch ein Liebling und Helfer des Volkes in Not und Gefahr.

An das Haus genagelte Beifußwurzeln hielten den Teufel und die bösen Geister ab und schützten gegen Feuersgefahr. War der Beifuß im Zeichen der Jungfrau gegraben, so schirmte er gegen die Bisse von Hunden und Schlangen und bewahrte, in die Schuhe gelegt oder an die Füße gebunden, vor Ermüdung. In einem Kräuterbuche von 1687 heißt es von unserer Pflanze: Abergläubische Leute machen Kränze

Digitized by Google

daraus und gürten sie um den Leib, werfen sie danach unter besonderen Reimen und Sprüchen in die Johannisfeuer auf St. Johannsen des heiligen Täufers Tag und vermeinen damit, all ihres Unglücks entledigt zu werden."

Auch gegen die Schwindsucht sollte Beifuß ein wirksames Heilmittel sein. Nach Grimms Mythologie sollte der folgende Reimspruch von einer Meerfei herrühren:

„Wenn sie Nesselsaft tränken im März,
Und Mugwurz äßen im Mai,
So ginge noch manch' fröhliche Maid
Munter am Ufer des Clay."

Als man nämlich die Leiche einer an der Schwindsucht gestorbenen Jungfrau an dem Hafen von Glasgow vorüberführte, wurde der Vers von einer Wasserfrau gesungen.

Der Wermut wurde in der heidnischen Zeit bei dem Verbrennen der Leichen auf den Holzstoß gelegt und diente später zum Schmuck und zur Zierde der Totenbahren. Er wurde auch vielfach auf Gräber gepflanzt und erhielt deshalb den Namen „Grabblume." Die Pflanze galt überhaupt als ein Symbol der Traurigkeit und Wehmut, wie auch aus einer alten Thüringer Chronik hervorgeht, in der es heißt: „Im Jahre 1483 unternahmen zu Erfurt wegen einer anhaltenden Dürre und Teuerung 2316 Jungfrauen eine Prozession und trugen in ihrem aufgelösten Haare Wermutkränze."

Um Kindern einen sanften Schlaf zu bereiten, legte man das Kraut in die Wiege und nannte es danach „Wiegenkraut." Zugleich sollte es die bösen Elfen und Kobolde von dem Lager des Kindes fern halten. In demselben Aberglauben räucherte der Landmann mit Wermut die Viehställe aus, um das Vieh gegen die Hexen zu schützen.

Zum Schluß sei noch folgende Jägersage beigefügt. Sieht ein Jäger einen Hasen, der ihn ruhig herankommen läßt und im Übermut sogar noch mit den Läufen trommelt, so kann er gewiß sein, daß er eine Hexe vor sich hat, und daß ihm der Schuß versagt. Die Flinte ist gebannt und kann nur durch Wermut entzaubert werden.

Das bittere Kraut.

O Scheiden und Meiden, du bitteres Kraut!
Wer hat dich zuerst im Garten gebaut?
Konnt' er nichts Besseres ziehen?
Er hat dich mit seinen Augen betaut,
Davon bist du gediehen.

O Scheiden und Meiden, vom Himmel gesetzt!
Du bringest die süßen Früchte zuletzt,
Derselben muß ich nun warten;
Doch besser wär' es, ich hätte dich jetzt
Nicht pflanzen müssen im Garten.

Fr. Rückert.

64. Die Malve.

Wieder hab' ich dich gesehen,
Blasse Malve! blühst du schon?
Ja! mich traf ein schaurig Wehen,
All' mein Frühling welkt davon.
Bist du doch des Herbstes Rose,
Der gesunknen Sonne Kind,
Bist die starre, duftelose,
Deren Blüten keine sind.

Gerne wollt' ich dich begrüßen,
Blühtest du nicht rosenfarb,
Lögst du nicht das Rot der Süßen,
Die noch eben glüht' und starb.
Heuchle nicht des Lenzes Dauer!
Du bedarfst des Scheines nicht;
Hast ja schöne, dunkle Trauer,
Hast ja weißes, sanftes Licht.

L. Uhland.

Digitized by Google

65. Das Heidekraut.

Das Heidekraut gehört zu den bescheidensten Pflanzen; denn es nimmt mit dem unfruchtbarsten Sandboden fürlieb. Ja, dies liebliche Kraut versteht es, diesen sonst so tristen Gegenden zur Zeit seiner Blütenpracht einen gar lieblichen Anblick zu verleihen; durch seinen Schmuck trägt es ein gut Teil mit dazu bei, daß jene an Naturschönheiten für so arm verschrieenen Gegenden in den Augen des Naturfreundes nicht ohne jeden Reiz erscheinen. Ihren Namen hat die Pflanze von ihrem Standorte, der ein altes deutsches Wort ist und soviel wie ein unbestelltes Feld, eine waldlose, wildgrünende Ebene bedeutet.

Schon im hohen Altertum war unsere Pflanze bekannt und berühmt; die Höhen des südöstlich von Athen gelegenen Hymettus waren mit duftender Heide überzogen, aus deren Blüten die emsigen Bienen den Honig für Jupiter sammelten. Nur dieser Honig durfte auf der Tafel der Götter Griechenlands erscheinen. Auch der botanische Name dieser Pflanze, Erica, stammt aus dem Griechischen. Wörtlich übersetzt bedeutet er, „ich breche", da die Griechen der Heide die Kraft zuschrieben, Felsen zerbrechen zu können.

Einer deutschen Sage zufolge stammt die rote Farbe der Heideblüten von dem Blute der erschlagenen und in den zahlreichen Hünengräbern begrabenen Helden. Auch glaubten unsere Vorfahren, daß die Heide den Schlangen und Wölfen zuwider sei. Wo deshalb solche Tiere hausten, band man ein Büschel Heidekraut der Elster zu Ehren auf einen hohen Baum, damit diese durch ihr Geschrei das Nahen des Wolfes ankündige. Die Heide sollte ferner die wunderbare Kraft besitzen, mit ihren Wurzeln das Eisen aus der Erde an die Oberfläche holen zu können. Vielleicht hat zu dieser irrigen Ansicht der in der Heide an vielen Stellen sich vorfindende Raseneisenstein Anlaß gegeben.

Als ein Witterungsprophet gilt die Heide bei Landleuten und Förstern in mancher Gegend noch heute. Diese behaupten nämlich, daß ein ungewöhnlich reiches Blühen und Samenansetzen der Heide auf einen strengen Winter schließen lasse. Doch trifft diese Witterungsregel nicht immer zu.

Besonderer Erwähnung möchte noch die Mitteilung verdienen, daß die bescheidene Heide die Lieblingsblume des vielgerühmten, aber auch ebensoviel geschmähten Pädagogen J. J. Rousseau gewesen.

Das Heidekraut.

Rötlich' Kraut bedeckt die Heide,
Und es blühet still und zart,
Niedrig ohne alles Prangen,
Nach des Krauts bescheid'ner Art.

Jedes Blütchen hat ein Glöcklein,
Das da tönt zu Gottes Preis,
Jedes Blütchen ist ein Brünnlein,
Das die kluge Biene weiß.

Und so steht's im flachen Sande,
Grünt und blüht und sprosset still,
Wo kein anderes Blümlein wachsen,
Leben und gedeihen will.

Wird dereinst auf armer Scholle
Nur ein karges Plätzchen dein,
Laß, o Herz, das Kraut der Heide
Beispiel dir und Lehre sein.

Immer sei, o Herz, ein Glöcklein,
Das da tönt zu Gottes Preis!
Immerdar ein Bronn' voll Liebe,
Der der Welt zu nützen weiß.

Hedwig Gaede.

Das Heideblümchen.

(Ein Blumenmärchen.)

Ein zartes Heideblümchen stand einsam und allein,
Von braunem Gras umwuchert, im brennenden Sonnenschein.
Und seine trüben Gedanken zogen als Duft empor,
Der in den luftigen Räumen sich ungenossen verlor.

Digitized by Google

Da kam der traute Gespiele der Blumen, der Abendwind,
Und sprach mit säuselnder Stimme: „Was träumst du und trauerst, mein Kind?“
„„O, sieh nur die Schwalben und Wolken, sieh, wie sie eilen und fliehn,
Ach, daß ich nur einmal könnte gleich ihnen wandern und ziehn!““

So sprach das stille Blümchen und schaute traurig auf,
Und es rauschte und lispelte tröstend der Abendwind darauf:
„Noch bin ich schwach an Stärke, doch kommt der Herbst herbei,
Dann schwellt sich meine Seele, dann wird die Brust mir frei.

Dann faß' ich dich in die Arme, nimm d'rauf mein flüchtig Wort,
Und trage dich über die Erde und durch die Wolken fort!“
Und lauschend hat's vernommen das Blümchen im braunen Kraut,
Und hat entzückt in die Wolken und in den Himmel geschaut.

Der Sommer war vorüber, die Sonne brannte nicht mehr,
Und brausend zog über die Heide der herbstliche Sturm einher.
Er zog einher und suchte das stille Blumenkind,
Dem er sein Wort gegeben als säuselnder Sommerwind.

Und als zur Stelle gekommen, wo er's vordem erblickt,
Da fand er das stille Blümchen — gestorben und zerknickt;
Und über die Heide stöhnte er seinen wilden Schmerz
Und nahm das gestorbene Blümchen an sein brausendes, sausendes Herz

Und trug's wohl über die Erde hinaus zum dunklen Meer,
Die Wolken im Trauerflore zogen hinter ihm her.
Und senkt es hinab in die Wogen, wo's brandete dumpf und hohl,
Und rauschte ihm nach in die Tiefe: „Du Heidekind schlaf wohl!“

Erwin Wester.

Abseits.

Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen.
Die Vögel schwirren aus dem Kraut,
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen, niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Th. Storm.

Obgleich nicht zu unserer Flora gehörend, verdient die Alpenrose doch als eine nahe Verwandte unserer Heide und als die schöne Königin der Alpenblumen unsere Beachtung, zumal sie in unsern Treibhäusern in Menge kultiviert wird und von da in unsere Zimmer gewandert ist. In ihrer gebirgigen Heimat führt sie auch den Namen Donnerrose, da sie in dem Rufe steht, den Blitz anzuziehen. Unter anderem will man dies mit folgender Geschichte beweisen. In einer schwülen Sommernacht wurde einst eine Sennerin auf einsamer Alm von einem starken Gewitter überrascht. Der schreckliche Donner weckte sie auf, und mitten im Geräusch des Gewitters war es ihr, als ob sie den Ruf ihres Geliebten vernehme. Sie trat drei-

Digitized by Google

mal vor die Thür der Sennhütte, aber jedesmal verstummte die Stimme. Doch als sie am andern Morgen ins Freie trat, fand sie ihren Geliebten mit einer Donnerrose in der Hand vom Blitz erschlagen am Boden liegen.

Die Alpenrose.

I.

Hoch auf dem Berg im braunen Moose,
Von Eis umglänzt und halb verschneit,
Blüht still empor die Alpenrose:
Ein süß Gedicht der Einsamkeit.

Der lauen Frühlingslüfte Fächeln
Küßt ihre jungen Blätter nicht;
Sie steht wie ein verloren Lächeln
Im starren Felsenangesicht.

Die kalten Gletscherwände steigen,
Anstürmend mächtig Stück für Stück,
Und unbemerkt im ew'gen Schweigen
Wächst sie wie ein verschwiegen Glück.

O selig der, dem wohlgeborgen,
Im oft durchfrosteten Gemüt,
Hoch über allen Lebenssorgen
So eine süße Blume blüht!

Feodor Löwe.

II.

Auf der Alpe steilem Gipfel
Zwischen Gletscher, Felsenwänden,
Wo kein Baum mit laub'gem Wipfel
Schatten streut auf Moosgeländen,
Wo der Föhre stolzer Schaft
Tief sich krümmt zum niedern Zwerge,
Steht das freie Kind der Berge
Mutig und voll Lebenskraft.

In dem grünen Maienkleide
Blickt es lustig von den Höhen;
Stürme thun ihm nichts zu Leide,
Wenn sie noch so brausend wehen.
Einer Königstochter gleich
Prangt es auf dem Alpenthrone
Und trägt eine Blütenkrone,
Die an Schönheit überreich.

Alpenrose! Dornenlose!
Wie Musik aus Himmelssphären
Tönt dein Name Alpenrose!
Trüben Sinn, den kann er klären.
Wer dich nimmer hat geschaut
Oben in der großen Wildnis,
Kennt dich nicht: er hat kein Bildnis
Von des Lenzes Alpenbraut.

Keine Blume andrer Auen
Ruft hervor solch Hochentzücken,
Als wann rings die wettergrauen
Berge deine Zweige schmücken,
Und aus deiner Blätter Grün,
Prächtig rot in Zaubergluten,
Deine Seele will verbluten
Und vergehn im heißen Glühn.

Wenn — ob von dem Sommerwinde,
Oder von den Blütenflammen,
Weiß man nicht — die eis'ge Rinde
Starre Firnen schmilzt zusammen,
Und ein wonnig Leben greift
Leise nach des Wandrers Herzen,
Daß ihm dünkt, ob alle Schmerzen
Von dem Leben abgestreift. —

Wer dich jemals so gesehen,
Wunderbare Alpenrose!
Möcht' nicht wieder thalwärts gehen,
Wo die Sorge mischt die Lose.
Atmen möcht' er immerdar
In den Lüften, die dich fächeln,
Wo ihm, wie ein Engelslächeln,
Deine Pracht erschienen war.

Jungfrau von dem reinsten Wesen!
Zum Symbol der keuschen Schöne
Hat dich die Natur erlesen.
Pflücken dich die Menschensöhne,
Schwindet plötzlich deine Pracht;
Deine Wangen sich verfärben —
Alpenrose eilt zu sterben,
Eh' sie noch zu Thal gebracht.

Ludwig Ihleib.

Digitized by Google

Die Alpenrose und der Goldregen.

(Rhododendron und Cytisus.)

Aus Süden kommt ein Jüngling hergewandert,
Ob die geraubte Lieb' er wiederfinde,
Aus seiner Heimat hat es ihn gerissen,
Von seinen Bergen, aus der Väter Hainen.
Er achtet nicht den kalten Schnee des Winters,
Und Sturm und Nebel scheinen ihm geringe,
Wenn er bei ihr nur sein und bleiben dürfte.
Die wärm're Sonne will er gern vergessen,
Wenn sie nur in des kurzen Sommers Tagen
Ihm wieder lächeln, seiner Jugenblüte
Sich freuen will und gern ihm nahe stehen.
So treibt die Sehnsucht eilend ihn gen Norden,
Er sucht in jedem Wald, auf jeder Wiese,
Auf jedem Anger rastlos die Geraubte.
So kehrt er einst in einem schönen Garten
Gar schüchtern ein und starr vom kalten Herbste.
Hier fand er sie, die, seiner nicht gewahrend,
Bei hundert andern stand mit hundert andern
Um Schönheit stritt und um der Anmut Vorzug.
Sie war des Gärtners Dienerin und Liebe
Und brachte freudig ihm ihr Blütenopfer,
Von neuem sich in Hoffnungsfarbe kleidend
Mit jedem Frühling, ob vielleicht der Gärtner
Nur ihr vor allen möcht' den Vorzug geben.
Der Jüngling, nun am schönen Ziel der Reise,
Er stellte zweifelnd, bebend sich zu ihr
Und seine Grüße lispelt er ihr leise:
„Ich komme über Berg und Thal zu Dir!"
Sie sah ihn an, er war so bleich geworden,
Der Winter hatt' ihm allen Schmuck genommen,
Sie sah ihn an und wollt' ihn nicht erkennen.
Er aber blieb ihr nah', blieb treulich harren,
Bestürmte immer sie mit seinen Klagen;
Nur wenn der Windhauch bei des Abends Strahle
Sein Haupt umwehte, lispelt' er ihr leise:
„Ich komme über Berg und Thal zu dir!"
Der Winter floh, der Frühling kehrte wieder,
Der fremde Jüngling sah ein reges Leben,
Ein frohes Leben rings um sich erwachen,
Rings um sich her wetteifern sah er Fülle
Und Zartheit, sowie Lieblichkeit und Prangen.
Er sah, wie jeder Tag sich eifrig mühte,
Den schönsten Schmuck der Schönen darzubringen.
Auch seine Rose fing sich an zu schmücken
Mit neuer Hoffnung, ob vielleicht der Gärtner
Nur ihr vor allen möcht' den Vorzug geben.
Es sah der Fremdling sie verjüngt in Anmut
Dem schönsten Frühlingstag entgegen knospen.
So hatt' er immer in der Väter Hainen
In ihrer ersten Blüte sie gesehen,
Und zitternd hofft' er an dem nächsten Morgen —

Digitized by Google

Sie würde hold begrüßend ihn erkennen.
Der Morgen naht und läßt auf ihrem Haupte
Demanten und Smaragden festlich funkeln,
Im Hochzeitglanze scheint sie da zu stehen,
Und jedes Auge wendet sich nach ihr;
Der Jüngling spricht in leisem Frühlingswehen:
„Ich komme über Berg und Thal zu dir!"
Sie sah ihn an und wollt' ihn nicht erkennen.
Bald kam der Gärtner, gleich dem Großsultane
Sah er die Schönen schweigend an und prüfend,
Und neigte dann sich zu des Jünglings Rose:
„Alpina komm!" und nahm vor allen andern
Die Schöne, daß in seiner Näh' sie weile.
Der Jüngling sah es, zitternd blieb er stehen,
Der stumme Gram durchdrang die stille Wehmut
Ob auch der Frühling freundlich ihn ermahnte,
Sein Haupt sich neu zu kränzen gleich den andern,
Er konnt' es nicht, ihm war so kalt und öde.
Da trat herein der junge Klee vom Felde
Und bracht' ihm einen Kranz von frischen Blättern:
„Nimm hin", sprach er, „und trage meine Zier!
Ich bringe dir das Beste, was ich habe!
Je drei gesellet deutet meine Gabe
So Lieb' als Glauben an und Hoffnung dir.
Mir ist das Geben leicht, in wenig Stunden
Ist mir ernent ein Blumenkranz gewunden.
Wo alle froh das Frühlingsfest begehen,
Sollst du allein nicht einsam trauernd stehen."
Der Jüngling nahm, indem er stumm sich neigte,
Die Liebesgabe hin, sein Haupt zu schmücken,
Und auch Robinia, die sanfte Schwester,
Sie brachte freundlich her von fernen Landen
Dem stummen Trauer ihre Knospentrauben:
„Nimm Cytisus, blüh' wieder auf mit uns!"
Der Jüngling nahm, indem er ernst sich neigte,
Die Liebesgabe hin, sein Haupt zu schmücken.
Jetzt schwebt' herein die gold'ne Morgenröte
Und sprach: „Auch ich betraure den Geliebten,
Und dennoch schmück' ich mich mit jedem Morgen
Und berge meinen Harm im Schoß der Nacht;
Auch mein Titanus spart das Leid der Sorgen —
Und hoffnungsleeren Träume für die Nacht,
Und stört mit herbem Mißklang keinen Morgen
Den Jubelton, der auf der Flur erwacht'." —
Der Jüngling küßt die gold'ne Morgenröte,
Und golden hub sein Kranz von Knospentrauben
Zu blühen an, doch mit den gold'nen Blüten
Bestreut er bald die Stätte der entfloh'nen,
Die öde Stätte der verlor'nen Liebe.
Es tönt kein Mißklang in den Wonnejubel,
Des Jünglings Haupt umweht ein lindes Wähnen,
Er sieht durch Thränentau bald dort, bald hier
Das süße Bild und ruft in stillem Sehnen:
„Ich komme über Berg und Thal zu dir!"

Digitized by Google

Der Mittag kommt, der Abend und der Morgen,
Und jeder Tag, der ihm vorüber wandelt,
Neigt ernst sich zu ihm hin und flüstert leise:
„Verloren ist das Ziel der langen Reise."
Wohl fühlt der Jüngling sein verwaistes Leben,
Härmt sich zum Mißklang in der Jubel Kreise,
Nun möcht' er seinen Harm den Winden geben,
Den Winden seinen heißen Zug nach ihr.
Da weht der Abendwind und hört ihn beben:
„Ich komme über Berg und Thal zu dir."

* * *

Dies ist die Mär vom Baume Cytisus.
Des Gärtners Enkel hat sie mir erzählt.
Seit jener Zeit, sprach er, ward von gar vielen
Die Alpenrose noch gesucht, geliebt,
Großvater brachte sie vor sechzig Jahren
Mit aus Tyrol, und kurze Zeit nachher
Ist auch der Cytisus hier angekommen,
Der, immer jugendlich, doch immer traurig,
Noch immer steht bei der verlass'nen Stätte
Und jährlich sie mit seinen goldnen Blüten
Bestreut und leise klagt im Hauch der Weste.
Erst gestern hört' ich's bei der Abendröte: —
„Ich komme über Berg und Thal zu Dir!"

Sein Anblick, sprach er, stimmt mich nur zur Wehmut,
Es ist der Baum der hoffnungslosen Sehnsucht.
Sie stört mit herbem Mißklang keinen Morgen
Den Jubelton, der auf der Flur erwacht,
Sie spart das Leid der hoffnungsleeren Sorgen,
Die stille Klage für die stille Nacht.

H. Fulda.

66. Der Ginster.

Unter den Schmetterlingsblüten ist der Ginster und das mit ihm nahe verwandte Pfriemenkraut (Spartium) eine der wenigen Pflanzen, die sich in früherer Zeit einiger Aufmerksamkeit erfreuten. Der Name Ginster ist aus dem lateinischen Worte genista entstanden, das soviel wie Staude bedeutet. Ob das Wort von dem keltischen gen = Strauch abzuleiten ist, oder vom lateinischen genu = Knie, weil sich die jungen Zweige wie ein Knie beugen, bleibt dahingestellt.

Kraut und Blüten des deutschen Ginsters standen früher in dem Rufe, gegen Wasserscheu zu helfen und waren ein Heilmittel bei Milz- und Leberkrankheiten. Weil die Pflanze hoch und stolz über die andern Kräuter hinausragt, galt sie als ein Zeichen der Vornehmheit.

Sie ist die Lieblingspflanze der Engländer und findet sich in den Wappen der Plantagenets (plante de genêt). Das Haus Anjou führte seit Gottfried V. nach dieser Pflanze den Namen Plantagenet. Als Ludwig der Heilige 1237 nach der Krönung seiner Gemahlin Margarete von der Provence einen Orden stiftete, wählte er die Ginsterblume zum Abzeichen mit der Devise: „exaltat humites" (er erhebet die Demütigen). Auch die Leibwache trug Röcke, auf welchen vorn und rückwärts eine Ginsterblume gestickt war.

Der Ginster findet sich häufig in den Wüsten Arabiens und Palästinas und ist deshalb auch wiederholt in der heiligen Schrift erwähnt; Luther hat jedoch den Namen desselben stets mit Wacholder übersetzt (I Könige 19, 5 und Psalm 120, 4).

Digitized by Google

Wenn der Psalmist in der angezogenen Stelle die Zunge des Verleumders mit der Glut der Kohlen des Ginsters vergleicht, so hat er ohne Zweifel den empfindlichen Schmerz im Sinne, den die Glut dieser ungewöhnlich lange fortglimmenden Kohlen dem, der daran kommt, verursacht. Der heilige Hieronymus sagt in einem seiner Briefe, die Kohlen dieser Pflanze hielten unter der Asche ein ganzes Jahr lang Feuer. In dem alten hebräischen Kommentar Midrasch Tillim über die Psalmen wird erzählt, zwei Reisende hätten einst in der Wüste ihr Essen mit Ginster gekocht, und als sie im folgenden Jahre wieder an dieselbe Stelle gekommen wären, hätten sie unter der Asche noch glühende Kohlen gefunden, und sich die Füße daran gewärmt.

In Italien finden sich mehrere Arten Ginster, eine derselben wächst ausschließlich am Ätna, noch über 2000 m über dem Meere.

Der Ginster.

Hier auf dem dürren Grat
Des schreckenvollen Berges
Vesuvio, des Verwüsters,
Wo sonst nicht Baum noch Blume fröhlich grünt,
Verbreitest du dein einsam wuchernd Laub,
Duftvolle Ginsterblume,
Genügsam in der Öde. So sah auch ich
Die kahlen Fluren blühend dich beleben,
Die jene Stadt umgeben,
Wo einst der Herrscherthron der Erde stand,
Die von gestürzter Größe
Schweigsam dem Wandelnden zu reden scheinen,
Ernst und erinnerungsschwer in ihrer Blöße.
Nun seh ich hier dich wieder, die du stets
Schwermüt'ge, weltverlass'ne Stätten liebst
Und dich gesellst leidvollen Schicksalslosen.
Die Fluren hier verschüttet
Von furchtbarer Asche, dann bedeckt
Mit der versteinten Lava,
Die unterm Fuß des Wandrers wiederhallt.
Einst waren's heit're Dörfer
Von Ährengold umwogt und wiederhallend
Von ihrer Rinder Brüllen. —
Nun ward dies alles
Rings eine Wüstenei
Wo du, o holde Blume, blühst und gleichsam
Mitfühlend mit dem großen Weh zum Himmel
Den Hauch entsendest süßesten Gedüfts,
Der Wüste Trost und Labsal. —

Giacomo Leopardi. (Übersetzt von P. Heyse.)

67. Die Kronsbeere.

(Vaccinium vitis Idaea.)

Der Name Kronsbeere ist schwerlich von dem die Beere krönenden vertrocknetem Kelche abzuleiten. Nach Grimm bedeutet er Kranichbeere, da die Beeren eine Lieblingsspeise des Kranich sein sollen. Die andere deutsche Bezeichnung Preißelbeere ist ganz unklar. Die Pflanze wächst auf dem trockenen Heideboden in den Kiefernwäldern und überzieht oft ganze Bergrücken mit ihrem frischen Grün. In manchen Gegenden wie z. B. im Harze, in der Lüneburger Heide, in Norwegen und Jüt-

Digitized by Google

land bildet sie einen nicht unerheblichen Handelsartikel, und viele arme Leute finden im Herbste im Einsammeln ihrer beliebten und gesunden Beeren einen lohnenden Erwerb.

Nach einer tiroler Sage war dem Teufel verstattet, auch eine Pflanze zu schaffen, die mit ihren roten Beeren auf den altgermanischen Gewittergott Donar hinweist. Es sind die Preißelbeeren. Der Gottseibeiuns machte sie recht süß, gleichzeitig aber auch recht giftig, so daß alle, welche davon genossen, schnell in Sünden dahinfuhren. Glücklicherweise dauerte dieses Unwesen nur kurze Zeit, denn bald erbarmten sich unser Herrgott und die Jungfrau Maria der Menschheit. Als im nächsten Jahre die Preißelbeeren wieder blühten, da trug bereits ein jedes Blütchen ein weißes Kreuz, und selbiges Kreuz blieb auch auf der späteren roten Beerenfrucht sichtbar, und die Beeren waren fortan nicht nur giftlos, sondern auch heilsam. Darob ergrimmte Satanas nicht wenig und ging mit sich zu Rat, ob er nicht dennoch diese *seine* Beeren zum Schaden der Menschheit anwenden könne. Mit höllischer Freude erfüllte ihn bald darauf die Entdeckung, aus Preißelbeeren Branntwein (sog. Steinbeerwasser) zu brennen, welches Teufelskunststück er denn auch den Bauern lehrte, die, durch ihn der Trunksucht zugeführt, seine eifrigsten Anhänger wurden.

68. Das Ruhrkraut.

Diese mit dem sterilsten Boden fürlieb nehmenden und das Auge durch ihre schönen roten, weißen und gelben Blüten erfreuenden Pflanzen sind seit alter Zeit die Lieblinge des Menschen. Der Name *Ruhrkraut* kommt in besonderem Sinne der rot blühenden Art zu. Sie wurde früher als Heilmittel bei der roten Ruhr benutzt. Alle Ruhrkrautarten führen wegen der Dauerhaftigkeit ihrer Blüten den Namen *Immortellen*, der von dem lateinischen immortalis, d. h. unsterblich, abgeleitet ist. Immortellenkränze werden als Zeichen der Unsterblichkeit auf das Grab gelegt.

Der Volksglaube beschäftigt sich fast nur mit dem echten Ruhrkraut. War dasselbe am Morgen des Tages von Mariä Himmelfahrt gesammelt, so hatte man darin ein Schutzmittel gegen den Blitz. Auch flocht man Kränze aus diesen Blumen und hing sie wegen ihrer vermeintlichen Heil bringenden Kraft in den Stuben auf. Von ganz besonderer Wirkung erachtete man solches Ruhrkraut, welches an einem Sonntage, der mit einem Feiertage zusammenfiel, stillschweigend ausgegraben war; solchem Kraute schrieb man die Kraft zu, schußfest und unsichtbar zu machen.

Eine Verwandte unseres Ruhrkrautes ist das hochverehrte, sehr geschätzte und begehrte *Edelweiß*; der stolze Schmuck und die eigenartige Zierde aller Alpensteiger. Während es früher überall in den Alpen zu finden war, haben es in der Gegenwart blinde Sammelwut und kaufmännische Spekulation auf die höchsten und steilsten Felsen vertrieben. Seinen Namen hat es von den schönen weißen, wolligen Blüten. Weil seine Erlangung mit großen Gefahren verbunden ist, liegt in dem Pflücken desselben für die Bewohner der Alpen ein großer Reiz. Die jungen Burschen tragen es als Zeichen ihrer Kühnheit und Unerschrockenheit im Klettern am Hut. Da das Edelweiß gleich unsern Immortellen nicht verwelkt, gilt es allgemein als Zeichen der Treue, und der Bräutigam schenkt es seiner Braut.

Das Edelweiß.

I.

Was blickst du, bleiches Felsenkind,
So stumm, so rätselhaft mich an?
Du, die so kühn um Liebe minnt,
Hast du auch mir's schon angethan?

Halb mit Verlangen, halb mit Bangen
In's Auge schau ich dir hinein;
Du nimmst die Sinne mir gefangen
Wie Alphornklang im Mondenschein.

Digitized by Google

Dich hegt und pflegt die Jungfrau nicht,
Du prangst nicht bunt an Bach und See —
Hoch über'm Abgrund blühst du schlicht
Bei Gletschereis und ew'gem Schnee,
Und thronst im stillen Heiligtume
Des Hochgebirges stolz und frei:
Du bist der Berge Zauberblume,
Du bist der Alpen Lorelei.

Denn mutig klimmen Alpenhirt
Und Gemsenschütz und Sennerin,
Durch deinen Anblick süß verwirrt,
Die unwegsamen Pfade hin;
Sie überkommt's wie Alpenglühen
Und fieberhaft ihr Auge flammt,
Erschaun sie dein geheimes Blühen
Und deiner Blätter weißen Samt.

Wohl bist du hold dem kühnen Mut,
Der glücklich die Gefahr besteht:
Stolz nickst du von des Alplers Hut,
Wenn Sonntags er zur Kirche geht.

Der Jüngling nachts mit süßen Sorgen
Dich scheu vor Liebchens Fenster legt,
Beglückt, wenn sie am nächsten Morgen
Sein Sträußchen still am Busen trägt.

Doch ach! nicht jedem Wandrer glückt
Das Wagnis, kühn um dich versucht:
Er liegt, von deinem Reiz berückt,
Zerschellt in tiefer Felsenschlucht.
Dort spricht kein Priester fromm den Segen,
Sie setzten ihm nicht Kreuz noch Stein,
Und keine Blumenkränze legen
Sie auf sein moderndes Gebein.

Nur Sonnenschein und Mondlicht grüßt
Zuweilen mitleidsvoll hinab,
Und eine stille Glorie fließt
Dann um sein einsam Felsengrab.
Du aber thronst im Heiligtume
Der Berge fort, so kalt, so frei —
Des Hochgebirges Zauberblume,
Der Alpen stolze Lorelei.

Georg Scherer.

II.

Hoch auf Felsen, nah beim Eis,
Nahe bei dem Licht der Sterne
Blühst du, holdes Edelweiß,
Allen andern Blumen ferne,
Fern von aller Frühlingslust
Einsam an der Felsen Brust.

Wo nur Blitz und Donner wohnt
Und nur scheue Gemsen lauschen,
Adler und Lawine thront,
Wilde Wasserstürze rauschen,
Tod und Schrecken dich umdräun,
Blühst du wonniglich und rein.

In der Sonne letztem Glühn
Eine letzte Lebensschwinge
Fand ich dich am Abgrund blühn;
Nur dem schönen Schmetterlinge,
Dem Apollo, winkst du zu,
Schwester Luna, bleiche, du.

So steht wohl in edlem Schmerz
Einsam nach dem Himmel droben,
Einsam stolz das Menschenherz,
Das ein Los von Glanz umwoben
Hingab als der Freiheit Preis,
Wie du blühest, Edelweiß.

Hermann Lingg.

Digitized by Google

III. Der Garten.

Unter luftigen Gewinden
In geschmückter Lauben Bucht,
Alles ist zugleich zu finden,
Knospe, Blätter, Blume, Frucht.
Goethe.

„Alles ist zugleich zu finden, Knospe, Blätter, Blume, Frucht", diese schönen Worte unseres Goethe bezeichnen besser als alles andere das Wohlgefallen, den Genuß, den unsere Gärten uns verschaffen. Wie die Welt zum Hause, so verhält sich das Feld zum Garten; das Feld sorgt für die Bedürfnisse der Menschheit, der Garten für die der Familie. Er ist der schöne Freund des Hauses, er nützt, indem er erfreut. Er vereint das Nützliche mit dem Angenehmen; er ist der Schauplatz der Erholung von der Last und Mühe des Tages und die freundliche Werkstatt der Hausfrau, wenn sie Sorge trägt für den Tisch des Hauses. An den Garten knüpft sich die Poesie des Familienlebens; er spendet seine Blumen für die Feste desselben und schmückt mit ihnen die Gräber der Heimgegangenen. Unverdrossen aber arbeitet er auch für den Bedarf des Hauses, mit frischem Gemüse füllt er die Küche und mit duftendem Obst die Kammern. — —

Wer an ein Gartenleben gewöhnt ist, kann sich ein angenehmes Wohnen ohne Garten gar nicht denken. Im trauten Umgang mit der lieblichen Pflanzenwelt, im anheimelnden Garten, sei es arbeitend oder ruhig genießend, fühlt er sich am freiesten und glücklichsten, hier verbringt er die heißen Stunden des Mittags und manchen wonnigen Abend, wenn das aufregende Treiben des lauten Tages vorüber. —

Der Garten ladet ein zu innerer Einkehr. Spaziergänge sind angenehm und gesund, aber ihr Genuß läßt sich nicht mit den tausend Freuden des still beglückenden Gartens vergleichen, selbst da nicht, wo die Landschaft schön ist. In Gegenden aber, wo die Natur nur kärglich mit malerischem Reiz ausgestattet, in völlig bebauten Ebenen und einförmigen, unfruchtbaren Heidegegenden, ist der Garten meist der einzige Ort, wo die Natur in einem freundlicheren und anziehenderen Gewande auftritt. Man kann ein prächtiges Haus auf dem Lande haben, aber ohne Garten macht die nächste Umgebung einen wenig befriedigenden Eindruck auf den Beschauenden; erst er gibt der Besitzung den Reiz der Poesie, das Gepräge des behaglichen Lebens. Mit sehnsüchtigem Blick schaut der durch die Vorstadt oder das Dorf kommende Fremde durch die Gitterthür eines wohlgepflegten Gartens, mit innigem Wohlbehagen weilen seine Augen auf dem taufrischen Grün des sprossenden Rasens, der entzückenden Farbenpracht der bunten Beete und den schattigen, kühlen Lauben. Hier müssen glückliche, auf Schönheit und Ordnung sinnende Menschen wohnen, spricht er, wenn er sich dem beglückenden Zauber entwindet und von dannen schreitet. Der Garten ist der Fest- und Lustplatz für die Familie und das Paradies der Kinder; er ist die Quelle der Gesundheit und in gewisser Beziehung sogar der guten Sitten, da der abgeschlossene Familiengarten vor Berührungen mit schädlichen

Digitized by Google

Elementen schützt. Eine knospende Blume selber zwischen den duftenden Blüten und reifenden Früchten wächst das Kind heran und lernt dieselben schonen, es rührt sie kaum an und bricht nichts zwecklos ab. Wer einen Garten hat, in den auch fremde Kinder zu den eigenen kommen, wird bald die Beobachtung machen, daß meistens nur die fremden Unfug treiben, Blumen und Zweige abbrechen.

Für die Alten und Schwachen, Genesenden und immer Kranken ist der Hausgarten der einzige Ort, wo sie in Gottes freier Natur sich aufhalten, frische Luft schöpfen, der Schönheit der Pflanzenwelt, des Gesanges der Vögel sich freuen können. Die Unmöglichkeit, sich in öffentliche Gärten zu begeben, und die Unbequemlichkeit einer für Fremde berechneten Kleidung, machen den eigenen geradezu unersetzlich. Aber auch für den Gesunden, welches wohlige Behagen, schon am frühen Morgen im bequemen Hauskleide in den Garten schlüpfen zu können, noch betaute Rosen zu betrachten und für das Glas zu schneiden, oder bei ermattender Sonnenglut in luftigem Gewande in der kühlen Laube oder unter dem schattigen Baume zu sitzen und an schönen Abenden im Kreise der Familie oder guter Freunde — wer einen schönen Garten hat, besitzt deren besonders viele — zu plaudern, die Blumen zu betrachten und ihren abendlich stärkeren Duft einzuschlürfen, dem Gesang der Nachtigall zu lauschen, sich an den Schwingungen der Blumen suchenden Nachtschmetterlinge zu ergötzen, bis der Abendstern tiefer am Himmel sinkt und zur nächtlichen Ruhe mahnt. Und selbst noch vom Fenster des Schlafzimmers aus ruht der Blick wohlgefällig, ja mit inniger Liebe auf den im Halbdunkel verschwindenden Formen des Gartens, der so viel Liebes bringt, lauscht das entschlummernde Ohr den seelenvollen Tönen der werbenden Nachtigall. Wenn aber das Morgenlicht hell über dem Garten ausgegossen, dann ist der erste Schritt aus dem Bette zum Fenster nach dem Garten, und das Vorgefühl der Freude erregt zu froher Stimmung.

Und neben den angedeuteten Genüssen und Reizen, welche unerschöpfliche Quelle von Vergnügen eröffnet der Garten nicht den Dilettanten in der Blumenzucht, der Obstbaumkultur, der halb-wissenschaftlichen besonderen Bevorzugung gewisser Pflanzenfamilien, Arten und Sorten! Welche Lust, eine neue Blume zuerst erblühen zu sehen, die erste reife Frucht von gewissen Sorten zu ernten! Selbst der kleine Ärger, welchen Mißgeschick und getäuschte Hoffnungen verursachen, vermehrt den Reiz und läßt die Vorzüge anderer Arten und Sorten in der Wagschale steigen. — —

Jede Jahreszeit, jede Woche, ja fast jeder Tag bringt neue Genüsse, denn die Natur ist in dem bunten Wechsel ihrer Erscheinungen unerschöpflich. —

Nach H. Jäger.

Die Erde ein Garten.

Die Erde ist ein Garten
Von süßer Blümelein,
Gott selbst will ihrer warten
Und gerne Gärtner sein.
Will ihrer spät und früh
In frommer Treue pflegen,
Mit Sonnenschein und Regen
Und Tau erquicken sie.

Die erste Blum' vor allen,
Das muß die Liebe sein,
Der Menschen Wohlgefallen,
Der Engel höchster Schein:
Sie ist die Rose rot
Und muß auf Dornen stehen,
Sobald die Winde wehen
Ist ihre Schöne tot.

Die zweite, die Gott liebet
Nächst Liebe allerbest,
Ist die das Gute übet,
Und sich nichts merken läßt.
Ihr Name Demut heißt,
Auf Erden auch das Veilchen,
Sie blüht ein kurzes Weilchen,
Doch kaum die Blüte weist!

Der Glaube heißt die Dritte,
Sie duftet nur bei Nacht,
In aller Geister Mitte
Bei voller Herzenspracht:
Da thut das Herz sich auf
Der frommen Nachtviole,
Wenn hell von Pol' zu Pole
Sich schwingt der Sterne Lauf.

Digitized by Google

Auch Hoffnung ist nicht minder
Ein liebes Gotteskind,
Wohl liebstes seiner Kinder,
Die nur hienieden sind,
Schneeblümchen grün und weich,
Holdselig von Geberden,
Du bist ihr Bild auf Erden,
Kömmst mit dem Lenz geschwind.

Noch Blumen viel und Kräuter
Hat Gott, der Gärtner, mehr,
Wer sie erzählte weiter
Zählt wohl den Sand am Meer.
Wie viel er ausgestreut,
Wie könnt ich alle zählen
Die süßen Blumenseelen
Im bunten Sommerkleid?

Auch du, die im Gemüte
Beständig ist und treu,
Du aller Zeiten Blüte,
Mir lieb gegrüßet sei!
Merlblümchen frisch und bunt!
Beständigkeit soll leben!
Woll' unser Gott uns geben
Solch' Lieb zu jeder Stund'.

Sollt' ich mir eine nehmen,
Die Lilie müßt es sein,
Steht wie ein Geisterschemen
Mit hellem Himmelsschein;
Wehmütig geht ihr Blick
Empor zum Licht der Sterne,
Sie wäre, ach wie gerne
Zum Vaterland zurück.

Und du, die auf dem Throne
Des Blumengarten sitzt,
Mit ihrer weißen Krone
Gleich einem Engel blitzt,
O Lilie, Unschuld süß!
Du winkest lieb uns hinnen
Mit Herzen und mit Sinnen
Zurück ins Paradies.

So weiß und so unschuldig,
So züchtig und so traut,
Demütig und geduldig
Du schönste Himmelsbraut,
Steht sie und lächelt süß
Hinauf zu ihren Sternen,
Daß wir uns sehnen lernen
Zurück zum Paradies.

O Gärtner, treu und milde,
Der alles kam und weiß,
Mach mich zu ihrem Bilde,
Mach mich so rein und weiß.
Dann kann ich droben froh
Als Lilienmädchen kommen
Und unter allen Frommen
In Unschuld blühen so.

E. M. Arndt.

69. Der Apfelbaum.

Der Apfelbaum gehört zu den ältesten deutschen Bäumen; doch trotzdem der Holzapfel — freilich mit ungenießbaren Früchten — sich in den germanischen Wäldern wie in dem übrigen Europa ursprünglich wohl als wildwachsend vorgefunden hat, sieht man doch die edleren Sorten, deren Zahl circa 600 beträgt, nicht als Abkömmlinge desselben an; sie sollen vielmehr von Zweigen abstammen, die von den Römern über die Alpen gebracht und auf die einheimischen wilden Stämme gepfropft worden sind. Der Name Apfel ist schon sehr alt; man findet ihn mit wenigen Abänderungen in den meisten europäischen Sprachen, er soll aus dem Sanskrit von abala abstammen. J. Ihre leitet dagegen das Wort von dem keltischen eppilew = Frucht ab; danach würde Apfel im allgemeinen Frucht bedeuten.

Die kostbaren, kühlenden und zugleich nährenden Früchte des Baumes machten ihn schon früh zum Liebling unserer Vorfahren. Sie stellten ihn unter den besonderen Schutz der Götter. Kein Blitz zerspaltete seinen Stamm, und der Hammer des Donnerers Donar durfte ihn nicht treffen. Aus diesem Grunde pflanzte man ihn als Schutz gegen den Blitz nahe an die Hütte, so daß seine Zweige dieselbe beschatteten. Der Apfel stand bei den alten Germanen so hoch in Ehren, daß sie dessen Genuß selbst ihren Göttern und den Seligen zuschrieben. Idunn, die Gemahlin des

Digitized by Google

Braja (des Gottes der Dichtkunst und des Skalden Odins, der die Gastmähler der Götter mit seinem begeisternden Gesange verherrlichte), besaß wunderbare Äpfel. Dieselben reichte sie den Göttern, die durch den Genuß derselben in dem Besitze ihrer vollen Lebenskraft, Jugend und Schönheit blieben. Eine Dienerin der Iduna reichte den Helden bei ihrem Eintritt in Walhalla von diesen Äpfeln. Auch dem Paradiese fehlte der Apfelbaum nicht. Bei den keltischen Völkern hieß das Paradies geradezu Apfelland (Avalon).

Natürlich knüpfte sich an diesen bei Göttern und Menschen so beliebten Baum allerlei Aberglaube. So sollte man am Neujahrstage keine Äpfel essen, wer sich doch den Genuß derselben erlaubte, sollte ebensoviel Geschwüre bekommen, als er Äpfel gegessen hatte. In vielen Gegenden herrscht der Glaube, daß man sich mit Hilfe eines Apfels die Warzen von den Händen vertreiben könne. Zu diesem Zwecke muß man sich dreimal stillschweigend mit einem Apfel bestreichen und denselben dann unter die Traufe legen; wie nun der Apfel verwest, so sollen auch die Warzen verschwinden.

Um den Ertrag der Bäume zu steigern und eine reiche Ernte zu erzielen, schlug man dieselben mit Stöcken und Ruten. Dies geschieht noch heute am Karfreitagmorgen im Lechthal in Tyrol. Dagegen schlagen die Czechen die Bäume nicht, sondern gehen am genannten Morgen in den Obstgarten und fallen vor irgend einem Baume auf die Kniee und rufen: „Ich bete, o Baum, daß Gott dich gut mache!" In der folgenden Nacht laufen sie um den Obstgarten, indem sie rufen: „Treibt Knospen, ihr Bäume, oder ich werde euch mit Ruten schlagen!"

Wer in den zwölf heiligen Nächten (25. December bis 5. Januar) Äpfel fand, die auf dem Wege nach Hause in Gold verwandelt wurden, mußte davon schweigen, sonst wurden sie sofort faul. Hierzu erzählt man folgendes Beispiel: Einst war ein Musiker bei einer Kindtaufe in der Mordmühle bei Hildesheim gewesen. Er ging spät in der Nacht zurück und kam am Zwergloch vorüber, in dem diese Erdgeister soeben ein Gastmahl hielten, bei welchem alles klein war, nur die Weinflaschen und das Obst ausgenommen; denn Wein und Obst besitzen die Zwerge nicht, sondern müssen sie den Menschen stehlen. Die Gesellschaft war sehr freundlich gegen den Musikus, beschenkte ihn mit Äpfeln und Birnen, gebot ihm aber streng zu schweigen. Nach dem Fest schlief er ein, und als er erwachte, war sein Rock so schwer, daß er sich kaum erheben konnte, denn Äpfel und Birnen hatten sich in Gold verwandelt. Das machte ihn sehr fröhlich, und als er nach Hildesheim kam, fragte er den Thorschreiber, was die halbe Stadt koste, indem er beifügte, die Zwerge hätten ihm dazu Geld genug geschenkt. Da wurden die Taschen plötzlich leicht und feucht, und statt der goldenen Äpfel zog er verfaulte hervor.

„Das Wort ist Knecht, der Gedanke frei,
Darum Schweigen dir geraten sei."

Früher herrschte in manchen Gegenden die schöne Sitte, in der Geburtsstunde eines Kindes demselben ein Bäumchen zu pflanzen. Das Gedeihen oder Verderben dieses Baumes sollte das Geschick des Menschen, dem der Baum gesetzt war, andeuten. Im Aargau herrscht diese Sitte noch jetzt. Den Knaben setzt man Apfelbäume und den Mädchen Birnbäume. Aus demselben wird sogar erzählt, daß ein Vater im Zorn über seinen ungeratenen Sohn, der in der Fremde weilte, dessen Schandthaten aber in der Heimat bekannt geworden waren, auf das Feld ging, um den dort gepflanzten Geburtsbaum umzuhauen. Durch diese Handlung wollte der Vater jede Gemeinschaft mit seinem Sohne aufheben; er sah ihn hinfort nicht mehr als ein Glied seiner Familie an.

Die Kugelform machte den Apfel schon bei den Alten zum Symbol der Vollkommenheit und zum Abzeichen der Welt. Deshalb gebrauchten Kaiser und Könige den Apfel mit einem Kreuze darüber als Zeichen der Weltherrschaft. Man nannte einen solchen Apfel Reichsapfel. Über die Entstehung und das Schicksal des ersten Reichsapfels berichtet die Sage, daß Alexander der Große denselben aus dem Golde

Digitized by Google

der eroberten Länder habe anfertigen lassen. Dieser Apfel kam in den Besitz eines der drei Könige von Arabien, die, als ihnen der Stern im Morgenlande erschienen war, nach Jerusalem zogen, um den neugeborenen König der Juden anzubeten. Unter anderen Kostbarkeiten, die sie dem Heiland der Welt mitnahmen, befand sich auch jener goldene Reichsapfel. Doch als das Jesuskind denselben berührte, zerbrach er. Es war dies ein deutliches Zeichen, daß von jetzt an das irdische Reich dem unvergänglichen, himmlischen weichen müsse.

Eine sinnige Anwendung fand der Apfel bei den Westgoten. Sollte nämlich ein Knabe unter sieben Jahren von dem Richter auf seine Zurechnungsfähigkeit geprüft werden, so hielt er ihm einen Apfel und ein Goldstück zur Auswahl vor. Griff der Knabe nach dem Goldstücke, so gab er dadurch zu verstehen, daß er das Nützliche dem Angenehmen bereits vorzuziehen wisse, er wurde von nun an den Männern zur weiteren Erziehung überwiesen.

An einigen Orten der Lüneburger Heide ist es Sitte, bei Hochzeiten den dem Pastor zukommenden Thaler in einen Apfel zu stecken und denselben bei der Trauung auf den Altar zu legen. Dieser Apfel heißt der Brautapfel.

Apfelblüte.

O leuchtender Aprilentag,
Maitag, der sich verfrühte!
Und wo das Auge schweifen mag,
Da sieht es Apfelblüte.

Baum neben Baum und Reis an Reis,
So viel sie können tragen,
All' weiß und rot und rot und weiß,
Die Pracht ist nie zu sagen.

Und war doch gestern all die Pracht
Versteckt noch und verborgen: —
Wie kam sie nur in einer Nacht
Und grad' für diesen Morgen? — — — F. Freiligrath.

Unterm Baum.

Unterm Baum im Sonnenstrahle
Liegt ein rotes, träges Kind,
Schläft so lange bis zum Mahle
Früchte abgefallen sind.

Einer hängt der schweren Äste
Fast herab auf sein Gesicht,
Beut ihm still der Früchte beste,
Doch sie pflücken mag es nicht.

Flink vom fernen Bergesgipfel
Eilt der Mittagswind daher,
Schüttelt leise, und vom Wipfel
Fällt es, gelb, wie Gold, und schwer.

Daß das Bübchen, nun die Spende
Aus dem Grase winkt, erwacht,
Setzt auf eine seiner Hände
Sich die kleinste Mücke sacht.

F. Hebbel.

Der Apfelschnitz.

Zu Aachen Kaiser Ludwig einst lang zu Tische saß
Und grad zum Schluß des Mahles noch einen Apfel aß.

Da standen seine Söhne vor ihm zum Dienst bereit;
Er dacht, ich will erproben, wie ihr gehorsam seid.

Er rief dem Erstgebornen: Komm, ich befehle dir,
Thu auf den Mund, empfange den Apfelschnitz von mir!

Da rief Pipin der Lange: Herr Vater, seid ihr klug,
Kann selbst mir Äpfel schnitzen, bin wahrlich groß genug!

Da rief er seinen Zweiten: So öffne du den Mund,
Und nimm aus meinen Händen den Schnitz in deinen Schlund.

Da kniete Ludwig nieder vor seines Vaters Sitz:
Wie ihr befehlt, mein Vater! — und nahm den Apfelschnitz.

Digitized by Google

Da sprach der fromme Kaiser: Ein Königreich ist dein,
Das weite Land der Franken, es soll dein Erbe sein.

Und zu dem dritten sprach er, er war Lothar genannt:
Den Apfelschnitz empfange, mein Sohn, aus meiner Hand!

Der kniete willig nieder vor seines Vaters Sitz:
Dir wird die Kaiserkrone mit diesem Apfelschnitz.

Als das Pipin erhörte, da war er auch nicht faul,
Gleich kniet er jetzo nieder und sperrte auf das Maul.

Der Kaiser sprach: Mit nichten! du hast zu lang' verweilt,
Für dich ist nichts mehr übrig, mein Apfel ist verteilt! —

Darnach ist aufgekommen ein Sprichwort weit und breit,
Seit Ludewig dem Frommen: „Sperr' auf zur rechten Zeit!"

Simrocks Rheinsagen.

Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste,
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten,
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel,
Gesegnet sei er alle Zeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

L. Uhland.

Aus „Weisheit des Brahmanen."

Der Apfel fällt, gereift in seines Gärtners Hand;
So fällt in Gott ein Geist, der seine Reife fand.

Wohl fällt ein Apfel auch, zu früh vom Sturm gebrochen,
Von Willkür abgepflückt, oder vom Wurm gestochen.

Doch hierin ist der Baum im engen Gartenraum
Hoch überragt und weit vom Weltengartenbaum,

Den solch' ein Gärtner zieht, der auch dem Sturm befiehlt,
Den keine Willkür stört, kein schwacher Sturm bestiehlt;

Und sicher fühlest du's: von ihm wird hingenommen
Zum Heile jede Frucht, wann ihre Zeit gekommen.

Vielleicht erschien sie dir von außen nicht gestreift,
Sie aber, glaub' es mir, war innerlich gereift.

Fr. Rückert.

70. Der Birnbaum.

Unter unsern Obstbäumen ist der Birnbaum der stattlichste. Er erhebt sich öfter zu bedeutender Größe, seine Blätter haben einen frischen Glanz, und die Zweige schließen sich zu einem pyramidenförmigen Wipfel. Zugleich ist er der einzige Fruchtbaum, der hie und da noch verwildert umhersteht und aus dem Kornfelde mächtig emporragt, ein traulicher Sammelplatz der Schnitter und der Alten.

Digitized by Google

Unser jetziger Name **Birne** ist aus dem Plural birn des mittelhochdeutschen die bire entstanden; noch jetzt heißt landschaftlich die Birne die Bir. Im Althochdeutschen hieß sie pira, nach der romanischen Bezeichnung pera, welche gleichbedeutend ist mit der lateinischen pirus.

Schon bei den **Römern** war die Birne eine hochgeachtete Frucht; Plinius zählt fünf und dreißig Sorten auf, von denen viele den Namen ihrer Heimat führten, woraus zugleich erhellt, daß die Alten den größten Teil derselben aus Griechenland, Ägypten, Syrien, Spanien erhalten hatten. Auch die alten **Germanen** kannten und schätzten den Birnbaum, besonders kräftig entwickelte Stämme von hohem Alter wurden sogar als heilig verehrt; die ersten Boten des Evangeliums fällten die meisten derselben, um mit ihnen die Erinnerung an die heidnischen Gebräuche zu zerstören, doch haben sich vereinzelte Exemplare bis in das fünfte Jahrhundert erhalten.

Nach alter Meinung sollten unter der Rinde der Bäume böse Geister — Elben — wohnen. Diese kamen oft aus dem Walde, um Menschen und Tiere zu quälen. Der Baum, in dessen Rinde sich diese bösen Geister aufhielten, schickte dieselben aus, um sie los zu werden oder um den Menschen durch sie Schaden zuzufügen. Und wie der Baum sie aussandte, so konnte er sie auch zurückrufen. Deshalb umging man bei Zahnschmerzen den Birnbaum, umklammerte denselben und sprach dabei folgende Worte:

„Birnbaum, ich klage dir,
Drei Würmer stechen bei mir,
Der eine ist grau,
Der andere ist blau,
Der dritte ist rot,
Ich wünschte, sie wären alle drei tot!"

Unter dem Birnbaum bei Schwochow in Pommern soll nach der Sage ein köstlicher Schatz vergraben liegen, der gar ängstlich von dem Teufel bewacht wird. Neben dem Baum steht ein feuriger Stiefel, und wer den Mut hat, denselben auszugraben und anzuziehen, dem muß der gestrenge Hüter den reichen Schatz übergeben. Obgleich die Sage in der Gegend vielen Glauben findet, hat sich doch bis jetzt noch kein so beherzter Mann gefunden, der es versucht hätte, den Schatz dem Teufel zu entreißen.

Um einen recht reichlichen Ertrag von Obst zu erhalten, ist es in der Umgebung von Hildesheim zur Zeit noch Sitte, daß die Knechte während der Sylvesternacht in die Obstgärten gehn, sich gegenseitig an die Hände fassen und jeden Baum umtanzen, wobei sie singend ausrufen:

„Freue ju Böwe,
Nijahr is komen,
Dit Jahr ne Kare vull
Up et Jahr en Wagen vull!"

In der Nähe von dem Untersberg im Salzburgischen, in welchem nach der Sage Karl der Große schläft, befindet sich das **Walserfeld**; auf demselben steht ein Birnbaum, der schon dreimal abgehauen wurde, dessen Wurzel aber immer wieder von neuem trieb, daß stets ein frischer, kräftiger Stamm entstand. Seit langem aber ist er nun dürr und kahl, seine Blätter sind verweht in alle Winde und verdorben. Wenn aber Karls des Großen Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, dann wird der Birnbaum von neuem grünen und blühen, dann wird Karl mit seinen Kriegern aus dem Berg hervorkommen und seinen Schild an den Baum hängen. Und er wird an seinen Schild schlagen und alle treuen Deutschen werden sich um ihn scharen gegen die Feinde des Vaterlandes. Eine furchtbare Schlacht wird unter seiner Führung geschlagen werden und frei und einig, groß und mächtig wird Deutsch-

Digitized by Google

land aus derselben hervorgehn. Im Jahre 1813, als das deutsche Volk in edler Begeisterung und heldenmütiger Tapferkeit die fränkische Knechtschaft abschüttelte, schlug der Baum wirklich aus; aber seine Blätter verdorrten bald wieder; der Tag von Deutschlands Einheit war noch nicht gekommen. Ob der Baum im Jahre 1870 von neuem ausgeschlagen, haben wir nicht erfahren können; am 26. Dezember 1875 berichtete die Allgem. Zeitung von dem tollen Streiche eines slavischen Jünglings, der in seinem patriotischen Deutschenhasse den Birnbaum auf der Walser Heide als ein Heiligtum der Deutschen mit der Axt umgehauen hätte.

In der Sage vom Untersberge haben wir gleichsam eine Fortsetzung der Sage von Barbarossa, der im Kyffhäuserberge schläft; und bei der allgemeinen Bekanntheit und Beliebtheit derselben erscheint es wohl gerechtfertigt, wenn wir bei derselben noch etwas verweilen, und ihre heidnischen Grundelemente, welche in der vom Untersberge klarer hervortreten, uns zu deuten suchen. Die Raben, welche den Berg umfliegen, sind Odins Boten, die der Gott ausgesandt, um den Stand der Dinge zu erkunden; daß sie den Berg umfliegen, kann nur eine verdunkelte Erinnerung sein, sie müßten sich zu ihm in den heute offnen Berg begeben, sich auf seine Schulter setzen und ihm Kunde ins Ohr flüstern. Von der großen Entscheidungsschlacht ist in der Barbarossa-Sage ebenfalls nicht die Rede; ehe aber diese nicht geschlagen ist, kann auch der dürre Baum nicht ergrünen; denn der laublose Birnbaum auf dem Walserfelde ist die Weltesche, von welcher Idun, der grüne Blätterschmuck, herabgesunken ist, in der aber, wie in Hoddmimirs Holz, noch Lif und Lifthrasir, Leben und Lebenskraft sich verborgen halten. So ist das Walserfeld nichts als die Ebene Wigrid oder Ostkopnir, an Odins Stelle ist der Kaiser getreten, wie die Raben bekunden, der rote Bart könnte von dem Donnerer Thor und die Bergentrückung von Freyr, dem Gott des Meeres, der Luft und der Fruchtbarkeit, entliehen sein.

Unter den 700 Birnensorten, welche man zur Zeit unterscheidet, führt eine den Namen Melanchthonbirne, sie soll denselben aus folgender Veranlassung erhalten haben: Melanchthon reiste einst zum Kurfürsten August von Sachsen und war in Zöschen Gast bei einem Pfarrer Göch. Dieser ließ aus seinem Garten die schönsten Birnen bringen und setzte sie dem Melanchthon vor. Die wohlschmeckenden Früchte gefielen demselben so sehr, daß er sich noch einige für den Kurfürsten ausbat. Gern gab ihm der Pfarrer von seinem Reichtum. Als Melanchthon die Birnen dem Kurfürsten überreichte, sprach er zugleich ein günstiges Wort für den freundlichen Geber. Den Birnen verdankte derselbe sein Glück; sie fanden den vollen Beifall des Kurfürsten, der durch sie ein so lebhaftes Interesse an dem Pfarrer nahm, daß er denselben bald zum Superintendenten ernannte. Aus dankbarer Verehrung für Melanchthon nannte der Pfarrer die Birnen von nun an Melanchthonbirnen.

Der blühende Birnbaum.

Da steht der Birnbaum schon in Blüte,
Der grüßend in mein Fenster schaut,
Er nickt so fröhlich im Gemüte,
In Weiß gehüllt, wie eine Braut.
Es scheint ein leises Wonnebeben
Ein jedes Zweiglein zu beleben.

Wie glücklich preis' ich dich Geselle,
Daß dich ein neuer Lenz beglückt
Und auf der alt gewohnten Stelle
Mit tausend neuen Blüten schmückt.
Du bist aus harten Wintersbanden
So schön wie weiland auferstanden.

Viel härt'res Los ist uns beschieden,
Den Herrn der Schöpfung, lieber Baum,
Wir träumen in der Kindheit Frieden
Nur einmal unsern Blütentraum.
Nur einmal blühen Herz und Glieder,
Uns kommt der Jugend Lenz nicht wieder.

Fr. Kirchner.

Digitized by Google

Alt und jung.

Der Birnbaum, ein geschwätz'ger Greis,
Das Lockenhaupt von Silber weiß,
Beugt weit sich über den Plankenzaun,
Um in die weite Welt zu schau'n.

Des Greises Enkel, starr und stumm,
Sie wenden nicht Hals, nicht Aug' herum:
Baumschüler sind's, in langen Reih'n
Manierlich stehend, gezogen fein.

Sie lernen, daß der Kopf so raucht,
Was alles ein tücht'ger Birnbaum braucht:
Den Katechismus von Blüt und Laub
Und Sprüche, warnend vor Käfer und Raup'.

Der Humaniora edles Reis,
Das treiben sie mit Eifer und Fleiß,
Studieren, wie nach log'schem Schluß
Ein Baum die Zweige bilden muß.

Und guckt ja faselnd umher ein Ast,
Gleich schnüret ihn der zähe Bast.
Und will er sich regen frank und frei,
So steht der fatale Stock dabei.

Die Jungen murren vor sich leis:
Was hat voraus der morsche Greis?
Der steht am Zaun, schaut um sich stolz,
Als wär' sein Stammbaum edler Holz.

Auch unser Haupt ist kränzeschwer,
Und Früchte, die kommen wohl hinterher,
Und unsern Puls schwellt frischer Saft,
Wir aber schmachten in dumpfer Haft.

Der Alte wendet sich grämlich um:
Wie ist die Welt so grau, so dumm!
Sonst zogen des Wegs gar stattliche Leut'
Und nicht solches Lumpenpack wie heut.

Weiß nicht, wie's kommt, daß mir die Welt
Auch nicht im mind'sten mehr gefällt:
Und wenn ich die jetzige Jugend seh,
Da wird mir vollends übel und weh.

Er schmäht die Jungen, sie den Greis,
Und Schneeweiß schimpft auf Naseweis,
Der Streit währt sechs Jahrtausende lang,
Die Welt geht ruhig ihren Gang.

Franz v. Gaudy.

Der wilde und der veredelte Baum.

Der wilde Baum:

„Lag nicht der Kern, aus dem du bist entsprossen,
Mit meinem Kern in gleicher Frucht gepaart?
Ist nicht ein gleicher Tau auf uns geflossen?
Trug uns ein Boden nicht derselben Art?
Und du stehst ohne Dorn, mit edlen Früchten
Geschmückt im Herbst; ich trage saure Frucht!
Und meine Dornen sind nicht zu vernichten,
So oft uns auch der Lenz aufs neu besucht."

Der veredelte Baum:

„Statt süßer Früchte würd' ich saure tragen
Wie du, mein Bruder, mit mir aufgeblüht,
Hätt' nicht in meinen zarten Jugendtagen
Der Gärtner sich um mich mit Treu bemüht.
Veredelt hat er meine wilden Triebe,
Und mir genommen diesen Dorn, so wild!
Es schmerzte mich; doch daß ich wild nicht bliebe,
Ward mir der Schmerz, und meine Frucht ward mild."

Der wilde Baum:

„O hätt' auch mich in meinen ersten Zeiten
Die Hand des Pflegers nicht verschont mit Schmerz!
Jetzt wehten auch um mich wohl süße Freuden,
Veredelt wär' auch dann mein wildes Herz

Digitized by Google

Ach! nimmer darf ich nun auf Freude hoffen,
Man fliehet mich, läßt fallen meine Frucht.
Welch' hartes Los hat jeglichen betroffen,
Den man nicht seiner Früchte wegen sucht."

Der veredelte Baum:

„Hart ist dein Los, mein Bruder, doch es tragen,
So hört ich oft, viel Menschen gleichen Schmerz,
Veredelt ward in ihren Jugendtagen
Durch gute Pflege nicht ihr zartes Herz.
Drum fliehet man, gleich Dornen ihre Nähe.
Ach böser, bitt'rer Frucht gleicht ihre That.
Ich klag' mit dir. — Daß ich veredelt stehe,
Ich dank es dem, der mich veredelt hat.

v. Kamp.

71. Die Aprikose.

Schon der fremdklingende Name dieser Pflanze zeigt an, daß dieselbe ihre Heimat nicht in Deutschland hat. Armenien ist die ursprüngliche Heimat derselben. Der Name liefert einen treffenden Beleg, wie die ursprünglichen Pflanzennamen oft durch die Wanderungen der Pflanzen entstellt werden. Schon früh hatten die Römer diesen Baum mit den herrlichen Früchten nach Italien verpflanzt. Sie gaben ihm den Namen praecocia, d. i. frühreifend. Eigentümlicherweise ging diese Bezeichnung von Rom über Griechenland nach dem Oriente zurück. Von hier brachten die Araber die Frucht mit dem entstellten Namen al-barquq nach Spanien, von wo die Frucht zu den Franzosen kam, die abricot aus demselben machten. Aus dieser französischen Bezeichnung ist dann wiederum der deutsche Name Aprikose entstanden.

Im Blumengarten.

Sieh, verblüht sind schon die Rosen,
Deren Pracht das Herz geletzt!
Aber dort die Aprikosen
Zeigen rote Wangen jetzt.

Laß uns frisch am Stamme rütteln,
Der die volle Krone hält!
Laß mit aller Kraft uns schütteln,
Bis die Frucht herunterfällt.

Süß ist wohl der Duft der Rosen,
Doch der Sommer ist dahin!
Rote, volle Aprikosen,
Wie umlockt ihr meinen Sinn.

Halt's, o Mädchen, im Gemüte,
Was der Frucht für Dank gebührt!
Nur die Frucht und nicht die Blüte
Hat den ersten Mann verführt.

R. von Gottschall.

72. Der Walnußbaum.

Der botanische Name dieses Baumes ist Juglans; derselbe ist eine Zusammenziehung aus Jovis glans, d. i. Jupiters Eichel und stammt aus der Zeit des Altertums, in der alle eicheltragenden Bäume, zu denen man auch unsere Walnuß rechnete, dem Zeus geweiht waren. Der deutsche Name Walnuß heißt wälsche Nuß. Das Wort „Wälsch" oder „Welsch" hat die Bedeutung von fremd, ausländisch; besonders wird Italien als Welschland bezeichnet.

Die Heimat der Walnuß ist Persien und dessen Nachbarländer; noch heute gedeiht der Baum in seiner üppigsten Fülle an den Küsten des Schwarzen Meeres und in den Kaukasusländern. Einige Nußbäume jener Gegend haben durch ihre Größe, ihr Alter und ihren Ernteertrag eine gewisse Berühmtheit erlangt. Auf der Krim soll ein Nußbaum stehen, dessen Alter auf mehr als 1000 Jahre geschätzt wird. Er trägt

Digitized by Google

70—80 000 Nüsse und ist das Gemeineigentum von fünf Familien. Ein anderer Nußbaum soll 7 m Umfang haben und eine jährliche Nußernte im Werte von 450 *M.* liefern.

Bis vor nicht gar langer Zeit war es Sitte, Bäume als Schutzbäume der Familie anzupflanzen. Zwischen diesen Bäumen und der Familie entspann sich nach und nach eine gemütliche und gemütvolle Beziehung. Hierzu liefert Goethe in seinem Werther ein treffliches Beispiel. Werther trifft den alten Pfarrer auf seinem von Nußbäumen beschatteten Pfarrhof. „Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, wiewohl mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. Den alten, sagte er, wissen wir nicht, wer ihn gepflanzt hat. Einige sagen dieser, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dahinten ist so alt als meine Frau, im Oktober funfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Es war mein Vorfahr im Amte, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter, da ich vor sieben und zwanzig Jahren als armer Student zum erstenmale hier auf diesen Hof kam." Auch Werther wachsen diese Bäume ans Herz, und als später eine neue Pfarrerin dieselben umhauen läßt, weil sie ihr unbequem sind, möchte er rasend werden, daß es Menschen gibt ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was noch auf Erden Wert hat. Er könnte „den Hund ermorden, der den ersten Hieb daran that." Aber auch das ganze Dorf murrt, und die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben hat.

In Bologna gilt der Walnußbaum für einen Teufelsbaum. Er heißt „Baum der Hexen", weil man glaubt, daß unter seinem Blätterdach die Hexen, besonders in der Johannisnacht, ihre Zusammenkünfte halten und ihre bösen Künste ausüben.

Gleichwohl ist der Nußbaum dem heiligen Laurentius geweiht, und am Festtag desselben (10. August) ißt man zu Ehren des Heiligen Nüsse. Wer dabei eine Nuß mit drei Kernen findet, hält sich für sehr bevorzugt, weil man glaubt, dadurch Hexen zu erkennen. Legt man nämlich eine solche Nuß unter einen Stuhl, auf welchem eine Hexe sitzt, so kann dieselbe nicht eher aufstehen, als bis die verhängnisvolle Nuß weggenommen ist. Man erzählt sich in der Gegend von Bologna tausende von Geschichten, welche diese Wahrheit bestätigen. Nur ist man immer sehr ängstlich, den Versuch zu machen, weil man fürchtet, die Hexe könne sich an ihrem Feinde rächen.

Der Nußbaum.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Äste aus.

Viel liebliche Blüten stehen d'ran.
Linde
Winde
Kommen, sie herzlich zu umfahn.

Es flüstern je zwei zu zwei gepaart,
Neigend,
Beugend
Zierlich zum Kusse die Häuptchen zart.

Sie flüstern von einem Mägdlein, das
Dächte
Nächte,
Tage lang, wüßte ach! selber nicht was.

Das Mägdlein horchet, es rauscht im Baum
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

Julius Mosen.

73. Der Lebensbaum.

Im 15. Jahrhundert drang aus dem Schloßgarten zu Fontainebleau, einer Stadt an der Seine, acht Meilen oberhalb Paris gelegen, durch Europa die Kunde, der Lebensbaum, von dem es I. Mose 2, 9. heißt, der Herr habe ihn mitten in den Garten gepflanzt, sei von neuem entdeckt worden. Begreiflicherweise setzte diese Nachricht viele in Aufregung, glaubten diese doch nun auch, in den Besitz des

Digitized by Google

„Krautes wider den Tod" gelangen zu können. Das Gewächs, welches den Anstoß zu dieser merkwürdigen Bewegung der Gemüter gegeben, ist mit dem „Lebensbaum", der bei uns mit dem Namen Thuja bezeichnet wird, gleichbedeutend. In einem Kräuterbuche aus damaliger Zeit heißt es in Bezug auf die vermeintliche Wunderkraft des Baumes: „Derselbe besitzt die natürliche Eigenschaft, daß, wer davon esse, dadurch gefestet werde gegen alle Krankheit und Altersschwäche; ja, sein Leib werde unverwundbar wie der des Achilles. Wer aber das Grün als Salat genieße, vergesse alle andere Nahrung und Sorge."

Veranlassung zu dieser sonderbaren Vorstellung von der Pflanze hat vielleicht der Farbenwechsel der Blätter gegeben. Dieselben zeigen im Sommer eine frische, gelbgrüne Farbe, die wohlthuend das Auge berührt; im Winter jedoch wird der Baum braun oder rostfarbig und gewinnt dadurch ein düsteres, totenhaftes Aussehen, als ob er kränkle. Doch sobald der Frühling wieder zurückkehrt, scheint auch er zu genesen. Die braune Farbe des Winters entschwindet, bald prangen die Nadeln im frischen Grün, und der ganze Baum erscheint als ein Sinnbild des wieder erwachenden Lebens in der Natur. Aus dem 16. Jahrhundert berichtet hierüber ein Naturkundiger: „In der Kälte des Winters leidet der Baum; ihr elegantes Grün verlierend, nehmen Zweige und Blätter in den Wintermonaten eine schwärzliche Färbung an, leben aber im Frühlinge wieder auf und gewinnen den Glanz des vorigen Grüns wieder, so daß er nicht ohne guten Grund Baum des Lebens genannt worden ist." Man hat diesen Farbenwechsel der Nadeln, zumal sie im Frühlinge und Herbste Übergang von dem Grün zum Braun zeigen, mit der Mauserung der Vögel verglichen. Wegen des immergrünen, stark duftenden Laubes hat man den Lebensbaum als ein Symbol der Unsterblichkeit angesehen; und hierin finden wir auch wohl nach unsern gegenwärtigen Anschauungen eine genügende Deutung und Erklärung des Namens.

Jener Lebensbaum des Paradieses, zu welchem der Herr den Zugang durch einen Cherub mit einem flammenden Schwerte bewachen ließ, wird in einigen Legenden erwähnt. So wird berichtet, Seth habe, um den sterbenden Vater von dem Tode zu erretten, das Paradies aufgesucht und durch die Güte des Engels drei Samenkörner für den Vater erhalten. Doch Seth kehrte zu spät zurück, der Vater war indessen gestorben. Trauernd legte der Sohn die Samenkörner dem Vater in den Mund und begrub denselben. Doch aus dem Grabe sproßte ein Lebensbaum empor, der sich zu einem riesigen Stamme entwickelte. Diese Legende hat Fr. Rückert in dem folgenden Gedichte etwas modificiert behandelt.

Als Adam lag im Todeskampfe schon,
Schickt er zum Paradiese seinen Sohn,
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
Und zu genesen hofft' er noch davon.
Seth bracht das Reis, und als er's hergebracht,
War schon des Vaters Lebenshauch entflohn.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
Und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag
Und Israel in der Ägypt'schen Frohn.
Des Baumes Blüten gingen duftend auf,
Als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
Irr war in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
Beleben sollt' ein and'rer Davids-Sohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
Im Leid an Wasserflüssen Babylon.

Digitized by Google

Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
Zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
Zu dienen zu dem Holz der Passion.
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
Das Kreuz und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blut'ge Frucht,
Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Menschheit, sieh! Der Baum des Lebens wächst,
Ausbreitend sich je mehr, als Stürme ihn umdrohn.
Die ganze Welt ruh' unter seinem Schirm!
Die halbe ruht in seinem Schatten schon.

74. Der Holunder.

Der Name Holunder ist sehr alt, im Althochdeutschen findet er sich als holan-tar und im Englischen als the hollow-tree, d. h. der hohle Baum. Der Name Flieder, welchen der Baum in manchen Gegenden führt, ist erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus dem niederdeutschen vlieder aufgenommen, die Bedeutung desselben ist dunkel.

Die stark duftenden, weithin leuchtenden, weißen Doldenblüten, die reiche Anzahl von schwarzen Beeren, das leichte, lockere Mark und der im Alter hohl werdende Stamm mußten schon früh die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich lenken. Zur Zeit des Heidentums galt der Holunder für einen heiligen Baum, in dessen Zweigen ein göttliches Wesen, die Frau Holder — entstellt aus Holle, als Göttin des Hauses — wohne. Sie verlieh dem Baume mancherlei Gaben und Kräfte, sie bewahrte und schützte ihn aber auch gegen Frevel. Beabsichtigte man deshalb zu irgend einem Zwecke einen Teil des Baumes zu nehmen, so mußte man vor demselben knien, die Hände falten und andächtig sprechen: „Frau Holder, gib mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde."

Nach Tacitus gehörte der Holunder zu jenen Holzarten, welche bei der Bestattung der Leichen benutzt wurden. Und in späterer Zeit schnitt man im Hildesheimschen vom Holunder einen Zweig als Maßstab für Sarg und Gruft, und der Fuhrmann, der die Leiche nach dem Friedhof führte, trug statt der Peitsche einen Zweig des „heiligen" Baumes. Am Niederrhein legten die leidtragenden Freunde und Verwandten Holunderzweige in Kreuzesform in den Sarg und pflanzten einen Strauch auf das teure Grab.

Für den Landmann war und ist noch heute der Holunder eine vollständige Hausapotheke. Alle Teile desselben benutzt er, und fast für jedes Leiden und Gebrechen findet er unter denselben ein Mittel. Die Blüten haben eine schweißtreibende Kraft, die sich nach der Meinung der Landleute sehr heilsam erweist, besonders wenn die Blüten am Johannistage geschnitten wurden. Wer von Zahnweh befallen war, begab sich mit einem Messer rückwärts zum Holunder und sprach dreimal:

Liebe Frau Hölter, leiht mir ein Spälter,
Den bring ich euch wieder.

Nun löste er ein Stück der Rinde, schnitt sich einen Span aus dem Holz und ging, wie er gekommen, in die Stube zurück. Hier ritzte er mit dem Span das Zahnfleisch, bis derselbe mit Blut befleckt war, worauf er ihn in derselben feierlichen Weise zum Strauch zurückbrachte und sorgfältig in den Stamm wieder einfügte. Der Zahnschmerz sollte damit auf den Holunder übertragen sein.

Auch Fieber und Rotlauf sollen auf den Holunder überpflanzt werden können. Die Formel dazu lautet:

Digitized by Google

Zweig ich biege dich,
Fieber nun laß mich;

Holderaft hebe dich auf,
Rotlauf setze dich drauf,

Ich hab dich einen Tag,
Hab's du nun Jahr und Tag.

Um Kinder vom Halsweh zu befreien, ließ man sie aus Holunderröhren trinken. Am Rhein werden Metallgeschirre mit Holunderblättern gerieben, sie sollen darnach nicht rosten und kein Gift annehmen. Ebenso werden die hölzernen Hausgeräte mit denselben abgewaschen, um sie vor Holzwürmern zu schützen.

In früherer Zeit hatte jeder Landmann in einem Winkel seines Hofraumes einen Holunderbaum, unter demselben wurden die abgeschnittenen Haare und Nägel und die ausgebrochenen Zähne vergraben, damit nicht ein anderer mittelst derselben den Bewohnern des Hauses ein Leiden und Gebrechen anzaubern möge. Auch in den Klöstern und Burgen Westdeutschlands war der Holunder überall zu finden. Manche dieser Wohnstätten sind später zerstört und zerfallen, daß es schwer hält, Grenzen und Lage genau zu bestimmen, doch der Holunder ist geblieben, ein stummer Zeuge vergangener Tage, und oft treffen wir ihn einsam mitten im Walde neben altem Gemäuer als einziges Zeichen der Erinnerung an die schon vor Jahrhunderten verwüstete Behausung.

Wer unter einem Holunder schlief, wurde von der Frau Holder bewacht; sie beschützte ihn vor Mücken und Schlangen und jeder heimtückischen Verzauberung. Auch die Elfen liebten den Holunder und suchten in seinem dichten Gelaube bei einer Verfolgung Schutz. Die aus Holundermark geschnitzten „Stehaufmännchen" sind volkstümliche Nachbildungen der Kobolde.

Unter andern Bäumen soll sich Judas auch an einem Holunder erhängt haben, daher der hohle Stamm, daher heißt auch der auf dem Baume wachsende Schwamm Judasohr. — Die Weinbauern beurteilen nach der Blüte des Holunders die Rebenblüte, erscheint erstere dicht und gleichförmig, so erwarten sie dieses auch von der letzteren.

Auf einen Holunderbusch an der Nortorfer Kirche in Schleswig ist die Sage von dem Birnbaume auf dem Walserfeld übertragen. Von diesem Busche wird erzählt, wenn er die Höhe erreiche, daß man ein Pferd unter ihm anbinden könne, so würde ein allgemeiner Krieg entstehen. Ein König mit weißem Haupte würde alle seine Feinde besiegen und ein mächtiges Reich gründen. An den Holunder wird er sein Schlachtroß binden, und das Blut der Wahlstatt wird bis an die Knöchel reichen. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege war dieser Holunder schon so hoch, daß seine Spitzen das Kirchendach berührten, dazu wollte man über demselben in der Luft wunderbare Erscheinungen gesehen haben, namentlich zwei sich bekämpfende Heere. Als nun im Jahre 1813 wirklich die Feinde kamen und bei Nortorf ein Gefecht vorfiel, glaubte man die Prophezeihung würde in Erfüllung gehen, besonders da der König von Dänemark weißes Haar hatte. Als aber die Feinde von der Sage hörten, fällten sie den Holunder eiligst, daß er nun lange zu wachsen hat, bis er wieder seine frühere Höhe erreicht.

Wie bei der Nortorfer Kirche findet sich der Holunder auf vielen Kirchhöfen als Schmuck der Gräber angepflanzt. Besonders erwähnenswert ist der merkwürdige Judenkirchhof zu Prag, welcher der Sage nach schon eher angelegt wurde, als die Slaven nach Böhmen kamen; hier steht der Holunder überall zwischen den Grabsteinen und zwar mit so dicken Stämmen und knorrigen Wurzeln, daß man sogleich das hohe Alter derselben gewahrt.

In Rußland herrscht in manchen Gegenden die Sitte, daß die Weiber bei einer Seuche mit einem Pfluge eine Furche um das Dorf ziehen, um die bösen Geister abzuwehren. Dabei singen sie:

Digitized by Google

„Vom Ocean, von der tiefen See,
Sind zwölf Mädchen gekommen.
Sie nahmen ihren Weg — kein kleiner war's —
Zu den steilen Höh'n, zu den Bergen empor,
Zu den drei alten Holunderbäumen.
Macht fertig die weißen Eichentische,
Schärfet die Messer von Stahl,
Macht heiß die siedenden Kessel,
Spaltet, durchbohrt bis zum Tode
Jedes Leben unter dem Himmel.
In diesen siedenden Kesseln
Brennt mit unauslöschlichem Feuer
Jedes Leben unter dem Himmel. —

Rund um die siedenden Kessel
Stehen die alten Holunder.
Die alten Holunder singen.
Sie singen vom Leben, sie singen vom Tod,
Sie singen vom ganzen Menschengeschlecht.
Die alten Holunder verleihen
Der ganzen Welt langes Leben;
Doch dem andern, dem üblen Tode,
Bestimmen die alten Holunder
Eine weite und große Reise.
Die alten Holunder versprechen
Ein beständiges Leben
Dem ganzen Geschlechte der Menschen."

Getreue Nachbarn.

Nachbars Kinder und Nachbars Holunder
Banneſt du nie auf die Dauer;
Schließeſt du ihnen die Thüre, o Wunder!
Klettern ſie über die Mauer.

Volksblatt für Stadt und Land.

Der Holunder.

Seh ich, Holunder, dich ſtehn, im beſcheidenen Winkel am Hauſe,
Mit dem ergrauten Stamm, aber mit freundlichem Grün,
Welches die weißen Dolden umher gar reinlich bekränzen,
Gleich ich dem Mütterchen dich, welches die Haube bedeckt.
Freundlich biſt du den Kindern geſinnt, gibſt mancherlei Spielzeug,
Pfeifen und Büchſen zum Knall und das Koboldchen von Mark
Deinen Geliebten dahin und freuſt dich, wenn ſie zum Spielen
Kommen mit Freuden zu dir, Mutter Holunder, getanzt.

W. Oſterwald.

Der Flieder.

Mädchen, auf mit euren Körbchen,
Heut iſt Fliederfeſt:
Seht, die Sonne ſtrahlt ſo golden,
Und die breiten Fliederdolden
Regt der laue Weſt.

Sorglich ſah der Menſchenvater
Seiner Kinder Not:
Wie des Tages Laſt und Schwüle,
Tanz und Trunk und Abendkühle
Ward ſo mancher Tod.

Da entſprang auf allen Fluren,
Lieblich anzuſchau'n,
Dieſe ſchöne Wunderblüte,
Und wir ſammeln ſeine Güte
Nun auf jedem Zaun.

Statt des alten Lebensbaumes,
Der mit Eden ſchwand,
Steht, dem Tode nun zum Poſſen,
Dieſer neue da: zu ſproſſen
Treuer Liebe Pfand.

Laßt die Apothekerbüchſen
Jedem, der ſie mag!
Wir, wir ſtrecken mit dem Flieder
Jeden Lebensfeind darnieder
Auf den erſten Schlag!

O, wer zählt die Wunder alle
Dieſes Bäumchens wohl?
Rinde, Beere, Blatt und Blüte,
Jeder Teil iſt Kraft und Güte,
Jeder ſegenvoll!

Mädchen, auf mit euren Körbchen!
Jauchzt, und ſammelt ein!
Nächſtens, euren Fleiß zu krönen,
Brau' ich euch ein Fäßchen ſchönen
Klaren Fliederwein!

Hardes.

Digitized by Google

75. Die Roßkastanie.

Obgleich dieser Baum mit der echten Kastanie gar keine Verwandtschaft hat, so führt er trotzdem den Namen Kastanie, weil die Früchte Ähnlichkeit mit denen der echten besitzen; und da diese Früchte schwer atmenden Pferden sehr heilsam sein sollen, führt der Baum den Namen Roßkastanie.

Die Heimat dieses Zierbaumes wird nach Persien gelegt, obgleich kein Reisender denselben dort wild wachsend angetroffen hat, während er in den Thälern des Himalaya große Wälder bildet. Im Jahre 1588 wurde der Baum zuerst in Wien gezogen; in kurzer Zeit hat er sich von hier als schnell wachsender und reichlich Schatten spendender, prächtiger Park- und Alleebaum über das übrige Europa verbreitet. Den eigentümlichen Reiz, welchen der Baum in der Pracht seiner Blüten gewährt, hat ein Dichter schön in folgenden Versen geschildert:

Wie viel funkelnde Lichter am Christbaum flammen zur Weihnacht,
Also strahlet im Mai hell der Kastanienbaum.
Über der kräftigen Säule des Stamms wölbt voll sich die Kuppel
Dunkelgrünen Laubes, und aus dem dunkelen Grün
Ragen die blendenden Kerzen hervor, ein Opfer dem Frühling,
Welcher sein Weihnachtsfest feiert im blühenden Mai. W. Osterwald.

Die Roßkastanie hat auf grünem Kandelaber
Die Blüten gelb und rot als Kerzen aufgesteckt;
Der Regen will sie löschen, aber
Zu höherm Glanz hat er sie aufgeweckt. Fr. Rückert.

76. Die Traubenkirsche.

(Prunus Padus).

Neben dem Namen Traubenkirsche, welcher von dem Blütenstand und den kirschenähnlichen Blüten genommen ist, hat das Volk noch einige andere Bezeichnungen für diesen Baum. Es nennt ihn Alpstrauch, Elfen-, Hexen-, Unholden- und Drachenbaum. Alle diese Namen haben ihren Ursprung in dem Aberglauben, der sich früher und teilweise noch jetzt an diesen Baum heftete. Er stand in dem Ansehen, die Elfen und andere böse Wesen, die dem Menschen zu schaden suchten, unschädlich machen zu können. Band man sich z. B. eine Elfenrute, die man in der Marterstunde des Heilandes, am Karfreitagmorgen um drei Uhr, von diesem Baume geschnitten, um den Leib und ging dann in die Kirche, so erkannte man alle Hexen. Wer ein Kreuz von Elfenholz besaß, konnte den Teufel von sich abhalten und sich unsichtbar machen. Trug man eine Elfenrute mit Knospen auf dem bloßen Leibe, so erwarb man sich Reichtum.

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Wer hat darüber gezogen
Das hohe, blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld.

Er ist es selbst gewesen,
Der gute, reiche Wirt
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebt und webet
Zum großen Frühlingsmahl.

Digitized by Google

Wie strömt's aus allen Blüten
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirtes Stimme?
Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

„Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und sinke selig nieder
Aufs Knie und denk an mich."

W. Müller.

77. Der Maulbeerbaum.

Der Maulbeerbaum stammt aus Persien und China und wurde bei uns wegen der Zucht der Seidenraupe angebaut. Sein Name, dessen erste Silbe nicht mit Maul = Mund zusammenhängt, bezieht sich auf die zusammengesetzte Beere seiner süßen Frucht. Den Alten galt der Baum als ein Symbol der Klugheit, da er der letzte unter den Bäumen ist, welcher sich belaubt, aber gerade wegen dieser Langsamkeit auch vor der Kälte gesichert ist und doch zur rechten Zeit, wenn die Hitze am größten ist, die kühlende und erquickende Beere bietet.

Der schwarze Maulbeerbaum war dem Pryamus und der Thisbe geweiht. Beide waren Nachbarskinder in der alten Weltstadt Babylon. Sie liebten einander und hätten sich vermählt, wenn die Eltern, deren Häuser aneinander stießen, nicht dagegen gewesen wären und jeden Umgang zwischen den Liebenden streng zu verhindern gesucht hätten. Allein trotz dem fanden die jungen Leute Mittel, mit einander zu verkehren. Eine Lücke in der Mauer, die beide Häuser schied, gab ihnen Gelegenheit, sich zu sprechen. Hier verabredeten sie einst, vor den Thoren der Stadt am Grabe des Ninus zusammenzutreffen. Thisbe kam zuerst, aber die unerwartete Erscheinung einer Löwin bestimmte sie, sich in eine in der Nähe befindliche Höhle zu flüchten. In der Eile verlor sie ihren Schleier, welchen die Löwin zerriß. Bald darauf stellte sich auch Pryamus an dem Orte ein; statt aber seine Geliebte zu finden, fand er deren zerrissenen Schleier; dies brachte ihn auf den schrecklichen Gedanken, Thisbe sei von dem Thiere zerrissen, und in der Verzweiflung stürzte er sich in sein Schwert. Als nun die arme Thisbe bei ihrer Rückkehr ihren Geliebten im Blute fand, durchbohrte sie sich mit demselben Schwerte. Beide barg ein Grab, und der Maulbeerbaum, unter dem sie beerdigt wurden, verwandelte seine weißen Früchte in schwarze.

Der Maulbeerbaum.

Von neuem hattest du dich grün geschmückt,
Um deine Blätterkrone summten Bienen,
Du sahst so fröhlich aus, so still beglückt,
Vom goldnen Sonnenlichte hell beschienen.

Da hat der Seidenzüchter dich erblickt,
Und ob auch um Erbarmen deine Mienen
Zu ihm gefleht, er hat dich kahl gepflückt,
Zum Futter mußt du seinen Würmern dienen.

Nun stehst du wieder farblos und entlaubt,
So arm, so dürftig zwischen lauter Reichen,
Zum drittenmal schon deines Schmucks beraubt;

Gar manchem Dasein traurig zu vergleichen,
Das immer neu dem Grün der Hoffnung glaubt,
Und immer neu es trüglich sieht erbleichen.

A. Waldmüller.

78. Die Cypresse.

Die Heimat der Cypresse sind die Länder um das Mittelmeer. Der auffallend starre Wuchs derselben hat schon im Altertum den Blick auf diese Bäume gezogen und Anlaß zu seinem Namen gegeben. Der deutsche Name ist abgeleitet von der botanischen Benennung Cupressus. Mit dieser Bezeichnung wollten die Alten daran

Digitized by Google

erinnern, daß dieser Baum immer gleiche Äste treibt. In ihrer Gestalt gleicht die Cypresse unserer Pappel; die äußere Erscheinung des Baumes nach Form und Farbe macht einen düsteren Eindruck auf den Beschauer, so daß der Baum in seiner Heimat als Symbol der Trauer und des Todes angesehen wurde und noch jetzt als stille Wacht auf die Gräber der geliebten Toten gepflanzt wird.

Der hohe, pyramidale Baum hat Ähnlichkeit mit einer Flamme, deshalb stand die Cypresse bei den alten feueranbetenden Persern in großem Ansehen. Sie hatten ihr den Namen „Freier Baum" gegeben, weil sie nach ihrer Meinung keine Früchte trug. Als der Freiheit Baum ist die Cypresse auch von Fr. Bodenstedt gefeiert worden, derselbe singt:

„Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Nie zur Erde die Zweige senkt sie:
Empor zum lichten Himmelsraum
Ragt und die Zweige lenkt sie.

Schlank ist ihr Wuchs und fein ihr Laub,
Und keine Fruchtlast beugt sie;
Ihr Schmuck wird nicht des Winters Raub,
Von höherm Dasein zeugt sie.

Frei von dem lauten Weltgewühl
Den stillen Friedhof schmückt sie;
In ihrem Schatten ruht sich's kühl,
Den Blick vom Staub entrückt sie.

So ragt sie wie ein grüner Turm
Der Hoffnung in die Ferne —
Tief unter ihr nagt der Grabeswurm,
Hoch über ihr leuchten die Sterne."

Eine griechische Mythe berichtet über die Entstehung der Cypresse folgendes: Kyparissos war ein Sohn des Telephos, oder nach anderen des Amykleus von der Insel Ken. Er war ein Liebling des Sonnengottes Apollo, und als er sich eines zahmen Hirsches wegen, den er sehr liebte, und den er unvorsichtigerweise erschossen hatte, das Leben nehmen wollte, verwandelte ihn der Gott in einen Cypressenbaum. Nach andern war er ein Liebling des Waldgottes Sylvanus, wurde unversehens getötet und in jenen Baum verwandelt. Daher trägt Sylvanus häufig eine mit der Wurzel abgerissene Cypresse auf alten Abbildungen. Sie war aber auch dem finstern Gott der Unterwelt, Pluto, heilig; bei den Opfern, die ihm bei Nachtzeit gebracht wurden, war der Priester mit Cypressen bekränzt. Selbst Amor schnitzte nach einer alten Sage, um den Schmerz der Liebe anzudeuten, seine Pfeile aus Cypressenholz. Im allgemeinen war die Cypresse den Griechen ein Baum der Trauer.

Aus ihrem Holz war das Zepter des Zeus angefertigt worden, um hierdurch zugleich anzuzeigen, daß er ein Herr über Leben und Tod sei.

Auch in der Gegenwart steht die Cypresse als Trauerbaum bei den Türken in hoher Achtung. Bei den Begräbnisfeierlichkeiten selber findet sie eine ausgedehnte Berücksichtigung. Nachdem die Gruft geschlossen, pflanzen die Leidtragenden Cypressenzweige zu beiden Seiten des Grabes ein. Gehen dieselben an, so ist dies ein Zeichen, daß der Verstorbene in den Himmel eingegangen, wo nicht, daß er von den schwarzen Engeln gepeinigt wird.

Die türkischen Totenäcker, gewöhnlich groß und am äußersten Ende der Städte angelegt, sind meist mit hohen Cypressen bepflanzt und bilden häufig einen freundlichen Wald von Cypressen. Statt der massiven Steine, welche die Christen und Juden zur Bedeckung der Gräber wählen, bedienen sich die Türken oft solcher Steine, welche an mehreren Stellen durchbrochen sind, damit Cypressen und andere wohlriechende Gesträuche, welche unmittelbar über den Leichnam gepflanzt werden, durchwachsen können. Bisweilen legt man auf das Grab auch einen großen hohlen Stein, welcher die Gestalt eines nicht bedeckten Grabes hat; man füllt denselben mit guter Erde und pflanzt Gewächse und Blumen hinein, die von der Familie des Toten sorgsam gepflegt werden. Die Ehrfurcht, welche die Türken gegen ihre Toten hegen, geht so weit, daß die Totenäcker mehr noch als die Moscheen selbst Orte des Gebets und der religiösen Sammlung sind. Es gibt viele fromme Muselmänner, welche keinen Tag verstreichen lassen, ohne auf dem Grabe ihrer Väter, Kinder, Verwandten oder Freunde zu beten. Man erblickt zu allen Stunden des Tages und selbst der Nacht,

Digitized by Google

jemanden, der in diesem Aufenthaltsort des Friedens wohlriechende Pflanzen entweder begießt oder in die Erde steckt.

Bei uns ist es der Cypresse im Winter im Freien zu kalt, sie kann deshalb nur in Kübeln gezogen werden. Auf einem Pariser Kirchhofe jedoch finden sich einige Exemplare von stattlicher Größe. Besonders verdient von der Cypresse noch das außerordentlich hohe Lebensalter, welches Jahrtausende betragen kann, hervorgehoben zu werden. Einige Stämme haben wegen ihres Alters historische Berühmtheit erlangt. So steht z. B. eine Cypresse in der Lombardei, die bereits zur Zeit Julius Cäsars wegen ihres Alters berühmt war. Napoleon I. nahm auf sie bei dem Bau der Simplon-Straße Rücksicht, und ließ die Straße einen Umweg machen.

Die Cypresse.

Matt erscheinst du und heimwehkrank im Norden, Cypresse,
Und an die Gräber gepflanzt, zeigst du ersterbend dich selbst;
Doch in der helleren Luft des warmen Südens erhebt sich
Kühn auffsteigend und stolzfeierlich deine Gestalt.
Dort auf den Trümmern des Reichs der Völker bezwingenden Roma
Oder auf Gräbern dort schöner hellenischer Kunst
Stehst du mit heiligem Ernst und rauschest erhabene Trauer
Um die vergangene Pracht allen Lebendigen zu.
Nicht mehr rieselt die Quelle bei dir, um welche die Nymphen
Einst zum gefälligen Tanz lachend sich reichten den Arm;
Nicht mehr grünet der Rasen, auf dem in feiernder Ruhe
Weithin schallend und süß tönte die Flöte des Pan;
Nicht mehr steht dir zur Seite der heitere Tempel der Musen,
Und statt des frohen Gesangs schallet ein düsterer Chor
Weltentsagender Mönche dir zu aus finsterem Kloster,
Und du höreſt ihn still an mit erhabenem Ernst.
Denn du gedenkest der Zeit des homerischen Sanges, und leise,
Wenn der Choral nun verklingt, rauschest, Cypresse, auch du,
Und wehmütiger Duft strömt langsam wallend im Rauschen
Aus dem ambrosischen Haar weit in die sonnige Luft.
Seltsam klingt dein rauschender Ernst dem horchenden Mönche,
Welcher das Kloster verläßt, seltsam umweht ihn dein Duft
Wie ein verlorener Hauch aus längst erstorbenen Zeiten,
Und er schauert und seufzt: „Alles ist eitel dahier!“

Aus „Im Grünen.“

Blumenapostel.

Im Lenze denk ich einer Sage;
Ein Kindertraum, doch inhaltsschwer!
Es sammelte am Schöpfungstage
Der Herr die Blumen um sich her:

„Durch alle Fernen, alle Weiten
Sollt ihr als meine Boten gehn,
Mein Evangelium zu verbreiten;
Ein jedes Auge soll euch sehn.

Wenn vor des Frühlings lindem Weben
Des Eises starre Decke bricht,
Schneeglöckchen! sollst du froh erheben
Die Kinderstimme, rein und licht.

Mit süßer Stimme sollst du locken:
Kommt alle, alle auf das Feld!
Besiegte nicht des Winters Flocken
Die Milde Gottes wie ein Held?

Dann öffne leise seine Blüte
Der goldne Himmelsschlüssel frei:
Ein Zeugnis jeglichem Gemüte,
Daß nun der Himmel offen sei!

Und hat die Fluren überzogen
Das schöne junge Hoffnungsgrün,
So mag, das zarte Haupt gebogen,
Gleich einer Braut das Veilchen blühn.

Digitized by Google

Dann will ich ihn der Erde senden:
Dem hohen Sonnenbräutigam,
Der soll das Brautgeschmeide spenden
Von Feld zu Feld, von Stamm zu Stamm.

Dann glüh' die Rose an dem Strauche
Wie eine Opferflamme weht,
Es steig ihr Duft mit sanftem Hauche
Zu mir empor wie ein Gebet.

Dann steh' die Lilie daneben,
Im weißen Kelch das reinste Gold
Entfalte sie das reinste Leben
In sich verschlossen, still und hold.

So hab ich jeglichem beschieden
Als Botengruß ein hehres Wort,
Geht nun hinaus von mir mit Frieden
Und kündet es von Ort zu Ort."

Der schönste Engel stellt als Leiter
Sich vor die frohe Blumenschar,
Und führt als Lenz sie lächelnd weiter
Mit seinen Augen, blau und klar.

Es bleibt zurück nur die Cypresse;
Die andern schwebten ferne schon,
Damit der Herr sie nicht vergesse,
Stellt sie sich hin vor seinen Thron.

Es lispelt in den düstern Zweigen,
Sie richtet sich vor ihm empor:
„Nicht darf ich mich auf Erden zeigen
Bei jener frohen Schwestern Chor!

Du schmücktest sie voll Huld und Güte
Mit süßem Duft, mit Farbenpracht,
Sieh mich vor dir — zwar ohne Blüte —
Doch will ich dienen Tag und Nacht!"

Der Herr vernahm's mit ernsten Mienen,
Sprach zur Cypresse feierlich:
„Auch du sollst mir auf Erden dienen,
Zum letzten Boten wähl' ich dich!

Im Herbste, wenn die Blüten fallen
Und Schwermut schleicht in jedes Herz,
Da deute mächtig du vor allen
Mit deinen Zweigen himmelwärts!"

Ad. Pichler.

Symbolik der Farben.

Warum ist die Farbe der Hoffnung grün, die der Treue blau, und jene der Unschuld weiß, und die Farbe der Liebe rot? Es steht davon nichts in der Blumensprache, wir müssen das Buch der Natur aufschlagen.

Die Farbe der Unschuld ist weiß, weil Weiß gar keine Farbe ist; die Schuldlosen wissen es gar nicht, daß sie schuldlos sind. Erst mit der Schuld kommt das Bewußtsein derselben. Ein Erdenstäubchen schon entweiht die Reinheit der Lilie — und Lilie ist dann nicht Lilie mehr.

Und die Farbe der Treue ist blau, weil ja der Himmel blau ist, der uns nie gelogen, der da fest steht, wie wir auch wanken und schwanken; der immer wieder erscheint nach Wolkennacht und Ungewitter in seiner ewigen treuen Reinheit. Und wenn alles bricht, blicken wir zum Himmel empor. Dort oben, nicht hier unten auf der Erde oder im feuchten Meere ist der Ankergrund unseres Vertrauens.

Und die Hoffnung ist grün. Werden ja in jedem Frühlinge selbst die Gräber, worin die lange Hoffenden und Harrenden liegen, grün! Spricht doch aus jedem keimenden Grashalm, jedem Blatte, jeder Knospe die Hoffnung! Der Frühling ist die Hoffnung, und die Hoffnung ein ewiger Frühling. Noahs Taube brachte das grüne Ölblatt, und mit ihm die Hoffnung. Jeder Frühling ist für uns eine Noahstaube. Und ich glaube, die Toten in den Gräbern wissen das ganz gut; und wenn der Lenz seine Flügel regt, und die warmen Lüfte über die Erde ziehen, da pocht ihr Herz, ihr Leben und Denken pulsiert; sie fühlen es, daß es warm wird über ihnen, daß die Lerchen singen und die Schwalben schwärmen, und sie treiben aus ihrer Brust Gräser und Halme empor zum Sonnenlichte und zeigen uns, daß sie lebendig sind im Tode.

Das ist ein Bild der Auferstehung, die sie uns verkündigen. Sie rufen uns zu: Hoffet, so werdet ihr erhöret werden. Warum freut sich denn das Menschenauge, wenn die Bäume grünen, wenn die Primeln aus der Erde steigen? Mit dem Auge freut sich auch das Menschenherz, und das Menschenherz ist etwas Großes, Gewaltiges, das die geheime Sprache des Geistes Gottes in der Welt versteht.

Warum ist die Farbe der Liebe rot? Weil das Herzblut rot ist, und weil

Digitized by Google

nur ein Mensch, der ein treues glaubendes Herz hat, wahrhaft lieben kann. Jede Blutwelle ist dann ein Puls der Liebe, und jeder Herzschlag eine Ahnung der Unsterblichkeit. Und wenn die Sonne untergeht, so küßt sie mit purpurnen Lippen noch zum Abschied die Erde, die sie liebt; denn sie segnet, befruchtet, ernährt sie. Und wenn die Sonne aufgeht, so küßt sie im Morgenrot mit denselben purpurnen Lippen ihre teure Erde. Wir nennen das Abendrot und Morgenrot; aber es ist nur die Liebe, die gewaltige Liebe, welche die Sonne offenbart im Geiste des Herrn!

Herloßsohn.

Violenblau.

Im Wundereinklang ist das Leben
Der Menschenbrust mit der Natur,
Was jener als Gefühl gegeben,
Geht hier in lichter Farbenspur.

Der Blätter Grün, das uns in Lenzen
Mit neuer Lebensfülle freut,
Wird hier zu ew'gen Hoffnungskränzen,
Zur Ahnung einer bessern Zeit.

Des tiefen Himmels klare Bläue,
Der Lüfte dunkle Harmonie:
Du findest sie als heil'ge Treue
In deines Herzens Poesie.

Des Morgenrotes Prachtgefieder,
Das uns des Tages Grüße reicht,
Erkennst du in der Liebe wieder,
Wie sie verklärt zum Lichte fleucht. —

Das Rot und Blau stand sich entgegen,
Und Lieb' und Treue war getrennt,
Sieh, da vermählte Gottes Segen
Der Farben geistig Element;

Das Rote mischt sich mit dem Blauen
In der Viole Frühlingslust,
Und Lieb' und heiliges Vertrauen
Ward Freundschaft in der Menschenbrust.

So prangt des Lebens schönste Farbe,
Ins volle Blütentum gestellt,
So harrt die reichste Hoffnungsgarbe
Dem Schnittertag der bessern Welt.

Th. Körner.

79. Die Nieswurz.

Die Pflanze gehört zu den ältesten Heilkräutern; sie hat ihren Namen von der Wurzel erhalten, welche, in pulverisierter Form in die Nase gebracht, heftiges Niesen erregt. Wegen dieser Eigenschaft bildet diese Wurzel noch jetzt einen Hauptbestandteil des Schneeberger Schnupftabaks. Zwei andere Benennungen der Pflanze, Schneerose oder Christblume, haben ihren Grund in der in die Weihnachtszeit fallenden Blütezeit. Ein alter Pflanzenkenner schreibt in seinem Buche, indem er auf die Ungläubigkeit gewisser Leute hindeutet, die nicht begreifen wollen, daß eine Pflanze auch zur Winterzeit blühen könne: „Christwurtz hat seinen Namen darumb, daß seine Blüte, die gruen ist, auf Christnacht sich aufthut und bluet, welches ich auch selbs wargenommen und gesehn, mag für ein gespot haben wer da will." Die Pflanze führte auch den Namen Wendewurz, weil sie zur Zeit der Wintersonnenwende blüht.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß diese Pflanze, die zu einer so heiligen Zeit blühte, selbst für heilig gehalten wurde. Man legte ihr die Kraft bei, die bösen Geister zu bannen. Auch bei der furchtbaren Pest suchte der Mensch bei dieser Pflanze Hilfe. Man stach einem Pestkranken die Pestbeulen aus und steckte die Wurzel dieser Pflanze in die Wunde.

Die Christblume.

I.

Tochter des Waldes, du Lilien verwandte,
So lang von mir gesuchte, unbekannte,
Im fremden Kirchhof, öd und winterlich,
Zum erstenmale, o schöne, find' ich dich!

Digitized by Google

Von welcher Hand gepflegt, du hier erblühteſt,
Ich weiß es nicht, noch weſſen Grab du hüteſt;
Iſt es ein Jüngling, ſo geſchah ihm Heil,
Iſt's eine Jungfrau, lieblich fiel ihr Teil.

Im nächt'gen Hain, von Schneelicht überbreitet,
Wo fromm das Reh an dir vorüber weidet,
Bei der Kapelle, am kryſtallnen Teich,
Dort ſucht ich deiner Heimat Zauberreich.

Schön biſt du, Kind des Mondes, nicht der Sonne;
Dir wäre tötlich anderer Blumen Wonne,
Dich nährt, den keuſchen Leib voll Reif und Duft,
Himmliſcher Kälte balſam ſüße Luft.

Dich würden, mahnend an das heil'ge Leiden,
Fünf Purpurtropfen ſchön und einzig kleiden:
Doch kindlich zierſt du, um die Weihnachtszeit,
Lichtgrün mit einem Hauch dein weißes Kleid.

Ed. Mörike.

II.

Sei mir gegrüßt, du ſchöne, ſtille Blume,
Chriſtblume du auf meiner Liebſten Grab.
Noch blüheſt du zu deines Heilands Ruhme,
Die andern Blumen alle fielen ab.
Dem Winter trotzeſt du und ſeinen Wettern
So ritterlich wie nur ein Tannenbaum;
Er wiegt ſich leiſe über deinen Blättern,
In allen Äſten einen Weihnachtstraum.

Fällt nun die heil'ge Chriſtnacht auf die Erde,
So wie ein lichter Stern vom Himmel fällt,
Verkleidet ſich in menſchliche Geberde
Die ew'ge Lieb', der Herrſcher aller Welt:
Dann thuſt den Kelch du ſelig von einander
Und blühſt, wie friſch gefall'ner Schnee ſo weiß,
Im Feld ein Engel, ein von Gott geſandter,
Und in der Krippe blühet Davids Reis.

O Herr, mein Gott, ſo rein und ohne Fehle,
Wie dieſe Blume auf der Liebſten Grab,
So wetterfeſt mach' du auch meine Seele,
Thu alle Furcht und alle Flecken ab!
Die Tannen rauſchen, meinen Mantel ſchlage
Ich um mich wider Schnee und Sturmgebraus.
Ich gehe heim, doch ſtill im Herzen trage,
Chriſtblume, ich dein liebes Bild nach Haus.

Martin (M. Lange).

Entſtehung der Chriſtroſe.

Gehüllt in einen Nebelſtreif,
Das Haupt bedeckt mit Schnee und Reif,
Saß einſt der Winter tief gekränkt,
Das Herz in Leid und Gram verſenkt.
„Was hilft's," ſo ſprach er vor ſich hin,
„Daß ich der beſte Weber bin
Und meiner Fäden Silberpracht
Ausſpanne weit bei Tag und Nacht;
Was hilft's, daß meine Kronenzier
Beſchämt den feinſten Juwelier;
Daß ich mit Perlen und Demant
Einfaſſe meiner Blätter Rand,
Und Flittern ſtreue, ſilberrein,
Die ſtolze Sonne zu erfreun.

Digitized by Google

Die eitle Frau, sie liebt mich nicht,
Trotzt auf ihr feines Angesicht,
Bespiegelt sich in meiner Pracht
Und zieht dann weiter fort und — lacht,
Wirft keine Blumen, keinen Strauß
Aus ihrem Wagen mir heraus!
Die jüngern Brüder alle drei,
Kaum drängt sich einer nur herbei,
So hat das Füllhorn sie geleert
Und jedem einen Kranz beschеert.
Ich bin doch auch ein freier Mann
Und stecke gern ein Sträußlein an,
Sie aber ziehet kalt vorbei
Und treibt wohl gar noch Schelmerei.

Jüngst schuf ich mir nach meiner Art,
Am Fenster Blumen kraus und zart;
Da schlich sie leis' herbei und sprach:
Mein lieber Winter, nur gemach!
Die Blumengärtnerei ist mein!
Die deine schmilzt im Sonnenschein!
Drauf hat ihr Angesicht gelacht,
Und — aus war's mit der Blumenpracht.
Drauf ärgert ich mich lange Zeit;
Kein Flockentanz mich mehr erfreut!
Mit Troddeln putzt sich Strauch und Baum,
Ich sitz' in einsam düsterm Traum,
Und ob's auch heute Christag ist,
Mein Herz ihr nie den Streich vergißt!"

„Was murmelst du in deinen Bart
Nach grämlich alter Greisen Art?"
So rief's und aus dem Morgenthor
Trat rosig schön die Sonn' hervor.
Ein Lächeln frühlingshold und licht
Flog um ihr rundes Angesicht.
Sie dacht ein Weilchen schelmisch nach,
Drauf sie die ernsten Worte sprach:
„Willst dich beschweren, guter Mann?
So sag', wer sing die Fehde an?

Wer ist's, der täglich länger mir
Verriegelt des Gemaches Thür,
Der kaum-sechs Stündlein mir am Tag
Zum Himmelslauf vergönnen mag?

Doch Haß und Groll gehört der Nacht!
Ich bin am Christtag froh erwacht,
Ich trag ein Herz voll Lieb und Dank
Die weite Sonnenbahn entlang,
Und möchte Fried und Freundlichkeit
Ausgießen heut äonenweit.
Drum Alter, sieh mich einmal an!
Nicht wahr, du hast's nicht gern gethan?
Du nickst! — Nun, ich verzeihe gern!
Halt auf, hier ist ein Blumenstern!
Verwahre mir das Kindlein fein!
Christröslein soll sein Name sein!"

Und auf die Flur voll Schnee und Eis
Sank eine Blume lilienweiß.
Wie Sternenhimmel strahlt ihr Glanz
Tief im smaragdnen Blätterkranz.
Der Winter zog beschämt den Hut,
Es stieg zur Wange ihm das Blut,
Er dankt und griff mit rascher Hand
Zum blühendschönen Friedenspfand.

Drob ging die Sonne froh dahin
Mit Liebesgruß und Friedenssinn.
Die Blume aber wuchs empor
Zu immer schönerm, reicherm Flor,
Und wer sie sieht, und wer sie bricht,
Drückt froh die Hände sich und spricht:
Gottlob! die Zeit gekommen ist,
Wo Erd und Himmel Frieden schließt!
Die Sonne scheint versöhnt herab,
Der Tag nimmt zu, die Nacht nimmt ab,
Christröslein blüht, der lichte Stern!
Gelobet sei das Fest des Herrn!

Agnes Franz.

80. Das Schneeglöckchen.

Wenn winterliches Stürmen noch die Welt bezwungen hält, und Schnee und Eis noch Berg und Thal bedecken, erhebt sich im Walde als erstes Zeichen des nahenden Frühlings das Schneeglöckchen. Arme Kinder eilen dann hinaus und pflücken die Erstlinge des neuen Jahres, binden sie zu Sträußchen und tragen sie in die nahe Stadt zum Verkauf. Gern kauft sie der Städter, denn er freut sich, daß es schon im Walde blüht, und daß nach langem, bangem Warten der Frühling im Anzuge ist. Wegen der Blütezeit hieß die Pflanze im Mittelalter Hornungsblume, ein Name, der jetzt ganz verschwunden zu sein scheint. In der Schweiz nennt man sie auch „Amselblümi", denn wenn sie blüht, läßt auch bald die Amsel ihren Schlag im Walde wieder hören. Nach der Dauer der Blütezeit bestimmen die Schweizer den Sommer; welken die Schneeglöckchen früh, so deutet das auf einen kurzen Sommer.

Digitized by Google

Schneeglöckchen, einem Elfchen gleich mit dreifachem Silberflügel, wie steckst du so lauschend das Köpfchen aus dem noch farblosen Rasen und schaust, ob er komme, der Frühling, mit weckendem Kusse zur schlummernden Aue. Dich sandten die Schwestern voraus, die Töchter der Luft, um zu sehen, ob schon der Hain sich wieder geschmückt, sie zu empfangen und ihre Schleier zu tragen; ob von der Nymphe des Waldes auch schon der grüne Teppich auf die unschattete Wiese gebreitet zu ihren nächtlichen Reigen, und die Quelle des Tanzes taktvolle Weise wiederum murmele.

Noch gewahrst du von alledem wenig, denn es hatte der Lenz, bevor nicht der Winter besiegt, zum Schaffen und Schmücken nicht Zeit. Nun aber webt er geschäftig die Blätter und Blüten und spinnet die Halme; doch vor allem küßt er mit schmeichelndem Hauche dich liebliches Kind und säumt, zum Bannerträger dich weihend, dein schneeiges Kleidchen mit seinem süßesten Grün.

Sinnend blick' ich nieder zu dir und möchte dich fragen: Bist du auch jenes Frühlings Herold, der den Winter des Todes besiegt, und kannst du mir sagen, ob mein Geist so klar und leicht und fleckenlos dem Grab entsteigt, wie du der Erde Nacht, und ich den seligen Geistern dort willkommen bin, so wie du mir bist, holder Götterbote? Du lüftest statt der Antwort deine zarten Schwingen und zeigst den tiefen, grün umzogenen Kelch. — Ja ich verstehe, du sagst: „Erhebe dich und hoffe!"

Pauline Klein.

Schneeglöckchen.

I.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus!
Heraus ihr Schläfer in Flur und Heid!
Es ist nicht länger Schlafenszeit,
Ihr Sänger hervor aus Feld und Wald!
Die Blüten erwachen, sie kommen bald;
Und wer noch schlummert im Winterhaus —
Zum Weben und Leben heraus, heraus!
So läutet Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hören's die Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesamt aufgewacht;
Und läutet noch immer und schweiget nicht still,
Bis auch dein Herz erwachen will.
So öffne denn nun den engen Schrein,
Zeuch aus, in die ganze Welt hinein;
In das große, weite Gotteshaus
Erschwing dich, o Seele, und fleuch hinaus,
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut.

G. Scheuerlin.

II.

Es hat die Sonn' einmal gelacht;
Da ist zu frühem Opfertume
Ihr Kind, Schneeglöckchen, aufgewacht,
Die kleine, holde Winterblume!

Die Sonne sinkt zu früh hinab,
Die kalten Winterstürme wehen,
Der Schnee ist Wiege dir und Grab,
Mußt einsam blühen und vergehen.

Wohl hat die Sehnsucht dich erfaßt;
Du suchst den Lenz mit sanften Blicken,
Und mochtest für den lieben Gast
In Unschuld dich und Hoffnung schmücken.

Das Grün, das du im Kelche trägst,
Es ist der einzig grüne Schimmer;
Der Lenz, den du im Busen hegst,
Der schöne Lenz, er kommt dir nimmer.

O. Heubner.

III.

Eh' noch erklang
Der Lerche Sang,
Noch eh' der Pflug aufreißt des Ackers Schollen,
Stehn sie schon auf,
Sie lockt's hinauf,
Die länger nicht geduldig warten wollen.

Erst eines wagt
Sich ganz verzagt
Ans Licht, die Gliederchen verschlafen reckend,
Gleich zeigen mehr
Sich ringsumher,
Das dunkle Beet mit blüh'nder Schrift bedeckend.

Digitized by Google

Rings alles still!
Wie lange will
Noch Baum und Strauch mit kahlen Zweigen trauern?
Der Wind nur weht
Rauh übers Beet,
Daß sie erschrocken sich zusammenkauern.

Wenn andre blühn
Aus vollem Grün,
Dann haben, ach, sie Abschied längst genommen.
Sie zeigen nur
Sich auf der Flur,
Zu melden, daß die andern Blumen kommen.

Mag Winter auch
Mit eis'gem Hauch
Zurück sie reißen in das Reich des Toten:
Es trog uns nie
Der Lenz, der sie
Gesendet hat als seine ersten Boten.

So zart und klein,
So leuchtend rein
Stehn sie im Kleid, aus Licht und Schnee gewoben;
Verkünden laut
Dem, der sie schaut,
Der Erde Bündnis mit dem Himmel oben.

Johannes Trojan.

81. Der Crocus.

Diese im Süden Deutschlands wildwachsende und bei uns als Frühlingszierblume in Gärten gezogene Pflanze hat ihren Namen von den fadenförmigen Narben erhalten. Sie führte denselben schon bei den alten Griechen, denn diese verstanden bereits, aus den fadenförmigen Narben einen beliebten gelben Farbstoff, den Safran, herzustellen. Nächst dem roten Purpur galt der gelbe Safran als die Farbe des Lichtes und der Majestät. Zur Tracht der alten Perserkönige gehörten z. B. safrangelbe Schuhe, und Bacchus, der Gott des Weines, trug ein Safrankleid und die Teilnehmer an seinen Festen desgleichen.

Noch heutzutage baut man im südlichen Deutschland, Frankreich und andern Ländern den Crocus in Menge an, um den gelben Farbstoff daraus herzustellen. Backwerke und Getränke werden besonders damit gefärbt, da der Farbstoff unschädlich ist. Das erste Liedchen, welches viele Kinder in der fröhlichen Jugend lernen: „Backe, backe Kuchen" erwähnt des Safrans, in demselben heißt es: „Safran macht den Kuchen gelb."

Flämmchen auf dem Altar des Frühlings.

Goldene Flämmchen im lustigen Reihn,
Solltet ihr trüg'rische Irrwischchen sein?
Nein, ihr verlockt nicht in Sümpfe und Moor,
Nicht Kobolde sandten euch nächtlich empor.

Ihr seid die Kerzen der Frühmett' im Jahr,
Lodert so sittig auf Frühlingsaltar.
Nur an der Sonne entzündet ihr euch;
Doch, wenn sie scheidet, erlöscht ihr sogleich.

Seid ihr der Sonne allein nur geweiht,
Dürft nur ihr sagen, wie Erde sich freut
Und daß ihr Lieben, ihr Glühen sie teilt? —
Flüchtige Boten — bei uns auch verweilt.

Pauline Klein.

82. Die Hyacinthe.

Diese Pflanze weist mit ihrem Namen zurück in die Zeit, in der die Götter Griechenlands noch mit dem Menschen in freundschaftlichem Verkehr lebten. Die

Digitized by Google

Sage erzählt, daß der lichte Sonnengott Apollo mit dem tugendhaften und reizenden Königssohn Hyacinthos ein inniges Freundschaftsbündnis geschlossen hatte. Oft ließ sich Apollo mit dem Jüngling in gymnastische Spiele ein, aber einst, als sie im Diskuswerfen sich übten, trieb der neidische Zephyros, der den Jüngling ebenfalls liebte und sich für seine Verschmähung rächen wollte, die geschleuderte Wurfscheibe so, daß sie zurück und dem Unglücklichen auf den Scheitel fiel und ihn erschlug. Unendlich war des Gottes Schmerz und laut strömten seine Klagen. Um doch einigen Trost zu haben, gab er einen Beweis seiner Wunderkraft. Denn

„Siehe, das Blut, das strömend des Erdreichs Kräuter gefleckt,
Endiget Blut zu sein; voll Glanz, wie syrischer Purpur,
Hebt sich die Blum' und empfängt Gestalt, gleich Lilien, wenn nicht
Rötelnde Bläue die ein', und die andre Silber gefärbet.
Nicht genügt es dem Phöbus; denn der war Stifter der Ehre.
Selbst mit eigenem Wehe beschrieb er die Blätter, und AI AI
Sagt dem Griechen die Schrift, und es klagt auf der Blume der Buchstab."

Auch mit dem berühmten Helden Ajas wird die Blume in der griechischen Sage in Beziehung gebracht. Ajas oder Ajax, Sohn des Telamon, Königs der Insel Salamis bei Attika, war vor Troja der Schönste und Tapferste der Griechen nächst Achilles. Den Hektor verwundete er durch einen Steinwurf, und viele Feinde sanken von seinem mächtigen Arm im Kampfe bei den Verschanzungen und Schiffen. Nach Achilles Tode stritt er sich mit Ulysses um die Waffen des Helden, und als sie dem letzteren zugesprochen wurden, ward er so rasend, daß er sich im Wahnsinn selbst tötete, und

— — — — — „das Land von dem Morde gerötet,
Zeugt aus grünendem Rasen die purpurne Blume,
Die dir früher entkeimt, öbalischer Knab', Hyacinthos.
Eine gemeinsame Schrift, dem Knaben sowohl, wie dem Manne,
Ward auf die Blätter geprägt; ihn nennet sie, jenen beklagt sie."

Dieser Trauerzüge wegen war die Hyacinthe den Alten eine Blume der Klage, der Trauer und des Todes; doch erhellt auch aus mehreren auf uns gekommenen Berichten, daß sich die jungen Griechinnen am Vermählungstage einer ihrer früheren Gespielinnen mit Hyacinthenkränzen das Haar schmückten.

Die Heimat der Hyacinthe ist der Orient; im Laufe der Zeit ist sie von Osten nach Westen gewandert. In der Türkei erfreute sie sich einer großen Beliebtheit, besonders in den kostbaren Gärten des Serail entfaltete sie eine seltene Pracht und Schönheit. Im 16. Jahrhundert soll sie von Bagdad über Constantinopel nach Italien gekommen sein. Von hier wurde sie nach Deutschland eingeführt. Die großartigste Kultur fand die Hyacinthe in Holland, nachdem die krankhafte Begeisterung für die Tulpe sich etwas gelegt hatte. Im Anfange des 18. Jahrhunderts entstand in Holland eine förmliche Sucht nach Erzeugung neuer Hyacinthenarten. Die seltensten Exemplare wurden unglaublich hoch bezahlt; eine Sorte z. B. mit 4900 Gulden. Hatte man in einem Orte das Glück gehabt, eine neue Art erzeugt zu haben, so wurden die Bewohner der Umgegend zu einem Feste eingeladen, wobei der neuen Hyacinthe der Name gegeben wurde. Bekam die Blume den Namen von einer berühmten oder gar fürstlichen Person, so war das Fest mit entsprechender Pracht ausgestattet. In etwas hat sich diese Begeisterung für die Blume in Holland mit der Zeit gelegt, aber trotzdem ist die Hyacinthenkultur der Stadt Harlem noch immer in großem Ruf und Flor.

Auch in Berlin wurde die Kultur dieser Blume im vorigen Jahrhundert stark betrieben. Vorzugsweise die Südostseite unserer Residenz eignet sich zur Anpflanzung von Hyacinthen, da sich hier leichter Sandboden mit feuchtem Untergrunde befindet. Im Jahre 1839 hatte ein Tulpen- und Hyacinthenhändler in Berlin 2000 □Ruten

Digitized by Google

mit diesen Blumen bepflanzt, an Hyacinthen besaß er 2 Millionen Stück. Zur Frühlingszeit war es bei hoch und niedrig Sitte, in die Hyacinthenfelder zu fahren oder zu gehen, um die Farbenpracht und den Duft zu genießen und zu bewundern. Doch auch die Blumen sind dem Tyrannen der Mode unterworfen. Plötzlich ließ in Berlin die Begeisterung für die Hyacinthe nach; man fand die eben bewunderten Felder eintönig und langweilig.

In Frankreich zog man die Hyacinthe als Wasserblume, indem man die Zwiebel in besondere Gläser mit Wasser that, so daß die Wurzelfaden in das Wasser tauchten. Sie erhielt hiervon den poetischen Namen „über den Wassern schwebender Geist." Man sieht diese Hyacinthengläser auch bei uns.

Die Hyacinthe.

Schlank auf schlankem Blütenstengel
Ragst du in die Maienluft,
Mit den Tinten ohne Mängel,
Mit dem wonnevollen Duft.

Wie so lieblich deine Kelche
Sich zur Blütentraube reihn!
Von den andern Blumen, welche
Kann den Anblick uns verleihn?

Wohl an Duft narkotisch feiner,
Üppiger auch, das geb' ich zu;
Aber zarter ist und reiner
Keine Blume als wie du.

J. N. Vogl.

83. Die Narzisse.

Die Narzisse ist der griechischen Sage nach aus Narzissus, dem Sohne des Cephisus und der Meernymphe Liriope, entstanden. Derselbe war ein herrlicher, blühender Jüngling, und ihm war geweissagt, er würde ein hohes Alter erreichen, wenn er sich nicht selbst kennen lerne. Auf seinen Wanderungen kam er auch in einen einsamen Wald rings von hohen Felsen umgeben. Hier trauerte die Nymphe Echo; sie, einst die lieblichste und heiterste aller Bergnymphen, weilte hier in freudenloser Einsamkeit, weil sie einst den Zorn der Juno erregt. Als sie des bildschönen Jünglings ansichtig wurde, entbrannte ihr Herz, und sie bat den Narzissus, bei ihr zu bleiben. Doch ihre Bitte fand kein Gehör; im fröhlichen Übermut spottete Narzissus ihrer und zog weiter. Da rief sie zu den Göttern und bat um Vergeltung. Und die Götter erhörten ihr Flehen; als Narzissus aus einer Quelle trinken wollte, schaute er zum erstenmale sein eigenes Bild und ward von solcher Leidenschaft zu sich ergriffen, daß er sich in Liebesgram verzehrte.

Selbst sich staunet er an und starrt mit dem nämlichen Blicke
Nimmer verrückt, wie ein Bildnis geformt aus parischem Marmor,
Alles bewundert er, was an ihm selbst der Bewunderung wert ist. Ovid.

Er siechte und welkte dahin wie eine Blume. Aus Mitleid ließen ihn die Götter nicht ganz vergehen, sondern verwandelten ihn in die Narzisse.

Die Narzisse ist die eigentliche Totenblume der Griechen. Noch heute werden Tote und Grabmäler damit geschmückt. In der alten Mythologie wird sie öfters erwähnt; Pluto, der Gott der Unterwelt, trug sie, und die Furien, die Göttinnen der Rache und Vergeltung, flochten ihre Kränze aus ihr. Mit Narzissen spielte Proserpina, als Pluto sie in die Unterwelt raubte, und Narzissen sammelte Europa, als Zeus sich ihr in Gestalt eines weißen Stieres näherte und sie dann nach Kreta entführte.

Abweichend von der oben mitgeteilten Sage, berichtet eine andere, daß Narzissus eine ihm so ähnliche Zwillingsschwester hatte, daß beide nicht zu unterscheiden waren, um so mehr, da sie sich ebenso wie er kleidete und die Jagd zu ihrer Lieblings-

Digitized by Google

beschäftigung machte. Er liebte sie mit der innigsten Zärtlichkeit; aber sie starb, und nun ging er oft zu einer Quelle, um im Anschauen seines eigenen Bildes Beruhigung seiner Leiden zu finden. Allein er fühlte den Verlust nur desto stärker, und in einem Augenblicke dumpfer Verzweiflung stürzte er sich in das Wasser, in die Arme des geliebten Bildes. Daher bemerkt Isidorus Orientalis bei dem Anblick einer schönen Narzisse:

„Diese schlanke Gestalt, das holde Köpfchen, es biegt sich
In sich gewendet und schön immer, als sucht es den Quell."

Dieser Mythus lieferte A. W. Schlegel den Stoff zu folgendem Sonett:

O Nymphe! sprach Narzissus zu der Quelle,
Du Spiegel! Bett des fern' und nahen Lieben!
Du Tafel, wo sich Schönheit eingeschrieben,
Und meiner Wünsch' unüberstieg'ne Schwelle!

Nicht thöricht mehr umarmend deine Welle
Will ich die zarte Malerei dir trüben,
Laß mich in mich sie fassen, bei dir drüben,
Indem ich weinend dich gelinde schwelle.

Doch, wenn ich nun mich ganz in dich ergossen:
Wer weiß, ob ich dies Bild in mir nicht misse,
Und wieder mich aus mir hinweg muß sehnen?

Er sagt es, und sein Leben war entflossen,
Doch neigt, nicht mehr Narzissus, die Narzisse
Den schwanken Stiel noch stets zum Bach der Thränen.

84. Die Tulpe.

Der Name dieser stolzen Blume hängt zusammen mit dem persischen Dulbend, worunter in Persien ein buntes Tuch verstanden wird, welches als Bedeckung um den Kopf geschlungen wird. Wegen der Ähnlichkeit unserer Blume mit einem solchen Dulbend, bekam sie den Namen Tulipane, woraus später Tulpe entstanden ist. Es ist eine eigene Erscheinung, daß dieser stolzen, schönen Blume in der Mythologie nirgend Erwähnung geschieht.

Aus ihrer Heimat Persien erschien die Tulpe im 15. Jahrhundert in der Türkei, wo sie bald sehr beliebt war, so daß man in Konstantinopel in den kostbaren Gärten des Sultans eigene Tulpenfeste feierte. Im Jahre 1559 kam die erste Tulpe nach Deutschland. Sie wurde von dem Gesandten des Kaisers Ferdinand I. am türkischen Hofe nach Augsburg geschickt; 1565 blühten Tulpen als große Seltenheit in den Gärten der reichen Fugger. Überall, wohin die Tulpe kam, erwarb sie sich die Zuneigung des Menschen. Ganz besonderes Aufsehen erregte sie in Holland, wohin sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts gekommen war. Sie wurde hier ein Gegenstand wahnsinnigster Spekulation und übte einen solchen Einfluß auf das menschliche Gemüt aus, wie bisher noch keine andere Blume.

Der Holländer machte als geborener Kaufmann den Blumenhandel zum Gegenstand großer Geschäfte. Das ganze Volk wurde von einem förmlichen Tulpenfieber ergriffen. Begünstigt wurde dies durch den Umstand, daß der Boden in Holland sich ausnehmend gut zur Tulpenzucht eignete. Eine gewaltige Menge von Tulpenzwiebeln wurde auf den überall angelegten Tulpenfeldern erzeugt und in den Handel gebracht. Doch dieser reelle Handel artete bald in einen förmlichen Tulpenschwindel aus. Die Hauptsache wurden bald nur die seltneren Tulpenarten und alles bemühte sich, solche zu züchten und in den Handel zu bringen. Viele, die eine seltene Zwiebel

Digitized by Google

kaufen wollten, bekamen anstatt der Zwiebel nur eine Bescheinigung darüber, daß sie den Kontrakt für eine solche abgeschlossen hätten. Diese Bescheinigung wurde dann wieder, womöglich zu höherem Preise, verkauft, auf welche Weise sich die Summe oft ins Unglaubliche steigerte. Der Hauptschwindel bestand darin, daß die angeblich gekaufte oder verkaufte Tulpenzwiebel gar nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung existierte. Auf solche unlautere Weise war es möglich, daß einige Personen im Umsehen reich wurden. Alle Stände waren von der Sucht, Tulpenzwiebeln zu ziehen, um schnell reich zu werden, ergriffen. Jeder hatte in seinem Zimmer eine Tulpentreiberei angelegt. Für den Handel mit Tulpenzwiebeln hatte man besondere Markttage festgesetzt. Wie auf einer Börse versammelten sich in buntem Gemisch an diesen Tagen an bestimmten Plätzen die Tulpenhändler, Kaufherrn, Grafen, Damen, Handwerker, Bauern, Schiffer, Tagelöhner, Näherinnen, Dienstboten und Kinder, kauften und verkauften Tulpenzwiebeln. Fehlte jemandem das Geld zum Kaufen, so trieb man Tauschhandel. Kleidungsstücke, Schmucksachen, Häuser, Äcker, Viehheerden u. a. wurden gegen schöne Zwiebeln gern eingetauscht. Die Preise der besseren Arten waren unglaublich. So zahlte man für eine Zwiebel „Semper Augustus" 13000 Gulden. Für eine andere Zwiebel verpflichtete sich jemand folgendes zu liefern: 2 Last Weizen, 4 Last Roggen, 4 fette Ochsen, 8 Ferkel, 12 Schafe, 2 Orhoft Wein, 4 Tonnen Achtguldenbier, 2 Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, ein Bündel Kleider und einen silbernen Becher.

Unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß sich die Tulpe auch auf dem Gebiete der Industrie Geltung verschaffte. Alle Stoffe, besonders die Brabanter Spitzen mußten mit Tulpenmustern versehen sein, wenn man sehr gute Geschäfte damit machen wollte. Selbst auf den Bildern der berühmten holländischen Maler des 17. Jahrhunderts durfte die Tulpe nicht fehlen.

Doch es war nicht möglich, daß solcher Schwindel sich auf die Dauer halten konnte. Um den vielen, bei solcher Wirtschaft unausbleiblichen Streitigkeiten und Klägereien vorzubeugen, erschien ein Gesetz, daß Tulpenverträge ebenso eingehalten werden sollten, wie ein anderes Geschäft. Dazu kam noch die Bestimmung, daß Tulpenschulden nicht eingeklagt werden konnten. Beide Maßregeln verfehlten ihre Wirkung nicht. Ebensoschnell, wie die Tulpe gestiegen war, sank sie auch von ihrer stolzen Höhe. Doch hat sich die Tulpenzucht im großen besonders in Harlem erhalten, und noch jetzt kommen jährlich eine Menge Zwiebeln von dort in den Handel.

Die Tulpe.

Andre mögen andre loben,
Mir behagt dein reich Gewand,
Durch sein eigen Lied erhoben,
Pflückt dich eines Dichters Hand.
In des Regenbogens sieben
Farben wardst du eingeweiht,
Und wir sehen, was wir lieben,
An dir zu derselben Zeit.

Als mit ihrem Zauberstabe
Flora dich entstehen ließ,
Einte sie des Duftes Gabe
Deinem hellen, bunten Bließ.

Doch die Blumen all, die frohen,
Standen nun voll Kummer da,
Als die Erde deinen hohen
Doppelzauber werden sah.

Göttin, o zerstör' uns wieder,
Denn wer blickt uns nun noch an?
Sprach die Rose, sprach der Flieder,
Sprach der nied're Thymian.
Flora kam, um auszusaugen
Deinen Blättern ihren Duft.
Du erfreust, sie sagt's, die Augen,
Sie erfreu'n die trunkne Luft.

Aug. v. Platen.

Von einer Tulpenzwiebel.

Haarlems glückseligster Bürger ist
Van Hoek, der göttliche Blumist.
Dort steht er, die Zwiebel in der Hand,
O seht, wie sein Aug' in Wonne schwand!

Nicht hat er vor Jahren die schmucke Braut
So zärtlich, so sorglich angeschaut;
Scharf bläst der Wind von den Dünen.

Digitized by Google

„O Semper Augustus, Tulpenfürst,
O Wonne, wenn dein Inkognito birst,
Du aufsteigst in deiner Herrlichkeit
Im Silberbrokat, im Scharlachkleid,
Im Goldturban, dran der Reiher sprießt,
Dein Haupt in Anmut königlich grüßt
Im Lächeln der Frühlingssonne!

Um dich beut der Britte tausend Mark,
Und böt auch der Doge die goldene Bark',
Vom Dogen zum Sultan, zum Mogul umher,
Ihr findet den Semper Augustus nicht mehr.
O Glück! mir liegt's in der Hand, was ihr sucht,
Von Peking, bis wo in Haarlems Bucht
Der Wind scharf bläst in den Dünen.

O Blumenmonarch, dein Vasall' bin ich!
Dein erster Gnadenblick fällt auf mich,
Und künd' ich, dein Herold, der Huldigung Zeit,
Stehen alle vereinigt, wie zaubergefeit;
Ach, noch ist's nicht Zeit, doch Geduld, Geduld,
Bald schimmert der Tag voll Glanz und Huld
Im Lächeln der Frühlingssonne!" —

Er bettet die Zwiebel ans Fenster so lind,
Als wär's ihm ein lieb, ein kränkelnd Kind;
Er faßt sie so zart, so ehrfurchtsscheu,
Als ob's der Prinz von Orange sei.
Nun muß er fort zum Hafen in Hast,
Ein Blick noch, dann Pelz und Muff erfaßt!
Scharf bläst der Wind von den Dünen. —

„Van Hoek nicht daheim?" ein Seemann fragt;
„Doch kehrt er bald" antwortet die Magd,
„Weißbrods ein Stück, ein Kännlein Bier
Verkürze Mynherrn das Warten hier."
Er denkt: „Das kommt zu rechter Zeit,
Solch Trank erwärmt trotz wollenem Kleid,
Scharf bläst der Wind von den Dünen.

Nur eins fehlt, Preis dem Seemannsstinn,
Du Zwiebel, duftende Negerin,
Braunhäutige, wie die Hindumaid,
Durchsichtige, wie das Kaffernkleid!
Zu Thränen zwingst du mein alt Gesicht,
Als säh's noch der Liebsten ins Augenlicht,
Beim Lächeln der Frühlingssonne.

Hoiho, da liegst du am Fensterrand,
Verlassen, wie Seemanns Witwe am Strand!
Willkommen, du Holde, dein Herzblut her!" —
Da gibts keinen Semper Augustus mehr!
Verschlungen! Doch flau des Mörders Blick,
Der erst noch gejubelt, geleuchtet vor Glück,
Wie Lächeln der Frühlingssonne.

Ade, du Magd, grüß deinen Herrn,
Den wackeren Mann, der Blumisten Stern,
Doch Zwiebelzucht versteht er kaum,
Gewächs ist das für Mädchen Gaum;
Kein scharfer Duft, der das Auge beizt,
Und Seemann's Herz und Zunge reizt,
Weht scharf der Wind von den Dünen." —

Van Hoek seither den Schlaf nicht kannt',
Ein Geist allnächtig am Bett ihm stand,
Aufsteigend in fürstlicher Herrlichkeit,
Im Silberbrokat, im Scharlachkleid,
Im Goldturban, dran der Reiher sprießt,
Sein Haupt in Anmut königlich grüßt,
Wie Lächeln der Frühlingssonne.

Euch, Kinder der Sonne, o Tulpen ihr,
Euch sang ich dies Lied im Lenzrevier,
Wie Ahnenlieder man Kindern singt.
Und That und Gefahr der Vorzeit jüngt.
Der Ries' ist tot, der die Kinder frißt,
Drum fürchtet euch nicht, und gaukelt und sprießt
Im Lächeln der Frühlingssonne.

A. Grün.

85. Die Kaiserkrone.

Der Name Kaiserkrone deutet auf den Blütenstand, es ist eine Kronenblume; die schönen Blüten hängen unter einem Büschel, einer Krone von Blättern am oberen Ende des Stengels.

Die Heimat der Pflanze ist Persien; in Palästina kommt sie häufig vor, und die „Lilie des Feldes," gegen die Salomos Herrlichkeit nichts ist, soll nach

Digitized by Google

einigen die Kaiserkrone sein. Vom Orient ist sie 1570 über Constantinopel nach Deutschland gekommen, um sehr bald der allgemeine Liebling zu werden. In keinem größeren Garten durfte sie fehlen; es herrschte ein förmlicher Wetteifer in der Zucht der Blume, bei dem es galt, möglichst viele Blütenglocken an einem Stengel zu erzeugen. Es gab Prachtexemplare mit 40, 50 sogar mit 70 Blüten.

Die niederhängenden Blüten, welche am Grunde zierliche, wie Perlen aussehende Honigbehältnisse haben, aus denen der Blumensaft so reichlich herabfließt, daß er bei der geringsten Erschütterung herabträufelt, haben Veranlassung zu der folgenden sinnigen Legende gegeben.

Herrlich prangte die Kaiserkrone im Paradiese, mit ihren aufgerichteten Glocken stand sie da als die schönste der Blumen, von allen übrigen bewundert und beneidet. In eitler und stolzer Selbstüberhebung schaute sie bald verächtlich auf die anderen Kräuter und Blumen herab und übermütig zum Herrn hinauf. Zur Strafe ihres Hochmutes kehrte Gott die Glocken um. Seitdem beweint sie mit den hellen, schweren Thränen im Kelche der Blüten ihre Sünde, still hoffend, daß, wenn dieselbe einst gesühnt, sie dereinst wieder mit hellen Augen wird zum Himmel emporschauen dürfen.

Der Dichter weiß noch eine andere Deutung der herabhängenden Glocken zu geben:

Frühlingsbotin, Kaiserkrone,
Lilie des Morgenlands,
Schöner als auf Salems Throne
Salomo in seinem Glanz:

Warum mit gesenktem Haupte
Seh ich immerdar dich stehn,
Der der eigne Wert erlaubte
Fürstlich frei umherzusehn?

Weil du fragst, will ich dir sagen:
Zeiten sah ich ehedem,
Wie ich hoch das Haupt getragen
Prunkend mit dem Diadem.

Auf des Ölbergs heiterm Gipfel
Hatt' ich mich zur Schau gestellt,
Unter mir die höchsten Wipfel
Blickt ich über Thal und Feld.

Osternacht! im Schmuck der Palmen
Nahn die Pilgerzüge schon,
Und im Lob der Davidspsalmen
Zieht herauf der Davidssohn.

Ja, ich sah den Herrn des Himmels,
Seine heilge Hochgestalt
Von des freudigen Gewimmels
Hosiannaruf umwallt.

Aber hingebückt im Leide
Stand er über Josaphat,
Sehnlich seine Arme beide
Streckend nach der Davidsstadt.

„Die du tötest die Propheten,
Zion, dir zum Heil gesandt,
Weigerst in den höchsten Nöten
Dich der letzten Retterhand.

O wie oft rief ich die deinen
Unter meiner Liebe Schild,
Wie die Henne ihre Kleinen
Mit dem Fittig warm umhüllt!

Zion, wenn du dich besänneſt,
Wer in Gnaden zu dir kommt!
Aber ach, du Stolze kenneſt
Nicht, was deinem Frieden frommt!

Und ich seh die Adler fliegen,
Das geschmückte Opfer fällt,
Deine starken Mauern liegen,
Und dein holder Bau zerschellt!"

Sprach's, und vor ihm hingegossen
Wagt ich aufzuschauen nicht;
Doch ich fühlt es, Thränen flossen
Von des Richters Angesicht.

Und sie alle sind gesunken
Hell und heiß in meinen Schoß,
Seit ich diese Thränen trunken,
Acht' ich andres nicht mehr groß.

Meine Kronen senkt ich nieder,
In des Busens stillem Schrein,
Dieses einen Schatzes Hüter
Und sonst weiter nichts zu sein.

Ferd. Bäßler.

Digitized by Google

Eine sinnige Deutung der schimmernden „Thränen" im Grunde der Glocken gibt auch eine Dichterin in folgendem Gedichte:

Kind.

Liebe Mutter, Kaiserkrönchen
Blüht so hold, so schön,
Sag', warum die vielen Thränen,
Die darinnen stehn?

Mutter.

Hast du nicht umhergesehen
Auf der Blumenau?
Sieh, in jedem Kelche stehen
Helle Tropfen Tau.

Kind.

Ja ich sah's, doch schnell vergehen
Sie im Sonnenglanz;
Aber diese Tropfen stehen
Immer schön und ganz.

Mutter.

Jene blühen frei im süßen
Hellen Sonnenschein,
Doch kein Strahl darf diese küssen,
Müssen stets verborgen sein.

Kind.

Stets verborgen? Liebe Mutter,
Nimm die Blume mit!
Will sie leis' nach Hause tragen,
Sorgsam Schritt vor Schritt.
Was du mir dabei gelehret,
Will ich denken spät und früh:
Kronen schützen nicht vor Thränen,
Aber sie verbergen sie.

Agnes Franz.

86. Das Veilchen.

Das Eis zergeht, der Schnee zerrinnt,
Dann grünt es über ein Weilchen,
Und leise singt der laue Wind:
„Wacht auf, wacht auf, ihr Veilchen!"

E. Geibel.

Das Veilchen ist der Bote des deutschen Frühlings; nach altem Glauben sprießen unter den Tritten der Frühlingsgöttin, wenn sie über die Erde dahin schreitet, die ersten Veilchen auf. Sein frühes Blühen an heimlichtrauten Plätzen und sein wonnevoller Duft, der wie eine Vorahnung von all der spätern Pracht und Herrlichkeit des Lenzes nach trüben Wintermonden uns entzückt, machten es früh zum Liebling aller, und sein Standort in stiller Zurückgezogenheit und Verborgenheit ließ es als ein treffendes Symbol der Bescheidenheit und Demut erscheinen. Sein Name das „Veil," in der Diminutivform Veilchen, die in der Gegenwart nur allgemein gebräuchlich, hat sich aus dem Mittelhochdeutschen der viol entwickelt, und ist gleichbedeutend mit dem Lateinischen viola. In alten Schriften heißt es, der Name viola komme von via her und bedeute „Wegseite", da das Veilchen auch ungesehen den Wanderer mit seinem Dufte begrüßt. Bei den alten Persern hatte es den schönen, bezeichnenden Namen „Rosenprophet," weil es gleichsam der Rose den Weg bahne.

Die alten Griechen liebten und pflegten das Veilchen sehr, es war ihnen ein Sinnbild der jährlich wieder auflebenden Erde. In großer Menge wurden sie in Athen zum Kauf ausgeboten, und die Stadt selbst hieß nach ihnen die „veilchenbekränzte." Die Bacchantinnen schmückten die in einen Fichtenzapfen auslaufenden, mit Epheu und Weinlaub umwundenen Thyrsosstäbe mit denselben, und ebenso wurden die Bilder der Hausgötter mit Veilchen geziert.

Seinen Ursprung leiteten sie von den Göttern her. Einst pflücke Proserpina, die Tochter der Ceres und des Zeus, in einem lieblichen Thale Blumen; zu ihrer Freude hatte der Vater der Menschen und Tiere Narzissen und Veilchen hervor-

Digitized by Google

sprießen lassen. Plötzlich erbebte die Erde, Pluto, der Gott der Unterwelt, erschien und raubte die liebliche Jungfrau, um diese in sein ödes Schattenreich zu führen. Erschrocken ließ sie die duftenden Veilchen zur Erde fallen, wo sie wieder Wurzel faßten und weiterwuchsen. Sie sind die Stammeltern aller Veilchen; sie galten den Griechen deshalb und wegen des dunklen Gewandes ihrer Blüten für eine Pflanze der Trauer und des Todes; mit ihnen schmückten sie Sarg und Grabhügel, eine Sitte, die sich bis in die Gegenwart erhalten hat.

Eine andere Mythe berichtet: Apollo, der leuchtende Sonnengott, verfolgte einst mit seinen heißen Strahlen eine der schönen Töchter des Atlas, der zur Strafe für seine Teilnahme an dem Sturm der Titanen auf den Olymp das Himmelsgewölbe tragen mußte. Um sich vor ihm zu retten und dem Verderben zu entrinnen, flehte die Verfolgte in ihrer Angst zum himmelbeherrschenden Zeus und bat ihn um Schutz und Rettung. Dieser lieh der Bedrängten gern und willig sein Ohr und verwandelte die anmutige Jungfrau in das liebliche Veilchen und führte es in den lichten Halbschatten des Waldes, wo es nun im Verborgenen weiterblüht und dem hohen Göttervater in seinen heiligen Eichenhainen die Rettung lohnt durch dankbare Opferdüfte.

Nach einer orientalischen Sage ist das Veilchen durch Adam entstanden. Einst sei Adam auf den nach ihm benannten Berge Ceylons niedergefallen und habe Thränen der bittersten Reue geweint. Aus diesen Thränen entstanden die Bäume Indiens. Nachdem Adam hier hundert Jahre in tiefem Schmerz verlebt, sandte ihm der Herr den Engel Gabriel, damit er ihm Gnade und Vergebung verkünde. Selig erhob Adam sein Antlitz mit dankendem Blick zum Herrn empor, doch beugte er bald wieder sein Haupt und weinte Thränen der Freude und Demut. Aus ihnen sproßten die duftenden Blumen hervor, vor allem das Veilchen.

In früherer Zeit galt das Veilchen im allgemeinen Sinne als eine Wunderblume, es sollte geheimnisvolle Kraft besitzen, verborgene Schätze anzeigen und seinen Finder in seltenster Weise beglücken. So nimmt es in einer altwendischen Sage eine gar liebliche Stellung ein. Der böse Gott der Wenden, der finstere Zernebogh, besaß eine prächtige Burg, auf welcher er thronte. Doch die christlichen Sendboten vernichteten seine Macht, seine Burg ward in einen Felsen verwandelt, seine schöne Tochter in ein Veilchen, das nur alle hundert Jahre blühen darf. Wer aber dann das Glück hat, dieses Veilchen zu pflücken, der gewinnt dadurch die schönste und reichste Tochter des Landes und ist in seinem ganzen Leben ein glücklicher Mann.

Im Mittelalter war es in Süddeutschland ein Jubeltag, an dem das erste Veilchen gefunden wurde. Auf grünem Wiesenplan band man es an eine Stange und richtete es auf zum Verkünder des angekommenen Lenzes. Jung und alt versammelte sich um dieses frohe Merkzeichen und feierte den Tag unter Spiel und Tanz; allen lachte die herzliche Freude aus den Blicken, aus der engen und dumpfen Stube des Winters zum erstenmale wieder in der freien Gottesnatur vereint zu sein.

Wie die Lilie die Parteiblume der Bourbonen war, so das Veilchen die Blume der Napoleoniden, obgleich dieses Haus sich nichts weniger als durch Demut und Bescheidenheit, welche wir an der Pflanze so hoch schätzen, ausgezeichnet hat. In dem Leben Napoleon I. spielt das Veilchen, wie im Nachfolgenden ausführlicher berichtet (nach von Strantz), eine romantisch-tragische Rolle.

Das Veilchen war schon in früher Jugend die Lieblingsblume der edlen Josephine, der ersten Gemahlin Napoleon I., und sie hat diese Vorliebe für das sinnige Blümchen auch nach ihrer Verheiratung mit dem spätern kaiserlichen Gemahl bewahrt. Durch mancherlei Umstände war ihr die Pflanze besonders lieb und wert geworden. In den Stürmen der Revolution geriet sie wie so viele Unschuldige ins Gefängnis, aus dem sie dem Blutgerüst entgegen zu gehen fürchten mußte. In banger Erwartung ihres Schicksals saß sie in dem kleinen dumpfen Gemach ihrer Zelle, der Abschied von dem Leben mit allem, was uns dasselbe verschönt und verherrlicht, wurde ihr so schwer, noch hing sie mit allen Fasern ihres Seins an demselben und träumte

Digitized by Google

von späterm Glück und einstiger Freude. Zwar hatte sie hochgestellte Freunde, doch würde ihnen ihre Entlassung und Befreiung gelingen? Die quälenden Zweifel über die völlige Ungewißheit ihrer nächsten Zukunft drohten sie fast aufzureiben, als eines Abends die kleine Tochter des Gefangenwärters zu ihr trat und ihr einen Strauß duftender Veilchen überreichte. Die holden Blumen schienen ihr mehr als ein Zeichen herzlicher Teilnahme zu sein, sie erblickte in ihnen Botinnen ihrer baldigen Befreiung, und sie ward nicht getäuscht. Der warmen Fürbitte einer treuen Freundin war es gelungen, die Entlassung zu bewirken, schon am folgenden Tage öffneten sich die Thüren ihres Gefängnisses. Von nun an schloß sie ihre Lieblingsblume noch mehr ans Herz, Veilchenblau ward ihre Lieblingsfarbe, und die Kleider ließ sie mit Veilchen sticken.

Im Jahre 1795 lernte Josephine den großen General Napoleon kennen, der durch seine Siege die ganze Welt in Erstaunen setzte und dessen Lob auf aller Lippen in Frankreich schwebte. Sie trug statt der Brillanten einen duftigen Veilchenkranz auf dem Haupte und einen Veilchenstrauß an der Brust, Napoleon lenkte seine Blicke auf sie, warb später um ihre Hand, und sie ward seine Gemahlin (9. März 1796). Am Tage ihrer Vermählung trug sie ein mit Veilchen gesticktes Kleid, in der Hand hatte sie einen Veilchenstrauß: „Das Symbol des Lebens und des Glückes." Mit Thränen in den Augen bat sie: „Laß mich an diesem Tage der Hochzeit nur Veilchen tragen, und du, mein lieber Gatte, bringe mir an diesem Ehren- und Freudentage nur Veilchen zum Geschenk." Und nie hat Napoleon die Bitte vergessen, wo er auch weilte. Josephine fand an ihrem Hochzeitstage stets einen frischen Veilchenstrauß auf ihrem Betpulte.

Aber nach mehrjähriger glücklicher Ehe drohte ihrem Herzen der Todesstoß. Napoleon beabsichtigte, sich von ihr scheiden zu lassen, da sie ihm keine Kinder schenkte. Unter Sorge nahte der Hochzeitstag im Jahre 1808. Der Veilchenstrauß lag dies Mal nicht zur gewohnten Stunde als Sinnbild des Glückes auf ihrem Betpulte. Bange Ahnungen durchzuckten ihre Seele. Napoleon hatte indes nicht die Absicht gehabt, ihr die kleine Liebesgabe zu versagen, sondern der Gärtner, der stets dafür gesorgt hatte, war kurz vorher gestorben, und er mochte keine Blüten haben aus dem Garten, dessen Pfleger als Leiche über der Erde stand. Nun sandte er Boten nach allen Richtungen aus, aber die blauen Lenzboten waren nicht aufzufinden. Da verließ er selber seine Gemächer, um den fehlenden Strauß zu schaffen, weil er wußte, daß die edle Josephine in Thränen zerfließen würde, wenn der geliebte Veilchenstrauß fehlte. Er durchirrte mehrere Gassen, ohne das Gesuchte zu finden, da, als er schnell um eine Ecke biegen wollte, sah er ein gebücktes Mütterchen sitzen, einen Blumenkorb mit Veilchen vor sich haltend. Beglückt griff der Kaiser nach dem gefundenen Schatz, drückte der überraschten Frau einige Goldstücke in die Hand und eilte zu seiner Gemahlin, ihr die so lieb gewordene Gabe überreichend.

Anfangs war Josephine hoch erfreut, doch als sie den Strauß an die Lippen drücken wollte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Verzweifelnd rief sie aus: „Fort, fort, die Blumen bringen den Tod, sie blühten auf einem Grabe!" Die ahnungsvollen Worte sollten sich leider bestätigen. Im folgenden Jahre mußte Josephine in die Scheidung willigen, obwohl ihr das Herz zu brechen drohte. Ihre Stelle nahm die Tochter des Kaisers von Österreich ein. Die unglückliche Josephine trug seit dieser Zeit kein Veilchen mehr, sie wollte dieselben nicht mehr sehen und in ihrem zauberschönen Garten durfte keines mehr blühen; denn die holden Blumen erinnerten sie stets an ihr verlorenes Glück.

Doch auch der Stern ihres ehemaligen Gatten neigte sich zum Untergange; auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands ereilte ihn das Verderben. Sieg und Erfolg, sonst stets an seine Fahnen gekettet, flohen ihn, und von Deutschlands tapfern Söhnen ward er von seinem stolzen Thron gestürzt. Von seiner großen Besitzung war ihm nur die kleine Insel Elba geblieben, auf der er nach Absicht der Verbündeten in Stille und Zurückgezogenheit sein Leben beschließen sollte. Nur wenige Monate

Digitized by Google

überlebte Josephine die Verbannung Napoleons, den sie nicht aufgehört hatte zu lieben und zu verehren. Im Gartenhause zu Malmaison war ihre Leiche ausgestellt, zum letztenmale mit der ihr so verhängnisvollen blauen Blume geschmückt.

Napoleon versuchte zwar noch einmal, sich auf die frühere Höhe empor zu schwingen. Unerwartet landete er in Frankreich und sammelte die Scharen um seine Fahnen. Mit Jubel ward er empfangen, und zum Zeichen der Ergebenheit und Liebe trugen seine Anhänger Veilchen im Knopfloch. In schwärmerischer Verehrung nannte man ihn den „Veilchenvater". Er hoffte gewiß, daß er den Lenz des Sieges und Ruhmes zurückbringen würde. Doch der Jubel verstimmte nur allzubald, vom Glück verlassen, das er so versucht, mußte er abdanken. Vor seinem Abschiede von Frankreich ging er zum Grabe seiner verstoßenen Josephine und pflückte sich einige Veilchen zum Andenken. Treu hat er dieselben bewahrt, bei seinem Tode fand man sie nebst einer Haarlocke in einer goldenen Kapsel, die er auf der Brust trug.

Das Veilchen ist die Blume der Napoleoniden geblieben, bei dem Tode Napoleon III. trat dieses besonders hervor. Gleich seinem Vorbilde starb er einsam und freudlos in der Verbannung, von seinem Volke, das er an den Rand des Verderbens gebracht, verstoßen. Doch zahllose prachtvolle Veilchenkränze waren von treu gebliebenen Anhängern als letzte Liebeszeichen von Frankreich herübergesandt worden. Und alljährlich noch besuchen seine Verehrer die Messe, welche an seinem Todestage gehalten wird, Veilchen im Knopfloch tragend.

Das erste Veilchen.

Holde Blume, die noch gestern
Eine Knospe träumend lag,
Nun die erste deiner Schwestern
Grüßest du den jungen Tag.

Ob dich auch der Blätter Hülle
Meinem Blick zum Trotz versteckt,
Hat mir doch des Duftes Fülle
Dein verborgenes Sein entdeckt.

Und nun blickst du mich so innig
Mit den blauen Augen an,
Nickst mir so bescheiden sinnig,
Daß ich dich nicht lassen kann.

Wirst mir doch darob nicht grollen,
Daß ich dich zu lieben kam?
Nicht das Köpfchen senken wollen,
Daß ich dich von hinnen nahm.

Sieh, im Glase neu erblühet,
Träumst du fort den süßen Traum,
Und ein Hauch des Lenzes ziehet
Durch des Zimmers stillen Raum.

Ferd. Bender.

Das Veilchen.

Sei mir gegrüßt im dunklen Moose,
Du Blümchen der Bescheidenheit,
Dir weicht die Pracht der stolzen Rose,
Dir weicht der Nelke buntes Kleid.

Du dufteſt still im kleinen Kreise,
Du bist so schön und weißt es nicht,
Sie prangen nach der eitlen Weise
Nur in der Sonne vollem Licht.

Du willst nur wenigen gefallen,
Verbirgst dich gern im Blättergrün;
Sie suchen Lob und Ruhm bei allen
Und wollen nur für alle blühn.

Dein Bild soll mir im Herzen leben,
Soll mich der sanften Demut weihn,
Und immerdar sei all mein Streben
Dir, holden Blume, gleich zu sein.

J. C. Biernatzki.

Das sterbende Veilchen.

(Ein Blumenmärchen.)

Die Fee des dunkeln Waldes schritt durch das erste Grün
Und sah ein Veilchen verborgen im Moose blühn;
Und zu ihm sprach sie leise: „Du bist mein liebstes Kind,
Hast du ein stilles Wünschen, ich erfülle dir's geschwind."

Digitized by Google

Da sprach das junge Veilchen: „Ich lebe verborgen und arm,
Doch bin ich zufrieden, dein Frühling umschlingt mich weich und warm;
Ich lebe beglückt und zufrieden, denn deine Sonne scheint,
Doch stürb' ich nicht so einsam, so einsam und unbeweint.

Und wolltest du erfüllen mein Wünschen, wie du gesagt,
Von deiner Sänger einem sei dann mein Tod beklagt!
Bei seines Liedes Klage, so mild und sanft und weich,
Verhaucht' ich gern mein Leben den sterbenden Tönen gleich!"

„Noch mußt du blühn und duften", sprach leis des Waldes Frau,
„Und leben und dich nähren vom klaren Waldestau.
Doch kommt dereinst dein Stündlein, bescheidnes Blümchen du,
Dann singe die weichste Klage im Sterben dich zur Ruh."

Sie sprach's und hat voll Liebe das Veilchen angesehn,
Und ist vorüber geglitten wie leises Abendwehn.
Das Veilchen aber blühte und trank den hellen Tau,
Und freute sich still und lächelnd an Sonne und Himmelstau.

Und höher stieg die Sonne, und höher wuchs das Gras,
Da wurde das stille Veilchen allmählich krank und blaß;
Und schwächer, immer schwächer ward seines Duftes Hauch,
Und bläsſer, immer bläsſer ward seine Wange auch.

Und eines Morgens plötzlich, als schon die Flur betaut,
Ward's über dem kranken Veilchen im Busche heimlich laut.
Und selig sanfte Töne zogen hernieder leis,
So schön wie's keine Seele zu denken und sagen weiß.

Das Veilchen lauschte trunken, vergaß sein eigenes Weh,
Und segnete noch sterbend die gute liebende Fee.
Und mit den letzten Tönen die Blumenseele verschied; —
Der Nachtigall erste Klage war des Veilchens Sterbelied.

Erwin Weſter.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach, aber ach, das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

W. v. Goethe.

Blau-Veilchen.

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben ein Weilchen
Unten im Thal am Bach,
Da dacht' es einmal nach
Und sprach:

„Daß ich hier unten blüh',
Lohnt sich kaum der Müh,
Muß mich überall bücken
Und drücken,
Bin so ins Nied're gestellt,

Digitized by Google

Sehe gar nichts von der Welt;
Drum wär' es ganz gescheit gethan,
Ich stieg ein bischen höher hinan." —
Und wie gesagt, so gethan!
Aus dem Wiesenland mit eigner Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern
Und begibt sich aufs Wandern.
Drüben der Hügel wär' mir schon recht;
Wenn ich den erreichen möcht',
Könnt' ich ein Stückchen weiter sehn;
Dahin will ich gehn."
Und so, im behenden Lauf
Steigt das Veilchen den Hügel hinauf,
Pflanzt sich dort oben ein
Im schönsten Sonnenschein.
Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden,
Meint es: „Von allen Landen
Sieht man hier oben kein großes Stück,
Man hat keinen freien Blick;
Aber auf jenem Berge dort,
Das wär' ein Ort,
Wo ich wohl möchte stehn,
Um in die weite Welt zu sehn.
Drum wär' es noch gescheiter gethan,
Ich stieg ein bischen höher hinan!"
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Hügel, wo es stand,
Zieht es mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern
Und begibt sich aufs Wandern.
Doch den Berg hinauf
Geht es nicht in so raschem Lauf,
Es muß sich verpusten, muß öfter ruhn.
Endlich mit niedergetretnen Schuh'n,
Auf beschwerlicher Bahn,
Kommt's Veilchen oben an,
Pflanzt sich dort wieder ein
Im hellen Sonnenschein.
„Ei", spricht es, „hier ist's so schön,
Aber alles kann man doch nicht sehn.
So ein Berg
Ist doch nur ein Zwerg.
Auf der Alp da droben,
Das wär' eher zu loben,
Da möcht' ich wohl sein!
Da guckt' ich bis in den Himmel hinein,
Hörte die Engelein musizieren,
Säh' unsern Herrgott die Welt regieren!"
Und aus dem Berge, wo es stand,
Zieht es wieder mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern,
Begibt sich noch einmal aufs Wandern.
Die Reise macht diesmal viel Beschwer.
Kein Weg, kein Steg war ringsumher,
Dem Veilchen flimmert's vor dem Blick,
Es schwindelt, es kann nicht wieder zurück.
Da setzt es die letzte Kraft noch daran:
Zum Tode ermattet, kommt's oben an.
Ach! da war der Boden von Stein,
Kann mit den Füßchen nicht hinein.
Der Wind, der bläst so hart,
Das Veilchen vor Frost erstarrt;
Es zappelt mit allen Würzlein,
Bedeckt sie mit den grünen Schürzlein,
Friert sehr an Händen und Beinen;
Da fängt's bitterlich an zu weinen.
Die blauen Bäckchen werden weiß,
Die Thränen gefrieren darauf zu Eis.
„Ach! wär' ich geblieben im Thale dort!"
Das war Blau-Veilchens letztes Wort;
Darauf sank es um
Und blieb stumm. —
„Hast du im Thal ein sichres Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus!"

Fr. Förster.

87. Das Stiefmütterchen.

Den Namen Stiefmütterchen hat diesem Blümchen gewiß ein sinniger Beobachter der Natur von der Größe, Farbe und Stellung der fünf Blumenblätter gegeben. Eines derselben zeichnet sich nicht nur durch seine Größe vor den andern aus, sondern auch durch seine drei Farben, weiß, blau und gelb, und hebt sich noch dadurch hervor, daß es bequem auf zwei Kelchblättchen ruht. Die beiden mittleren, ihm zunächst stehenden Blumenblättchen sind kleiner, nur mit zwei Farben geschmückt und haben je ein Kelchblatt. Die beiden kleineren Blumenblättchen sind einfarbig und haben zusammen nur ein Kelchblatt zu ihrem Sitze. Das große Blumenblatt gleicht einer jungen Stiefmutter, welche in buntfarbigem Kleiderschmucke einhergeht und im Hause sich breit macht. Ihre zwei eigenen Töchter schmückt und kleidet sie ebenfalls noch standesgemäß und gibt jeder einen besonderen Stuhl. Die beiden Stieftöchter aber müssen mit einfachem Gewande und gemeinschaftlichem Sitze zufrieden sein.

Über die Entstehung der Pflanze erzählt eine griechische Mythe folgendes:

Digitized by Google

Einst war der himmelbeherrschende Jupiter dem Götterberg Olymp entstiegen und wandelte in der Gestalt eines jungen Schäfers, der ein schneeweißes Lamm mit sich führte, auf der Erde. Er streifte ziellos umher und folgte darum neugierig dem Zuge einer größeren Anzahl von Leuten, die sich nach dem Tempel seiner Gemahlin Juno begaben. Hier erblickte er die liebliche Io, die Tochter des Königs Inachus, als Priesterin, und ihre Schönheit entzückte ihn so, daß er sein Lamm als Opfergabe zu ihren Füßen niederlegte. Doch die Priesterin erkannte ihn und entbrannte in heißer Liebe zu ihm. Heimlich trafen sie sich und tauschten Wort und Kuß. Aber eine neidische Genossin der Io hatte gelauscht, sie offenbarte es der eifersüchtigen Juno, deren Zorn nun über die Io entflammte. Um sie vor dem sicheren Verderben zu schützen, verwandelte Jupiter die liebliche Jungfrau in eine Kuh und ließ aus der Erde die Stiefmütterchen als Nahrung emporsprießen. Deshalb nannten die Griechen die Pflanze Jupiterblume.

In vielen Gegenden heißt das Stiefmütterchen Dreifaltigkeitsblümchen. Einst stand es in dem Rufe eines ganz besonderen Heilkrautes, dazu duftete es gar lieblich und angenehm und übertraf bei weitem das Veilchen. Seinen Standort hatte es meistens im Korn. Da nun das Volk sehr fleißig das duftende Heilkraut suchte, wurde die Saat dabei arg zertreten. Das that dem Blümchen bald sehr leid, und es bat die heilige Dreifaltigkeit, ihm doch den Duft zu nehmen. Die Bitte ward erfüllt, und zum Andenken an diese bescheidene, demutsvolle Bitte bekam es den Namen Dreifaltigkeitsblümchen.

In Frankreich, wo das Stiefmütterchen die Stelle unseres Vergißmeinnicht vertritt, führt es den Namen Pensée und gab im Jahre 1815 zu einem tragikomischen Ereignis die Veranlassung. Der Lehrer in einer kleinen Provinzialstadt hatte nämlich seinen Schülern als Thema zu einer schriftlichen Ausarbeitung die Beschreibung des Dreifaltigkeitsblümchens aufgegeben, und ihnen als Motto nachstehende Verse aus einem lateinischen Gedicht recitiert:

Flosque jovis varius, folii tricoloris, et ipsi
Par violae.

Der Maire des Städtchens erhielt davon Kunde und glaubte in diesem Ansinnen des Lehrers an die Schüler die Absicht zu finden, letztere zur Empörung zu reizen, und ließ jenen in Folge des Aufruhrgesetzes verhaften. Der Maire kommentierte nämlich die angeführten Verse also: Flos jovis, Blume des Jupiter, d. h. Blume Napoleons; folii tricoloris, deutet unstreitig auf die dreifarbige Kokarde hin; et ipsi par violae, ist eine offenbare Anspielung auf le père la violette, wie damals Bonaparte genannt wurde, weil seine Verehrer zum Abzeichen ein Veilchen am Busen oder im Knopfloch trugen (s. S. 158). So erstaunt und betrübt auch anfänglich der arme Lehrer über seine Verhaftung gewesen war, so konnte er sich doch nicht enthalten, die Auslegung und Interpretation des Maires über jene Stelle zu belächeln.

Das wildwachsende Stiefmütterchen hat in unseren Gärten viele Schwestern, die unter der Pflege und Kunst der Gärtner zu herrlichen Blumen geworden sind und kaum noch an ihren Ursprung erinnern. Bis zum Jahre 1810 war das Blümchen in der jetzigen stolzen Pracht in der Blumenwelt noch gänzlich unbekannt. Da erwählte es eine junge Engländerin zu ihrer Lieblingsblume und pflanzte es auf die Terrasse dicht vor ihrem Fenster. Als das der in ihrem Dienste stehende Gärtner sah, suchte er durch die Pflege des Blümchens ihre Gunst zu erwerben und ihr eine Freude zu bereiten. Er verwandte große Sorgfalt auf die Pflege der Pflanze, und durch Fleiß und Achtsamkeit gelang es ihm bald, die schönsten und prächtigsten Exemplare zu gewinnen.

Das Stiefmütterchen.

Hellgelb und dunkelblau
Zierst Blümchen, du die Au
Und paarst des Tages Pracht
So mit der stillen Nacht.

Digitized by Google

Wer sieht wohl nicht darin
Den weisen, ernsten Sinn,
Wie sich in dieser Welt
Stets Freud und Leid gesellt?

Drum sprich, wenn ich im Glück
Dein dunkles Aug' erblick:
„Sei klug, der Freude, ach!
Folgt bald das Leiden nach."

Dein Goldglanz strahl' im Schmerz
Mir sanft den Trost ins Herz:
„Hab Mut, dem Leid ist ja
Die Freudenstunde nah!"

Chr. v. Schmid.

88. Die Rose.

Wie die Eiche die Königin des Waldes, so ist die Rose die des Gartens. Bis in das grauste Altertum reichen die Zeugnisse zurück, aus denen ersichtlich, daß sie von jeher den Menschen der bevorzugte Liebling unter den Töchtern Floras gewesen ist.

Ihr Name und ihre Heimat sind dunkel, doch scheint der erstere iranischen Ursprunges und durch die Vermittelung der alten Griechen und Römer auf uns gekommen zu sein. Die ursprüngliche Heimat sucht man in Zentralasien. Ritter schreibt in seiner Erdkunde: „Die Rose gedeiht in der Gegend von Teheran in einer Vollkommenheit wie in keiner andern Gegend der Welt, nirgend wird sie wie hier gepflegt und hochgeschätzt; Gärten und Höfe sind mit Rosen überfüllt, alle Säle mit Rosentöpfen besetzt, jedes Bad mit Rosen bestreut, die von den immer wieder sich füllenden Rosenbüschen stets ersetzt und erneut werden. Selbst die Rauchtabak-Wasserflasche wird mit der hundertblättrigen Rose für den ärmsten Raucher in Persien geschmückt, so daß Rosenduft alles umweht." Von Zentralasien ist die Rose mit den Kulturvölkern nach Griechenland und von da über Italien in das übrige Europa gewandert und hat sich in der Gegenwart durch ihre Schönheit einen Verbreitungskreis über die ganze bewohnte Erde erobert; denn selbst dem eisigen Norden fehlt sie nicht; in Grönland blüht eine weiße Rose, auch Sibirien hat seine Rosen, auf Island wächst die Zimtrose, ebenso kommt sie in Lappland und an den Ufern des Polarmeeres vor. In circa 6000 Arten ist sie über die Erde verbreitet.

Wie schon im Eingange bemerkt, kannten und schätzten die Rose bereits die Völker des Altertums, in mehreren Stellen des alten Testamentes, wie z. B. Hosea 14,6 wird sie erwähnt. Doch soll die Bekanntschaft der Juden mit der Rose erst aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft herrühren. Die in den vorexilischen Schriften auf die Rose bezüglichen Stellen deuten eigentlich auf eine andere Pflanze; das von Luther mit Rose übersetzte Wort soll sich auf die schöne purpurrote chalcedonische Lilie beziehen. Doch wie dem auch sein mag, der Talmud bestimmt Rose und Myrte für den Schmuck der israelitischen Bräute, und eine jüdische Sage läßt die rote Farbe der Rose von dem Blute Abels herstammen. Die oft erwähnte Rose von Jericho ist gar keine Rose, sondern ein Kreuzblütler, der seine Äste in trocknem Zustande rosenartig zusammenzieht.

Nach einer alten persischen Sage ist die Rose ein Geschenk Allahs. Einst erschienen die Blumen vor demselben und baten um einen neuen Herrscher, da der schläfrige Lotos den Pflichten seiner königlichen Würde in der Nacht nicht nachkam. Allah gewährte die Bitte und gab ihnen die jungfräuliche weiße Rose mit den sie schützenden Dornen. Als die Nachtigall die neue Blumenkönigin sah, ward sie von den Reizen derselben so entzückt, daß sie ihr tönereiches Herz gegen die spitzen Dornen preßte, so daß ihr Blut die zarten Blätter der Rose rötete; nur die inneren Blätter behielten die weißgelbe Farbe.

Wie sehr die Rose in Persien noch heute geschätzt wird, beweist die massenhafte Kultur derselben, wie z. B. in der Umgebung Schiras.

Den Türken gilt besonders die weiße Rose als heilig, da sie nach der Lehre des Koran bei der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten aus seinen Schweißtropfen entstanden ist. Kein Muhamedaner tritt deshalb eine Rose oder auch nur ein

Digitized by Google

Rosenblatt mit Füßen, ehrfurchtsvoll hebt er es vielmehr vom Boden auf. Aus diesem Grunde schreiben die Muhamedaner der Rose auch eine reinigende Kraft zu. Als Saladin 1187 Jerusalem wieder erobert hatte, betrat er die von den Kreuzfahrern in eine Kirche verwandelte Moschee nicht eher, als bis deren Fußboden, Wände, ja der dieselbe tragende Felsen mit Rosenwasser, das auf 500 Kamelen zur Stelle geschafft war, gewaschen und gereinigt waren.

Den alten Griechen war die Rose das Symbol der Liebe und Schönheit, sowie ein Ausdruck der gefälligen Anmut und heiteren Lebensfreude. Auch ihnen war sie ein Geschenk der Götter und daher vor allen anderen Blumen den Göttern geweiht. Eine Reihe von Sagen berichtet über ihre Entstehung. So soll sie aus dem weißen Meeresschaum entstanden sein, der an Aphroditens Gliedern hing, als diese dem Meere entstieg. Als die Götter die herrliche Blume sahen, träufelten sie Nektar in dieselbe hernieder, wodurch ihr der köstliche Duft ward.

Die anfänglich weiß erschaffene Rose soll die rote Farbe von dem Blute der Aphrodite erhalten haben, als dieselbe dem von einem Eber tötlich verwundeten geliebten Adonis zu Hilfe eilte. Auf ihrem eiligen Laufe ritzte sie sich an den Dornen einer Rose, ihr Blut fiel auf die bis dahin weißen Rosenblüten und färbte sie rot.

Nach einer andern Sage soll die Rose auf folgende Weise entstanden sein. Diana, die Göttin der Jagd, war auf die schöne Rosalia in heftiger Eifersucht entbrannt, weil sie wähnte, Amor zöge letztere ihr vor. In raschem Zorn ergriff sie ihre Nebenbuhlerin, trug sie in ein nahes Dorngehege und brachte sie mit den scharfen Dornen ums Leben. Als Amor den Tod seiner heiß Geliebten erfuhr, eilte er in großem Schmerze nach dem Dornbusch. Mit Entsetzen sah er die Grausamkeit der Diana, tiefes Mitleid erfüllte seine Seele um die arme Gequälte, und heiße Thränen entquollen seinen göttlichen Augen, die auch den Dornstrauch netzten, der ihm das Liebste geraubt hatte. Doch plötzlich regte es sich an den Zweigen des Strauches, und herrlich duftende Blüten sproßten hervor zur ewigen Erinnerung an die schöne Rosalia.

Eine große Rolle spielte die Rose im ganzen Volksleben der Griechen. Trat der Jüngling in den Rat der Alten, so wurde er zuvor festlich mit Rosen bekränzt; die Braut trug einen Kranz aus Rosen und Myrten unter purpurfarbenem Schleier, und die Thürpfosten eines Hauses, in dem eine Braut war, wurden mit Rosen geschmückt. Die Bilder der Götter, besonders der Venus, waren mit Rosen geziert. Bei fröhlichen Festen schmückten sich die Teilnehmer mit Rosenkränzen, und Rosen waren es, die sowohl den heimkehrenden Sieger als auch den Triumphwagen des siegreichen Feldherrn schmückten. Aber nicht nur bei den Freuden des Lebens fand die Rose eine so reiche Verwendung, auch bei der ernsten Totenfeier galt sie als schönste Liebesgabe. Die Sitte, den Abgeschiedenen durch Rosen zu ehren, reicht bis ins fernste Altertum. Schon Homer berichtet, daß Aphrodite den Leichnam Hektors mit Rosen und Myrrhen gesalbt habe. In dieser Beziehung galt die Rose den Griechen als Symbol der kurzen Dauer des schnell dahin welkenden Lebens. Als ein Zeichen der Trauer um Verstorbene trug man Rosen um Brust und Stirn. Auch die Grabmäler der Verstorbenen zierte man mit Rosen, da man der Meinung war, dieselbe schütze die Überreste der Verstorbenen vor weiterer Zerstörung und mit dem Dufte der Rose erweise man dem Entschlafenen noch einen Liebesdienst.

Eine ganz andere Bedeutung hatte die Rose bei den Römern, ihnen war sie zur Zeit, als Einfachheit und Reinheit der Sitten, Lauterkeit der Gesinnung und Tüchtigkeit des Charakters als höchste Zierde des Mannes galten, das Symbol strenger Sitte und ein Lohn ernster That. Als freilich in späterer Zeit die Eigenschaften schwanden, welche Rom zur Herrscherin der Welt gemacht, als unsinniger Luxus und wüste Schwelgerei an Stelle derselben getreten waren, da sank auch die Rose zum Symbol des Lasters herab.

In jener Zeit der Kraft und Blüte des römischen Volkes setzte der Krieger beim

Digitized by Google

Auszuge in die Schlacht einen Rosenkranz als Zeichen seines Mutes und seiner Kampfeslust statt des Helmes auf sein Haupt; und bei der Heimkehr aus hartem, aber siegreichem Kampfe war ein Kranz aus Rosen sein ehrenvollster Schmuck. Es durfte überhaupt nicht jeder nach seinem Belieben Rosen tragen, nur eine würdige Stirn sollten dieselben zieren und ehren. War der Staat in Gefahr, so galt das Gesetz, daß niemand einen Rosenkranz tragen durfte. Ein Geldwechsler, der zur Zeit des zweiten punischen Krieges hiergegen fehlte, wurde zur Strafe bis zum Friedensschluß ins Gefängnis gelegt. Auch bei den Römern war es Sitte, die Gräber der Abgeschiedenen mit Rosen zu schmücken. Reiche Römer setzten sogar in ihrem Testamente besondere Legate für die Pflege der Rosen ihrer Gräber aus. Zum Andenken an die Verstorbenen wurde im alten Rom ein Rosenfest gefeiert, es fiel auf den 23. Mai und wurde Rosalia genannt.

So war der Gebrauch der Rose ein würdiger und ehrenvoller, bis sie in späterer Zeit bei dem entarteten Volke ein Gegenstand des unsinnigsten Luxus wurde. Von dem berüchtigten Verres wird uns erzählt, daß er sich einer Sänfte bedient habe, in welcher er auf einer mit Rosenblättern gefüllten Matratze lag. Sein Kopf und Hals waren mit Rosen bekränzt, und ein Netz mit Rosenblättern war sein Kopfkissen. Im Speisesaal des Kaisers Nero stellten die Wände, die sich um die Tafel drehten, die vier Jahreszeiten dar. Anstatt des Regens und Hagels fielen ungeheure Mengen von Rosenblättern auf die Gäste herab. An einem solchen Abend sollen für circa 90,000 Mark Rosen verschwendet worden sein. Das Schlimmste wird uns in dieser Beziehung vom Kaiser Heliogabalus erzählt. Er ließ bei einem Gastmahl so viel Rosen von der Decke des Zimmers fallen, daß einige der Gäste zu seiner Freude unter den Rosen erstickten. Dieser Kaiser badete nur in Rosenwein, selbst die öffentlichen Schwimmbäder wurden auf seinen Befehl mit solchem gefüllt. Sogar die Kochkunst dieser Zeit verwandte die Rose zur Herstellung der verschiedensten Rosengerichte.

Bei einer solchen massenhaften Verschwendung war es der Stadt Rom und ihrer Umgebung nicht möglich, die verlangte Zahl von Rosen allein zu liefern. Es wurden deshalb ganze Schiffsladungen voll Rosen von Alexandrien und Neu-Karthago nach Rom gebracht. Da bei jenen üppigen Gastmählern der Wein gleichfalls in Überfluß getrunken wurde, plauderte die Zunge manches Gastes oft mehr aus, als demselben bei nüchternem Verstande lieb war. Damit nun jeder erinnert wurde, das bei fröhlichem Gelage Gehörte nicht zu misbrauchen und weiter auszubreiten, befestigte man eine Rose unter der Decke des betreffenden Zimmers. Sie war das Sinnbild der Verschwiegenheit, weil sie ihr Inneres durch eine Menge Blätter verbarg. Seit jener Zeit datiert die Sitte, daß man jemandem Mitteilungen, die derselbe unter dem Siegel der Verschwiegenheit bewahren soll, sub rosa (d. i. unter der Rose) anvertraut. In einem deutschen Reimspruch hat der Gedanke in folgender Form seinen Ausdruck gefunden:

Was wir kosen,
Bleib' unter den Rosen.

Mit der Sitte in Rom war die Rose aufs Tiefste gesunken, und es kann uns deshalb nicht Wunder nehmen, daß die ersten Christen den Rosenkultus verachteten. Sie duldeten nicht nur auf den Gräbern ihrer Toten keine Rosen, sondern hielten es sogar für eine Sünde, Rosenkränze zu tragen. Doch mit der Zeit legte sich diese Abneigung; die Rose gewann durch ihre Schönheit und ihren wonnevollen Duft auch die Liebe der Christen. Allmählich brachte das Christentum dieselbe wieder zu Ehren. Wie sie früher der Venus geweiht war, so wurde sie jetzt der Jungfrau Maria zugeeignet. Rose und Lilie ergänzten sich einander im Marienkulte; symbolisierte die Lilie die himmlische Reinheit der Maria, so sollte die Rose ihre Anmut und Milde abbilden. Die altdeutschen Maler stellten deshalb die heilige Maria gern

Digitized by Google

in einer Rosenlaube dar, und Rosen wuchsen ungepflanzt in der Nähe der Marienbilder.

Auch in das Leben der Heiligen wurde die Rose vielfach verflochten. Vom heiligen Dominikus wird erzählt, er habe sich einst in Dornen gewälzt, und bald darauf seien an denselben Rosen erblüht. Ferner wird berichtet, daß der Erzengel Gabriel einst drei Kränze aus einhundert fünfzig himmlischen Rosen für die Jungfrau Maria gewunden habe. Jeder Kranz hatte seine besondere Farbe und Bedeutung. Der erste aus weißen Rosen sollte auf ihre Freuden, der andere aus roten auf ihre Schmerzen, und der dritte aus goldenen Rosen auf ihre Glorie deuten. Dieser Legende gemäß pflegten die alten Maler die Mutter Maria mit dem Jesuskinde gern von drei Rosenkränzen umschlungen abzubilden. Die weißen Rosen haben den Namen Magdalenenrosen, da sie einst durch die Thränen der Reue, die Magdalena vergoß, entfärbt wurden. Eine anmutige Rolle spielt die Rose in solchen Legenden, wo sie als Erretterin aus Gefahr bei verbotenen Almosen erscheint. Es sollen diese Erzählungen wohl darlegen, wie gute Werke stets des himmlischen Schutzes sicher sind. Einst brachte der heilige Nikolaus bei strengem Winter den Armen Brot aus dem Kloster. Hierbei traf ihn der hartherzige Abt, er verlangte, den Inhalt des Korbes zu sehen. Mit Zittern und Zagen öffnete Nikolaus den Deckel des Korbes, doch wie erstaunte er, als aus demselben blühende Rosen dem Abt entgegen leuchteten. Ein andermal brachte die Tochter eines Sarazenenkönigs den gefangenen Christen heimlich Speisen von ihres Vaters Tische. Auch sie wurde von ihrem Vater bei der That getroffen. Wiederum waren es nur Rosen, die sie bei sich führte. Ähnliches wird auch von der heiligen Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen, erzählt (s. S. 173).

Der allgemeinen Beachtung entsprechend, welche die Rose in Deutschland gefunden, haben auch Sage und Aberglauben sich an dieselbe geschlossen. Die Heckenrose, Hagrose oder wilde Rose, die ihren Namen von den dornigen Zweigen führt, mit denen sie ein für Menschen und Tiere undurchdringliches Dickicht bildet, soll mit Vorliebe an solchen Orten wachsen, an denen einst heilige Haine gestanden oder die zu Opfer- und Begräbnisstätten gedient haben. Sie verdankt ihr Entstehen dem Umstande, daß einst Maria die Kleider des Christuskindes zum Trocknen über diesen Strauch breitete. Aus diesem Grunde erfreute sie sich auch einer besonderen Achtung. Hexen und Werwölfen war sie gefährlich; brach eine Hexe einen Zweig von ihr, so war sie entlarvt, und der Werwolf ward durch die Berührung dieses Strauches wieder zum Menschen.

Gefährlich ist es, sich von den Dornen des wilden Rosenstrauches umstricken zu lassen. Das erfuhr einst ein Mädchen im Hildesheimschen, welches mit seiner Mutter in den Wald zum Kräuterlesen gegangen war. Sie fand einen wilden Rosenbusch mit herrlichen Blüten und wollte einige der Rosen brechen. Da rief es aus dem Busche: „Halt Dieb! Ich hab dich lieb!“ Das Mädchen roch einen betäubenden Rosenduft und war vor den Augen seiner Mutter verschwunden. Vergeblich jammerte und schrie die letztere; — daß ihre Tochter in einer wundervollen Rosenknospe oben am Strauche fortlebte, das freilich konnte sie nicht wissen. Das Mädchen war Rosenprinzessin geworden und lebte lange Jahre mit ihrem Gemahle in Herrlichkeit und Freuden.

Schon in ältester Zeit und nicht allein bei germanischen Völkern war der Dornbusch ein Bild des Feuers. Durch Feuer aber wird dereinst die Vollendung der Welt geschehen. Deshalb heißt's im Rheinlande, in welchem sich noch die schöne Sitte erhalten hat, Jungfrauenleichen mit Kränzen von Hagedorn zu schmücken, die letzten Tage, der Weltuntergang und das jüngste Gericht seien nahe, sobald der Rosenstrauch zweimal in einem Jahre geblüht habe.

Auf dem Birrfelde im Aargau steht ein großer Dornstrauch, wenn der einmal welkt, heißt es, entsteht eine Schlacht, so furchtbar und blutig, daß das rinnende Blut der Erschlagenen drei Tage lang die Mühle bei Mühlingen treibt. Auch hier

Digitized by Google

hängt der Rosenhag mit Tod und Gericht zusammen, und wir können uns nicht wundern, wenn wir endlich dem Worte „Hagen" als Namen des Todesgottes begegnen. Vermutlich war ja auch der Wald der älteste Begräbnisplatz der Germanen. Aus dem Todesgotte Hagen, welchem der wilde Rosenbusch heilig war, ist jener Freund „Hain" entstanden, welcher als Tröster für jedes Erdenleid Matthias Claudius und seine Genossen so oft citieren.

Oft erscheint die Rose nach dem Volksglauben aber auch an andern Sträuchern als der Hagebutte, und dann ist sie ein Wink, ein Fingerzeig Gottes. Ein Bauer, so erzählt eine voigtländische Sage, und zwar der reichste seines nun wüsten Dorfes, erfuhr, daß sein Sohn ein blutarmes Mädchen liebe und ihr ewige Treue geschworen habe. Da rief er aus: „Nicht eher sollst du die Betteldirne haben, als der Birnbaum draußen im Garten Rosen trägt." Im nächsten Frühjahre aber erblühten wirklich zwei wunderschöne Rosen, außen weiß, innen rot auf dem alten Birnbaume. Da gab denn auch das harte Herz des Vaters nach, und seine Schwiegertochter wurde bald als die beste gepriesen weit umher im Lande.

Die Monatsrose ist nach der Sage aus einem in das Meer gefallenen Tropfen von Christi Blut entstanden. Auch die nach unten gebogenen Dornen oder richtiger Stacheln weiß die Sage zu erklären. Der vom Himmel gestürzte Lucifer hatte sich einen Strauch mit langen Ruten und voller Dornen geschaffen, um an diesen Gerten wie an einer Leiter wieder in den Himmel zu steigen. Als aber der Herr seine Absicht merkte, bog er die Zweige nieder. Der hierüber erzürnte Teufel krümmte auch die Dornen, so daß sie fortan alles, was sie berühren, fest halten.

Um einen verhexten Stall von vergrabenen Zaubermitteln zu reinigen, schnitt man heimlich beim Vollmonde eine dreiteilige Hagebuttrute mit drei Schnitten ab; der erste geschah im Namen des Teufels, der zweite im Namen der heiligen Dreieinigkeit, beim dritten und letzten Schnitt sprach man die Worte „schneide ich dich ab." Auf diese Rute schnitt man die drei Buchstaben J. H. S. = Jesus hominum salvator, d. h. Jesus, Erretter der Menschen. Legte man nun von dieser Rute zwei Hagebuttendorne in Form eines Kreuzes in den rechten Schuh, so konnte man im Stalle von der Stelle, an der das Zaubermittel verborgen lag, nicht fort, man war imstande, dasselbe auszugraben und zu vernichten.

Nach Meinung des Volkes wachsen Rosen nicht gern da, wo ein Toter liegt, und wenn man einem Toten Rosen mit ins Grab gibt, so welke der Strauch, der sie getragen hat. Werfen Liebende Rosenblätter in einen Bach und schwimmen zwei dieser Blätter, ohne sich zu trennen, mit einander, so kommt das Paar dereinst zusammen.

Besonderen Stoff zu allerlei Aberglauben gaben auch die durch den Stich einer Wespe entstandenen Gallen, welche man Schlafkunzen nannte, und die sogenannten „Rosenkönige," unter welchen man eine Mißbildung der Rose verstand, bei der aus der Mitte der Blüte ein grüner, mitunter wieder mit Rosen besetzter Blätterzweig gewachsen war. Die Schlafkunzen oder Schlafäpfel sollten, wenn man sie in die Wiege oder in das Bett legte, den Schlaf herbeiführen. Auch gebrauchte man sie gegen Behexung und Krämpfe der Kinder und zur Beruhigung von Wahnsinnigen. Sie waren ein so gebräuchliches Heilmittel, daß sie in den Kräuterläden käuflich waren. Die Rosenkönige galten als Vorzeichen wichtiger Ereignisse und deuteten entweder auf Unheil oder Segen, auf Tod oder Hochzeit. In letzter Beziehung hießen sie auch Brautrosen. Fand man den Rosenkönig im Frühjahr, so hatte man Günstiges zu erwarten, erschien er im Herbste, so verkündete er ein Unglück. Pflückte man denselben aber in der Stille ab und warf ihn rücklings über das Dach, so wurde das Unheil in Segen verwandelt.

Unter den sich an die Rose knüpfenden Sitten sind besonders die Rosenfeste zu erwähnen, die in Frankreich, Deutschland und andern Gegenden gefeiert wurden. An diesem Feste wurde über die Sitte und das Betragen der jungen Mädchen Ge-

Digitized by Google

richt gehalten, und dasjenige, welches den Eltern am gehorsamsten und außerdem in ihrem Wandel am tugendhaftesten gewesen war, wurde mit einem Rosenkranze geschmückt und als Rosenkönigin allgemein geachtet. Ein eigenes Rosenfest wurde in der venetianischen Stadt Treviso gefeiert. Dasselbe wird folgender Weise beschrieben: Man errichtete mitten in der Stadt ein Kastell, dessen Wälle von kostbaren Teppichen und seidenen Ballen gebildet waren. Die vornehmsten Jungfrauen der Stadt verteidigten die Veste, die von den vornehmsten und edelsten Jünglingen angegriffen wurde. Man bombardierte mit Äpfeln, Muskatnüssen und Mandeln. Das Pelotonfeuer bestand aus Lilien, Narzissen, Veilchen, ganz besonders aber aus dem flammenden Geschoß der Rosen. Auch gab man Salven von wohlriechendem Wasser, namentlich von Rosenwasser, wozu man sich von beiden Seiten kleiner Spritzen bediente. Zu Tausenden umlagerten Zuschauer, welche von nah und fern herbeigeströmt waren, dies Festungsspiel. Kaiser Friedrich Rotbart behauptet, es sei das ergötzlichste Fest, das er jemals mit angesehen habe.

Gleich den Römern hingen auch die Deutschen bei ihren Gelagen eine Rose als Sinnbild der Verschwiegenheit an die Decke des Zimmers, und Papst Adrian IV. ließ zu gleichem Zwecke Rosen an den Beichtstühlen anbringen.

Rote Rosen bedeuteten Wunden, und mittelalterliche Dichter nannten deshalb das Schlachtfeld „Rosengarten". Auf den Beilen der Feme befand sich das Bild eines Ritters, der eine Rose trug, und so oft ein Mitglied der Feme eine Rose sah, mußte es sie küssen. Erwähnenswert ist auch, daß Luther in seinem Wappen eine Rose mit der Umschrift führte:

Ein Christenherz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht.

Bei dieser hervorragenden und so tiefbedeutsamen Symbolik, welche die Rose besitzt, ist es selbstverständlich, daß der Volksgesang in alter und in neuer Zeit seine vollsten Töne der Herrlichkeit der Rose geweiht hat. Doch wir wollen weniger auf jene Rosenlieder eingehen, welche zu heiterem Lebensgenusse auffordern, nicht auf die Trinklieder, in welchen die Becher mit duftendem Rheinweine, umkränzt mit Rosen, als das begehrenswerteste Gut der Erde gefeiert werden; — wir erwähnen nur jener ernsteren Volkslieder, in welchen die tiefere Bedeutung der Rose zu Tage tritt. Dieselbe klingt selbst durch schwäbische Schelmenliedlein hindurch. So singt das Volk am Neckar:

„Röslein am Strauche blühn
Lange Zeit nicht;
Lieb' ist so lang nur grün,
Bis man sie bricht.

Nimm dir zwei Röselein
Auf deinen Hut;
Ewig bei 'nander sein,
Thut auch nicht gut.

Wenn die zwei Röselein
Nicht mehr sind rot,
Wirf sie in'n Bach hinein,
Denk' ich wär tot."

In der Schlacht von St. Jakob an der Birs sprach Herr Burkhard Münch, Ritter von Basel und Marschall des französischen Dauphins: „Nun baden wir in Rosen frei!" und meinte damit der Schweizer vergossenes edles Blut. Das hörte ein im Sterben liegender Eidgenoß; mit der letzten Kraft richtete er sich auf und zerschmetterte Herrn Burkhard mit einem Steinwurf das Haupt. „Die Ros", sagt das Volkslied, „ward in ihrem Blut zunicht," denn:

„Wie hängt der Ritter auf dem Roß!
Sein Panzer ist ja rosenrot!
Legt ihn nur auf den Kirchhof fein!
Da wachsen viele Röselein!"

Digitized by Google

In einem sehr schönen und weitverbreiteten süddeutschen Volksliede scheidet ein ungetreuer Knabe von seiner Geliebten; er verspricht scherzend, wiederzukehren, wenn's rote Rosen schneit und kühlen Wein regnet. Das Herz der Verlassenen bricht:

„Sie trank des Herrgotts Wein.
Ein Rosenkränzlein in der Hand
Ist sie geschlafen ein."

Aber die Reue treibt den Jüngling zurück; er kehrt heim und will die Geliebte in dem Lustgärtlein, da sie oft bei einander gesessen, aufsuchen, den Becher Weins in der Hand, einen Kranz von Rosen auf dem Haupte. Da stößt er an ein Hügelein; — es ist ihr Grabhügel und nun — er wankt:

„Da schneit es rote Rosen,
Da regnet's kühlen Wein!"

Das „Rosenkränzlein" selbst hat wunderbare Kraft, nämlich das gebetete. In einem geistlichen Volksliede wird die arme Seele eines sündigen Mägdleins vom Himmelspförtner St. Peter abgewiesen. Aber sie bittet:

„Ich hab ja alle Sonntags Nacht
Mein Rosenkränzlein fertig macht!"

Da tritt Maria hervor und führt sie an ihrer milden Hand in das gelobte Land zu den Stühlen, welche in Ewigkeit bereitet sind. Ja, die erlöste, von aller Not befreite Seele wird selber ein Röslein im Garten der Ewigkeit, mag der nun liegen unter den spiegelnden Wassern des Sees, mag er droben erglänzen im Himmel; eine Scheidende spricht es schön und glaubensfreudig aus:

„In weiß und rot
Ziert man mich fein,
In hocherwünschten Farben!
Denn Jesu Tod
Bricht Röselein,
Die nie bisher verdarben!" —

Im Anschluß an die Stellung der Rose im Volksliede, möchten wir noch einiger Zeilen aus deutschen Dichtungen gedenken, welche der Rose erwähnen, und welche wegen der allgemeinen Bekanntschaft und des häufigen Citierens den Namen von „geflügelten Worten" verdienen. Von einem im vergangenen Jahrhundert vielgesungenen Liede des gemütlichen Hölty lebt noch heute der Anfang fast in aller Munde:

„Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen."

wie aus dem Liede des Schweizers Usteri „Freut euch des Lebens" der zum Genuß von Lebenslust und -freude mahnende Endvers des glücklichen Refrains:

„Pflücket die Rose, eh' sie verblüht."

Das Sprüchwort „Keine Rose ohne Dornen" hat in einem tiefempfundenen Liede J. V. v. Scheffels, das er „jung Werner" im „Trompeter von Säkkingen" in den Mund legt, die schöne Prägung erhalten:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn."

Auch die beherzigenswerten Worte von Fr. Rückert gehören hierher:

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."

Eine ganz besondere Berühmtheit hat in der katholischen Kirche die vom Papste verliehene „goldene Rose" sich erworben. Am Sonntag Lätare weiht der Papst in weißem Gewande und im Beisein des ganzen Kardinal-Kollegiums in einer Kapelle der Peterskirche eine goldene reich mit Edelsteinen besetzte Rose durch Gebet, Beräucherung und Weihwasser, dann taucht er sie in Balsam und bestreut sie mit

Digitized by Google

Moschus. Dieser Brauch soll bis ins elfte Jahrhundert zurückreichen. V. Hehn meint, „daß die Anfänge dieser Sitte sich an altrömische Vorstellungen von der Rose als Blume des Lebens wie der Vergänglichkeit knüpfen, die in der Hand des Überwinders sowohl seine Glorie und Freude, als seine Sterblichkeit und Demut bedeute." Das Geschenk der goldenen Rose war eine der größten Ehrenbezeugungen, die der Papst erweisen konnte. So sandte er sie z. B. Friedrich von Sachsen, dem Beschützer Luthers. Im Jahre 1856 bekam sie die Kaiserin Eugenie von Frankreich bei Gelegenheit der Taufe des Prinzen Louis Napoleon, des „Kindes von Frankreich". Eine der letzten goldenen Rosen erhielt 1867 Isabelle von Spanien.

In der Geschichte Englands erinnert die Rose an einen blutigen Krieg von 1399—1486, der unter dem Namen „die Kämpfe der roten und weißen Rose" in der Geschichte verzeichnet ist. Er wurde geführt von den Häusern York und Lancaster, welche um den Thron Englands mit einander stritten. Das Haus York führte eine weiße, und das Haus Lancaster eine rote Rose im Wappen. Zur Erinnerung an dies Ereignis hat man in England eine Lancaster-York-Rose gezüchtet, die auf einem Stamme rote und weiße Rosen trägt.

In Deutschland hat die Rose am Dome zu Hildesheim eine geschichtliche Berühmtheit erlangt. Unter anderem erzählt man über ihre Entstehung, daß der Kaiser Ludwig der Fromme einst auf einer Jagd, die er mitten im Winter in der Gegend des jetzigen Hildesheim abhielt, das Reliquienkreuz, welches er am Halse trug, verloren habe. Nach langem Suchen fand ein Diener dasselbe an einem mitten im Schnee blühenden wilden Rosenbusche. Doch war er nicht imstande, dasselbe vom Strauche zu nehmen. Als der Kaiser dem Strauche nahte, erkannte er in dem großen Schneefleck den Grundriß einer Kirche, an dessen oberen Ende der Rosenstock sich befand. Er nahm das Kreuz ab und gelobte, an dieser Stelle eine Kirche zu erbauen und den Rosenbusch zu schützen. Diese im tiefen Walde errichtete Kapelle war der Anfang des herrlichen Domes und das erste Gebäude der Stadt Hildesheim. Der Rosenstock ist von Anfang an von den Bischöfen zu Hildesheim sehr gepflegt worden. Er bedeckt in einer Höhe von 7—8 m eine Mauer, sein Stamm hat an der Erde eine Dicke von 6 cm. Sein Alter wird auf 800—1000 Jahre geschätzt, so daß er ohne Zweifel der älteste Rosenstock ist.

Auch in der Geschichte des preußischen Staates nimmt die Rose mehrfach eine ehrenvolle Stellung ein. Wir erinnern nur an zwei Fälle. Als die unvergeßliche, von Schenkendorf als „Königsrose" besungene Königin Luise sich mit ihrem Gemahl in Tilsit aufhielt, versuchte sie es, den stolzen Corsen günstig für ihr Land und Volk zu stimmen; sie nahte sich Napoleon als Bittende. Die Antwort des stolzen Corsen bestand darin, daß er ihr aus einer auf dem Tische stehenden Blumenvase eine Rose reichte. Die Königin sah darin einen Beweis seines Wohlwollens und sagte: „mais avec Magdebourg" (aber mit Magdeburg). Kalt erwiderte Napoleon: „Ich muß Eure Majestät darauf aufmerksam machen, daß ich anbiete und Sie nur anzunehmen haben!" Dreifach hat unser Volk diese Demütigung seiner großen Königin eingelöst in den „Rosengärten" von Leipzig, Belle-Alliance und Sedan.

Die zweite in Preußens Geschichte berühmte Rose ist jüngeren Datums. Einige Tage nach der Schlacht von Sedan erhielt der Magistrat Berlins einen Brief, in dem eine welke Rose lag. Der Brief war folgenden Inhalts: „Einem Hochlöblichen Magistrat zu Berlin übersendet ein Kämpfer vom 18. August und 1. September eine Rose, die er am 1. September im heftigen Kanonendonner gepflückt, mit der ergebensten Bitte, dieselbe derjenigen Dame von Berlin zur gefälligen Annahme zuzustellen, die sich am Meisten in der Hilfe für die Verwundeten ausgezeichnet hat. Ein Jäger der 3. Kompagnie des Gardejäger-Bataillons." Der Magistrat glaubte den Bedingungen des Übersenders gerecht zu werden, indem er die bleiche, weiße Rose der Königin Augusta darbrachte, weil die hohe Frau als Vorsteherin und Oberleiterin der Krankenpflegerinnen in der edelherzigsten Weise den deutschen Frauen und Jungfrauen ein Vorbild gab. Doch die Königin wies die Rose in hoher Bescheidenheit

Digitized by Google

zurück und sandte sie vielmehr in die Baracken, wo deutsche Frauen und Jungfrauen in selbstverleugnendster Weise die Kranken pflegten. Hier sollte für die Rose die Würdigste gefunden werden. Die Rose wurde unter Glas und Rahmen im kleinen Betsaal aufgehängt, bis sich diejenige gefunden, die die gerechtesten Ansprüche auf dieselbe hätte. Doch es fand sich keine Würdigere als die Kaiserin, und als die Baracken abgebrochen wurden, ist die Rose der Kaiserin einstimmig zugesprochen und überreicht. Der Pflücker und Absender der Rose ist nicht bekannt geworden, wahrscheinlich hat ihn in Feindes Land der ehrenvolle Tod ereilt.

Zum Schluß sei noch kurz auf die Verwendung hingewiesen, welche die Rose in der Architektur gefunden hat. Sie spielt in der gotischen Baukunst keine unbedeutende Rolle. Als acht- oder zehnfach geteilte Fensterrose schmückt sie die gotischen Dome und Gerichtssäle. Gern schloß man die Ausschmückungen der Kirchen und deren Türmchen mit einer steinernen Rose (Kreuzblume), um anzudeuten, daß sich unser Leben in seiner höchsten Schönheit erst im Jenseits entfaltet.

Der Ursprung der Rose.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide;
Es thut's nur sich zur Lust, es thut's nicht ihm zu Leide.
Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur, es ward davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.
Sie sprach: „Thu' auf die Hand und gib das Flöckchen mir;
Und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir."
Er gab, sie nahm und baut'; und, als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen. Fr. Rückert.

An die Rose.

I.

Ewig trägt im Mutterschoße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die stille, große
Allbelebende Natur.

Röschen! unser Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ewige Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüte sich.

J. Chr. Fr. Hölderlin.

II.

Rose, erblühend am Frühlingshag,
Rose, wie soll ich dich grüßen?
Willst du das Leid, das ich Nacht und Tag
Trug, mir lächelnd versüßen?

Auf dem dornigen Schaft erglüht
Fröhlich die purpurne Flamme;
Zeigest mir, wie auch im Menschengemüt
Lust dem Leiden entstamme.

Rose, erblühend am Frühlingshag,
Herzlich laß dich begrüßen.
Was mir auch Bittres werden mag,
Laß es dein Bild mir versüßen. H. Stadelmann.

Die Monatsrose.

Hoffnung ist die Monatsrose,
Deren Knospe viel verspricht,
Doch die kurze, dauerlose
Flatterblüte hält es nicht.
Aber daß dich nicht gereue,
Monatsrosenlebenslauf!
Hoffnung! zieht doch eine neue
Knospe jeden Morgen auf. Fr. Rückert.

Digitized by Google

Die weiße Rose.

Sie ist gemacht zum Gräberschmucke,
Für Menschen, die verlassen stehn,
Für Dulder, die mit schwerem Drucke
Gebeugten Haupts durchs Leben gehn.

Für Herzen, die vom Gram gebrochen,
Die keine Liebe wieder heilt,
Die mit dem Tode sich versprochen,
Weil nichts für sie auf Erd'n mehr weilt.

Daß eine Rose möchte blühen
Für sie, wenn auch am Grabe nur,
So nahm ihr Gott das Freudeglühen
Bis zu des Rotes letzter Spur.

Ehrwürd'ge Blume sonder Gleichen!
Zerstörten Glückes Trau'rsymbol —:
Fürwahr, dem Schmerze Rosen reichen,
Das ist ein Gottes-Monopol!

Karl Pöls.

Geduld bringt Rosen.

Es ist Geduld ein rauher Strauch,
Voll Dornen aller Enden,
Und wer ihm naht, der merkt das auch
An Füßen und an Händen.

Und dennoch sag' ich: Laß die Müh
Dich nimmermehr verdrießen,
Sei's auch mit Thränen, spät und früh
Ihn treulich zu begrüßen.

Urplötzlich wird er über Nacht
Dein Mühen dir belohnen.
Wenn über all den Dornen lacht
Ein Strauß von Rosenkronen.

W. Wackernagel.

Nachtigall und Rose.

Sang mit wundersüßem Schall
Also einst die Nachtigall:
„Wie so hold und wunderschön,
Rose, bist du anzuseh'n!
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend.

Weh, ich muß des Busens Drang
Strömen aus in flücht'gem Klang,
Der mit Sangesallgewalt
Wonnig sich in Lüften wiegt,
Aber bald
Leis verhallt
Und verfliegt.

Ach! was flüchtig stets verschallt,
Könnt' ich's fassen in Gestalt!
Dann entschwänden nicht im Nu
Klänge, die der Brust entsprangen;
Würden prangen
Schön, wie du,
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend,
Eine Ros' an Liedes statt,
Jeder Ton ein Rosenblatt!
Rose, darum lieb ich dich
Inniglich!"

Rose gab mit duft'gem Weh'n
Leise flüsternd, zu versteh'n:
„Ach! wie singst du, Nachtigall,
Mit so wunderholdem Schall!
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig,
Was das Herz mir schwellt mit Macht,
Was mich hold erglühen macht,
Lebt im Duft mit Allgewalt,
Der in Lüften wonnig weht,
Aber bald
Leis entwallt
Und vergeht.
Ach! was ohne Klang entwallt,
Unerkannt, vergessen bald,
Was mit Macht die Brust durchzieht —
Könnt' ich's laut und freudig singen,
Würd' es klingen
Wie dein Lied,
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig,
Düfte — Nachtigallgesang,
Jeder Atemzug ein Klang!
Nachtigall, ich liebe dich
Inniglich."

Fr. v. Sallet.

Digitized by Google

Die halboffene Rose.

Von all' den Rosen, die im Hage sprossen,
Ist keine so mit süßem Duft gewürzt,
Als du, die halb erst ihren Kelch erschlossen,
Von grüner Knospenhülle noch geschürzt.

Den andern, die entfaltet jedes Läubchen,
Entführte bald den besten Geist die Luft,
Du aber hältst die feinsten Blütenstäubchen
Im tiefen Kelch gesammelt voller Duft. —

Halboffne Rose, lieblichste von allen!
Du mahnest mich an echten Liedes Reiz;
Soll ich erwecken süßes Wohlgefallen,
So laßt es nicht verflachen allerseits.

Nein, faßt es in geheimnisvolle Kürze,
Die innrer Schönheit Fülle ahnen heißt:
Dann sammelt sich im Kelch die feinste Würze,
Dann atmet's aller Süßigkeiten Geist. —

Halboffne Rose, lieblicher denn alle!
Du mahnest mich an echter Liebe Sinn:
Die rührt mich nicht, die stets im Redeschwalle
Des Herzens offnes Blatt mir breitet hin.

Nein, wo nur manchmal zart aus Aug' und Munde,
Wie aus der Knospe, dringt ein warm Gemüt,
Ahn' ich entzückt, daß tief im Herzensgrunde
Noch reich der Liebe Rosenfeuer glüht.

Ad. Stöber.

Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Groß zu thun, und zu verhüllen
Meiner Sprüche gold'nen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?" —

— „Auch aus Grüften," sagt die Blüte,
Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch, denn tote Schriften,
Sein Gedächtnis hier zu stiften,
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort."

A. E. Fröhlich.

Rätsel.

Fünf Brüder sind zu gleicher Zeit geboren,
Doch zweien nur erwuchs ein voller Bart,
Dem einen ist zur Hälfte er geschoren,
Den andern blieb die Wange unbehaart.

Auch deine Rosen blühn einmal.

Sing' mir das Lied im Morgenstrahl:
Auch deine Rosen blühn einmal!
Morgenläuten klingt von fern
Und verhallt im stillen Walde,
Auf der Erde Wandelstern
Wird es Frühling balde, balde;
Von dem weißen Leichentuch
Wird sie lösen ihre Glieder,
Gab es Frost und Schnee genug —
Wird's auch Blumen geben wieder.
Herz, mein Herz, o habe Ruh!
Schau der Erde Wandel zu!
Einmal in dem warmen Hauch
Blühen deine Rosen auch!

Sollte sich nur Wald und Flur
An dem Hauch der Liebe laben?
Sollte nicht auch die Natur
Blumen für die Herzen haben?
Sollte nur auf starre See'n
Mild die Ostersonne scheinen?
Sollte nicht das „Auferstehn!"
Auch das Grab der Herzen meinen?
Herz, mein Herz, u. s. w.

Jenes Wort, das Jahr um Jahr
Sich erfüllt auf tausend Pfaden —
Sollt es bald und wunderbar
Nicht auch deinen Pfad begnaden?
Sollte Dunkel, Not und Pein
An des Glücks erlosch'nem Herde
Wohl dein einz'ges Erbe sein
Von der reichen schönen Erde?
Herz, mein Herz, u. s. w.

O, gewiß, sie werden blühn,
Denn der Lenz wird balde kommen
Und die Wiesen werden grün,
Und der Frühling wird dir frommen.

Digitized by Google

Wenn der Erde Angesicht
Wieder glänzt in Morgenstrahlen:
Wird auch dich das ew'ge Licht
Finden in den tiefsten Thalen.
Herz, mein Herz, u. s. w.

Einmal, einmal muß es sein,
Daß dir blühn des Glückes Rosen,
Nach der Jugend Druck und Pein,
Auf der Liebe weichen Moosen!

Denn das Wort kann nicht vergehn,
Nie, so lang die Sonne scheinet:
Auferstehn, ja Auferstehn!
Und auch du bist mit gemeinet.
Drum, o Herz, so habe Ruh!
Schau der Erde Wandel zu!
Balde in dem warmen Hauch
Blühen deine Rosen auch!
So klingt das Lied im Morgenstrahl:
Auch deine Rosen blühn einmal!

Hugo Ölbermann.

Elisabeths Rosen.

Sie stieg herab, wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die Gaben spendende, hohe Frau
Vom Wartburgschloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht sie ruhig — doch Argwohn stahl
Durch Verräters Mund sich zu dem Gemahl,
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erschrockene: „Was trägst du da?"

„Herr, Blumen!" bebt's von den Lippen ihr,
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!" —
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt;
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm dankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum Thal sich herab gewandt
Und die Armen gespeiset mit milder Hand.

L. Bechstein.

89. Die Myrte.

Aus Italien nach Deutschland herübergekommen, ist die Myrte wegen ihrer immergrünen, aromatisch duftenden Blätter bald zu einer beliebten Topfpflanze geworden, die auch mit dem Leben des deutschen Volkes in Freud und Leid auf das Innigste verbunden ist. Ihr deutscher Name entspricht dem lateinischen Myrtus.

Nach einer arabischen Legende stammt sie aus dem Paradiese. Dem Gebote des Herrn zuwider hatte Adam von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen, und mit schuldbeladenem Gewissen mußte er den Garten Eden, diesen Ort seligen Friedens und höchster Glückseligkeit, verlassen. Noch einen langen Blick voll Schmerz und Reue warf er auf all die ihn umgebende Pracht und Herrlichkeit, um dann Abschied zu nehmen auf immer. Als ein letztes Zeichen an die goldene Zeit des Paradieses, des Jugendtraumes der gesamten Menschheit, pflückte er ein Zweiglein von der am Wege prangenden Myrte, damit ihr überirdischer Duft in seinem ferneren mühe- und arbeitsvollen Leben ihn erinnere und mahne, an das, was er einst besessen und leichtsinnig verscherzt.

In Griechenland bedeckt noch in der Gegenwart die Myrte weite Strecken; im Altertume war sie der Aphrodite geweiht. Die Myrte war es nach der griechischen Mythologie gewesen, welche um die Göttin der Liebe und Schönheit, als diese aus dem Schaume der Meereswellen geboren, und als rings kein Baum und Strauch zum schützenden Obdach dem spähenden Blicke sich zeigte, ihre dichten, immergrünen Zweige schlug und ihr ein sicheres Versteck gewährte, bis weitere Hilfe nahte.

Über ihre Entstehung berichtet eine griechische Sage folgendes: In der Nähe von Athen lebte eine reizende Nymphe Namens Myrsine. Ausgestattet mit hohen

Digitized by Google

körperlichen und geistigen Vorzügen, graziöser Gewandtheit und holder Anmut, war sie der erklärte Liebling der Athene, der Göttin der Weisheit und des Krieges. Doch als sie diese einst im Spiel im Laufen und Ringen übertraf, erregte sie die Eifersucht derselben, und die innige Zuneigung der Göttin verkehrte sich in bitteren Haß. Die liebliche Myrsine ward ein Opfer der glühenden Eifersucht der zürnenden Göttin, die sie einst im raschen Zorne tötete. Selbst die Götter trauerten um die holde Geschiedene, und nach ihrem Rate entsproß ein schlanker, zierlicher Baum dem entseelten Leichnam. In voller Verzweiflung und bitterer Reue umschlang Athene den Baum und klagte und trauerte und wünschte die ihr einst so liebe Gefährtin zurück, doch umsonst, die Teure kam nicht wieder; nur die Myrte blieb als ein immergrünes Denkmal der Erinnerung an sie zurück.

Wie bei dem Johanniskraut, erblickt man bei den Blättern der Myrte, wenn man dieselben gegen das Licht hält, kleine, helle Punkte, welche von kleinen Öldrüschen herrühren; die Licht durchlassenden, kleinen Punkte sehen wie feine Nadelstiche aus, und die Sage gibt hierüber folgende Aufklärung: Der hochberühmte Heroe Theseus hatte sich als Greis mit der jugendlichen Phädra wieder vermählt. Die holde Anmut und bezaubernde Schönheit der blühenden Jungfrau hatten den hochbetagten Held gefangen genommen; doch dieselbe war nicht so treu und gut, als sie schön war. Sie entbrannte in sündiger Leidenschaft zu dem Sohne ihres Gatten aus erster Ehe; und als dieser ihren Lockungen kein Gehör schenkte, verleumdete sie, wegen verschmähter Liebe aufs tiefste gekränkt, denselben bei ihrem Gatten. Die Liebe des Theseus zu seinem Sohne verwandelte sich in grimmigen Haß, und er drohte mit furchtbarer Strafe. Auf der Flucht vor dem Vater fand der treue Sohn seinen Tod. Da ergriff die Phädra bittere Reue, und in tiefer Schwermut zerstach sie mit goldenen Nadeln die Blätter der Myrte, in dessen Schatten sie oft auf den heimkehrenden Geliebten gewartet. Ruhe und Frieden waren für immer dahin, und in banger Verzweiflung erhängte sie sich selbst an den Zweigen des Baumes. Seit jener Zeit zeigen alle Blätter die feinen Nadelstiche.

Wie schon im Anfange erwähnt, war die Myrte die heilige Pflanze der Aphrodite und galt als Symbol der Jugend und Schönheit. Doch diente sie auch der Göttin des Ackerbaues, Demeter, zum Schmuck, und die eleusinischen Priester trugen Kränze aus Myrten- und Taxuszweigen gewunden. Auch bei Triumphen für Siege, welche kein Blut gekostet hatten, fand die Myrte Verwendung; eine Krone aus ihr geflochten schmückte den Triumphator.

Die Sitte, die jungfräuliche Braut bei der Trauung mit einem Myrtenkranze zu schmücken, die jetzt in Deutschland ganz allgemein, besteht erst seit dem 16. Jahrhundert, sie findet sich aber bereits schon bei den alten Griechen und Römern. Und wie die Myrte den Menschen schmückt bei des „Lebens schönster Feier", so begleitet sie ihn auch auf seinem „letzten Gange"; die Blätter der großblättrigen Myrte verwendet man in vielen Gegenden mit Vorliebe zu Kränzen und Guirlanden für Verstorbene, und die Pflanze führt deshalb den Namen „Totenmyrte".

O Myrtenkrone!
Dein Los ist schön, du dienst der Lieb' im Leben;
Der Unschuld dienest du im Sarg' zum Lohne.

Fr. Rückert.

Der Brautkranz.

I.

Lebt wohl! ihr Schwestern, die ihr heut' mich schmücket,
Nehmt für den letzten Dienst den letzten Dank!
Die Myrte, die ihr in das Haar mir drücket,
Trennt mich von euch, mahnt mich zum ernsten Gang.

Digitized by Google

Lebt wohl! gedenkt im herzlichen Gebete
Des Mädchens, das nun bald wird Gattin sein,
Und laßt mich, eh ich vor den Altar trete,
Laßt mich noch einen Augenblick allein.

Ich bin allein — doch ob mich niemand sähe,
Ein Auge, weiß ich, ruht klar über mir;
Mein Herr und Gott! ich fühle deine Nähe,
Und meine Seele flüchtet sich zu dir.
Im Myrtenkranz, der einmal nur im Leben
Als höchster Schmuck der Jungfrau Stirn umlaubt,
Und dem das Mädchenherz mit bangem Beben
Entgegenschlug, neig' ich vor dir das Haupt.

Du sahst so oft die Augen freudig glänzen,
In deiner Hut war immer mir so wohl;
Ich schmückte mich so gern mit Blumenkränzen,
Des Mädchenstandes lieblichem Symbol.
Du hast bisher auf meines Lebens Pfade
So viele Freudenblumen mir gestreut:
Du, lieber Herr, für alle deine Gnade
Nimm einmal noch den Dank des Mädchens heut'.

Mit Blumen darf ich heute mich nicht schmücken,
Ein neues Leben soll mir erst erblühn;
Nur reines Weiß will zu der Braut sich schicken,
Und drüber schwebt der Myrte Immergrün. —
O Herr, mein Gott, ich will ja gerne scheiden
Vom Mädchenstand, doch nimmermehr von dir:
Laß immer mich das Weiß der Unschuld kleiden,
Laß diese Myrte grünen für und für.

G. Jahn.

II.

Die deutsche Jungfrau schlingt die dunkle Myrte in die blonden Locken, wenn an des Künft'gen Hand sie hin zum Altar tritt, auf dem sie ihm ihr Jugendsein, den Vaternamen und die Freiheit opfert. Am letzten Tage, wo sie Mädchen ist, schmückt sie das Sinnbild der Jungfräulichkeit, die glänzend reine, immergrüne Myrte, die zarte, weiße Blüten nur, doch keine Früchte trägt. Wohl stimmt das dunkle Grün des deutungsvollen Putzes, der einmal nur im langen Leben, die holde Stirn umzieht, zu jenem weichen Ernst, mit dem Teutoniens sinn'ge Tochter den wicht'gen Schritt aus ihrer Jugend Paradiese ins ernste Frauenleben thut. Des Kranzes Rund zeigt ihr das Endlos dieses Bundes, sein enger Raum die festgesteckte Bahn der Pflichten, Freuden und des Wirkens, in der sie sich nun dreht — die kleine Welt, der sie nun Axe ist und Pol und Sonne.

Pauline Klein.

90. Die Lilie.

Neben der Rose, der unbestrittenen Königin der Blumen, tritt schon früh die Lilie als eine allgemein beliebte und verehrte Blume fast bei allen alten Kulturvölkern auf. Ihr Name stammt aus dem Griechischen und bedeutet eine glatte, zarte Blume; er bezieht sich vor allem auf die Schönste des Geschlechts, auf die weiße Lilie.

Die Heimat dieser Pflanze ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben; sie hat in dieser Beziehung gleiches Los mit ihrer Schwester unter den Zierblumen, der Rose. „Sie hat wie diese überall ein Heimatsrecht, aber keinen speziellen Heimatsschein."

Digitized by Google

Nach einer griechischen Mythe war die Lilie aus der Milch der Juno entstanden und dieser Göttin daher besonders heilig. Herder teilt uns über ihren Ursprung folgende Paramythie mit: „Als einst, ein nackter Fels, die Erde dastand: siehe, da trug eine freundliche Schar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblümen. Vielfach teilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten, kleinen Grase fing die bescheidene Demut an und webte das sich verbergende Veilchen. Die Hoffnung trat hinter ihr her und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen sowohl gelang, ein stolzer, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt; die Narzisse blickte umher mit ihrem schmachtenden Auge. Viel andere Göttinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherlei Art und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde. Und siehe, als ein großer Teil von ihren Werken mit seinem Ruhm und ihrer Freude daran verblühet war, sprach Venus zu ihren Grazien also: „Was säumt ihr, Schwestern der Anmut? Auf, und webet von euren Reizen auch eine sterbliche Blüte." Sie gingen zur Erd' hinab und Aglaja und Euphrosine webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose. Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose beneideten keine, und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühn sie zusammen auf einem Gefilde und zieren einander, denn schwesterliche Grazien haben ungetrennt sie gewebt."

Bei den Morgenländern galt die Lilie als das Sinnbild der Reinheit und Unschuld. Im alten Testamente wird ihrer öfter Erwähnung gethan, und die mannigfache Verwendung, die sie in den gottesdienstlichen Einrichtungen der Juden fand, zeugt am besten von dem hohen Ansehen, das sie bei denselben hatte. Die Altäre waren mit derselben geziert, und die Kapitäler der Säulen im Salomonischen Tempel hatten die Form der Lilie. Auch das Waschbecken der Priester war der Gestalt derselben nachgebildet, und die goldenen Leuchter des Allerheiligsten waren mit ihr geschmückt. Die Lilie wuchs in Palästina ohne Pflege und Sorgfalt von seiten der Menschen, die sich nur über die Pracht und Herrlichkeit der Blumen zu freuen brauchten. Sie war so recht ein Bild der Güte und Fürsorge Gottes, als welches der Herr sie uns in der bekannten Stelle der Bergpredigt hinstellt: „Schaut die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eins."

Auch bei den alten Persern stand die Lilie in hohem Ansehn. Der Name der Hauptstadt des Landes, Susa, bedeutet Lilienstadt. Sie führte die Lilie als Sinnbild der Schönheit in ihrem Wappen. Von den persischen Dichtern ist sie neben der Rose in zahllosen Liedern gefeiert und verherrlicht.

Bei den Römern galt sie als heilige Blume der Juno und wurde als solche verehrt, zugleich war sie ein Symbol der Hoffnung und ein Bild des Thronfolgers. Auf vielen alten römischen Münzen ist eine Lilie abgebildet mit den Worten: Spes populi romani (Hoffnung des römischen Volkes).

In der deutschen Mythologie trägt Thor in der rechten Hand den Blitz und in der linken das Zepter, welches mit einer Lilie gekrönt war.

Neben der Grabesrose, dem Zeichen der nach dem Tode noch fortdauernden Liebe, ist die Lilie die zweite deutsche Totenblume. Zwar bedeutet sie in einigen Volksliedern auch die verlassene Unschuld, der Liebe Schmerzen und Klagen, zum Gegensatz zu der glückverkündenden Rose; doch sind diese Fälle nur vereinzelt; sie ist die eigentliche Totenblume, die aber vor der Grabesrose besondere Eigentümlichkeiten voraus hat. Sie wird nicht von den Hinterbliebenen oder sonst in natürlicher Weise auf das Grab gepflanzt; sie sprießt von selbst, durch eine unheimliche Kraft getrieben, aus dem Grabe hervor, in einer bestimmten Frist, gewöhnlich nach drei Tagen. Ferner wächst die Lilie auf den Gräbern solcher Personen, die eines unnatürlichen,

Digitized by Google

oft schrecklichen Todes gestorben sind. Wenn sie auf der Friedstätte unschuldig Ermordeter erscheint, so ist sie ein Zeichen von der kommenden Rache; entsprießt sie auf dem Grabhügel eines armen Sünders, so kündet sie die Vergebung, die Sühne der Todesgottheiten. Endlich ist sie auch wohl aufzufassen als ein Gruß des Toten an den zurückbleibenden Lebenden; daher die Sage, daß der Geist des Verstorbenen selbst die Blume auf sein Grab gepflanzt habe. So das bekannte:

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt ich auf mein Grab — —
Die soll ja mein Feinsliebster
Auch einmal seh'n."

Ein Bild der drohenden Rache sind die Lilien in der Ballade: „Der Mordknecht." Eine Edelfrau besticht um ihres Buhlen willen den Knecht ihres Gemahls, diesen auf breiter Heide zu erschlagen. Sie lobt den Knecht nach vollbrachter That, aber als sie auf ihrem grauen Rosse über jene Heide sprengte, da winken ihr weiße Lilien unheimlich entgegen. Angst und Reue überfallen sie, und sie geht in ein Kloster.

Auf den Sühnelilien erscheinen gewöhnlich einige Worte in goldenen Buchstaben. So ist es in den historischen Liedern von den Raubrittern Schüttensam und Lindenschmidt, welche für ihre zahlreichen Frevelthaten von den Nürnbergern gefangen und hingerichtet wurden; ferner auch im Liede vom Grafen Friedrich, welcher das Unglück hat, seine Braut mit dem Schwerte, welches aus der Scheide fällt, zu töten. Dafür wird er vom Brautvater erschlagen:

„Es stund bis an den dritten Tag,
Da wuchsen drei Lilien auf seinem Grab,
Darauf da stund geschrieben,
Er wär' bei Gott geblieben." —

Aus dem Judentume ging die Lilie als Symbol der Unschuld und Reinheit auch in das Christentum über; sie wurde fast zum feststehenden Attribut bei allen Abbildungen der Mutter Maria. Nach der Sage trug der Engel Gabriel, als er bei der königlichen Jungfrau zur Begrüßung und Ankündigung des Weltheilands erschien, einen Lilienzweig. Deshalb pflegt man auch in katholischen Ländern an hohen Festtagen die Marienbilder mit Lilien zu bekränzen. In früherer Zeit trugen auch die Jungfrauen, wenn sie zur Einsegnung gingen oder ein Kindlein zur Taufe hielten, eine Krone aus Lilien geflochten.

Während des Mittelalters wurden besonders in den stillen Klostergärten die Lilien von den Mönchen gehegt und gepflegt. Das unwissende Volk, welches wohl ab und zu einen Blick in diese Pracht warf und die herrlichen Blumen sah, legte ihnen für das Leben der Mönche eine besondere Bedeutung bei, und bald gingen im Volke die wunderlichsten Sagen über die Lilien um. So erzählte man von dem Kloster Korvey an der Weser, wenn einer der Mönche sterben sollte, so fand er drei Tage vor seinem Tode eine weiße Lilie in seinem Chorstuhle, und wie diese Lilie welkte, so welkte er auch. Einst war einer dieser Mönche sehr ehrgeizig und wünschte sehr gern Prior des Klosters zu werden; er verschaffte sich deshalb heimlich einen Lilienzweig und legte diesen in den Chorstuhl des siebenzigjährigen Priors nieder. Als dieser die Blume sah, erschrak er so heftig, daß ihn die Aufregung auf das Krankenbett warf, und er wirklich nach drei Tagen verschied. Der Mönch wurde nun selbst Prior, aber er hatte im Leben keine fröhliche Stunde mehr, sein Gewissen beunruhigte ihn, und ernst und verschlossen verbrachte er seine Tage. Auf dem Totenbette bekannte er später seine That (vgl. S. 179).

In keinem Lande Europas aber spielt die Lilie eine solche Rolle als in Frankreich; den ersten Anlaß hierzu soll der Begründer der französischen Monarchie, Klodwig, gegeben haben. Es wird von ihm erzählt, er habe sich in der Schlacht bei Zülpich gegen die Allemannen, als diese den Sieg zu erringen drohten, an

Digitized by Google

Christus im heißen Gebete gewandt und ihm gelobt, ein Christ zu werden, wenn er als Sieger aus der Schlacht hervorginge; da sei ihm ein Engel erschienen, der ihm eine Lilie gebracht, mit der Weisung, sie als Schwert zu benutzen. Der Anblick der Lilie entflammte in Klodwigs Kriegern den schon gesunkenen Mut zur höchsten Kampfluft; ihrem Ungestüm vermochten die Allemannen nicht zu widerstehen; und seit der Zeit wurden die königlichen Insignien mit Lilien geschmückt. In dem Familienwappen der Könige von Frankreich tritt sie 1197 zum erstenmale auf. Ludwig IX. setzte bei seinem Kreuzzuge drei Lilien auf seine Fahne und in sein Wappen. Das Lilienbanner ist seitdem immer das Zeichen gewesen, um welches sich alle treuen Anhänger der Bourbonen geschart haben, und selbst in der Gegenwart ist die Lilie noch die Parteiblume für die wenigen Getreuen, welche dem Hause Bourbon verblieben. —

Bei den Chinesen ist der Ausdruck „goldene Lilie" die Bezeichnung für die verkrüppelten und verunstalteten Füße der Damen, welche bekanntlich als größte Schönheit geschätzt und von den Dichtern besungen werden.

Die Lilie.

I.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt?
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du ein so weißes Kleid
Mit goldenem Staub besät,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich Acht,
Er sendet dir in stiller Stund
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Tau so rein
Und trocknet's in dem Wind,
Und bleicht es in dem Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,
Du denkst, der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

K. J. Ph. Spitta.

II.

Ich leid es wohl, daß du der Rose
Getreuster Freund und Ritter bist,
Daß dir die Tulpe, dir der bloße
Geruch der Nelken Wonne ist:
Am schönsten von den schönen allen
Will mir die Lilie gefallen.

Auf ihrem Schafte schlank und grade
Steigt königlich sie in die Höh,
Dann öffnet sie wie süße Gnade
Der Blätter Pracht, des Kelches Schnee,
Und mit dem Zauber ihrer Düfte
Erfüllt sie rings die Morgenlüfte.

So preislich stand in Samt und Seiden
Nicht Salomo der Weise da
Des Tages, da mit tausend Freuden
Ihn Sabas Königin ersah.
Viel schmuckern Rock ließ sonder Spinnen
Die Lilie ihr Gott gewinnen.

Du liebe wunderschöne Blume,
Ach sage mir, wie fang ich's an,
Daß zu des Glaubens Heiligtume
Ich armes Kind gelangen kann?
Mein Heiland sagt, du sollst's verstehen
Samt allen Vögeln in den Höhen!

Du bist die freie und die reine,
Bist Unschuld und bist Seligkeit.
Die Engel gehn in deinem Scheine,
In lilienweißer Herrlichkeit.
Maria, die gebenedeite,
Hat Lilien zu ihrer Seite.

Ich bin nicht rein, nicht ohne Fehle,
Doch schau ich dich so stille an,
Was arg ist, flieht aus meiner Seele,
Und sel'ger Friede bricht sich Bahn,
Ja ich vergesse alle Dinge,
Als ob ich schon im Himmel ginge.

Digitized by Google

Drum, wenn ich nun begraben werde
Und euch der Frühling Blumen gibt,
Ihr Lieben, auf den Hügel Erde
Pflanzt mir die Blume hochgeliebt,
Du aber nimm mich auf beim Scheiden,
Herr Christ, du Lilie jener Freuden. Martin. (M. Lange).

III.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten,
Du bist der Priester unter der Familie.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel. Fr. Rückert.

Die Lilie zu Laach.

Laut rauscht das Fest zu Laach in der Abtei,
Lang beten im Gotteshaus die Frommen:
Dem jüngsten Bruder gaben sie die Weih',
Der unlängst erst ins Kloster ist gekommen.
Doch abends sitzen sie im hellen Saal,
Und Wein und Schüsseln kreisen durch die Runde,
Da ruft der neue Mönch ins heitre Mahl:
„Jetzt eu'r Geheimnis, gebet mir die Kunde."

Und düster wird es, wo die Lust gelacht,
Es harren ernst die Jungen und die Alten;
Dumpf spricht der Abt: „Nur allzufrüh erwacht
Die Neugier dir, ich will zurück nicht halten.
Nicht ist die Mär für Feste angethan:
Der Herr verlieh dem Kloster seltne Gnaden,
Im Leben zeiget er den Brüdern an,
Will er vor seinen Richterthron sie laden.

Wer sterben muß, erfährt es vor dem Tod;
Er findet, kommt er morgens zur Vigilie,
Auf seinem Stuhl im Chor beim Morgenrot,
Ob Lenz, ob Winter herrscht, die Totenlilie.
Die Blume ist ein heilig hoch Symbol,
Wie sie sei deine Seele keusch und helle!
Und siehst du sie, mein Sohn, bedenk' es wohl!
Im Geiste rein betritt die dunkle Schwelle!" —

Dem jungen Mönche schauert bei der Mär,
Es rieselt ihm die Furcht durch Mark und Glieder;
Die Brüder aber sitzen stumm umher,
Die Lust ist hin, sie kehret heut nicht wieder!
Sie geh'n zur Ruh'. Der Jüngling wandert lang
Bis in die Dämmerung in seiner Zelle.
Ach welcher Traum, furchtbar, erschrecklich bang!
Rasch fährt er auf: die Glocken klingen helle.

Digitized by Google

Er ist der erste dort im Tempelchor!
Er wankt zu seinem Stuhl im Heiligtume —
Wirr starrt der Blick, das Haar sträubt sich empor: —
Das ist sein Platz, dort liegt die weiße Blume! —
„Wie, sterben soll ich in der Blütezeit?"
So ruft er laut. „Ich will und muß noch leben!" —
Er wirft die Lilie in die Kirche weit —
„Nein, einem andern soll den Tod sie geben!"

Sie fällt. — Dort sitzet sonst der ält'ste Greis,
Der fast vor morschem Alter bricht zusammen.
Der Jüngling harret zitternd, leichenweiß,
Vor seinen Augen zucken gelbe Flammen.
Die Kirche füllt sich. — Sieh, der alte Mann
Erblickt die Lilie furchtlos, fromm, beklommen,
Und spricht: „Dein sel'ger Friede haucht mich an,
Sieh mich bereit, o Herr, du bist willkommen!" —

Und als verrauscht Gesang und Orgelspiel,
Da geht im Kloster um die ernste Kunde:
„Drei Tage noch — der Alte ist am Ziel,
Dann fährt er hin zu der Gerechten Bunde!"
Zum Totenamte rüsten sie sich schon,
Sie wählen still des Leichenzuges Leiter,
Sie üben der Gesänge dumpfen Ton;
Der fromme Greis vernimmt sie froh und heiter.

Der junge Bruder aber siecht dahin;
Wohl stemmt er sich, doch muß er unterliegen:
Ein wildes Feuer trübet ihm den Sinn,
Sie hören ihn durch grause Träume fliegen.
Was ihm begegnet, sie verstehen's wohl, —
Bald liegt die kalte Leiche in der Zelle. —
Die Blume ist ein heilig hoch Symbol,
Wie sie sei eure Seele keusch und helle!

Wolfgang Müller v. Königswinter.

Die Lilie.

Gotthold stand eines Tages vor einer Lilie, sinnend und mit gefalteten Händen, und auf seinem Angesicht leuchteten stille Andacht und die innere Rührung seines Herzens. So traf ihn sein Vater. „Wem hängst du nach, mein Sohn?" fragte ihn der Vater. Da antwortete Gotthold: „Ich gedachte des Wortes, das der Heiland über die Blume sprach, als er über Salomos Herrlichkeit sie erhob."

„Und warum dünkt dich dieses so eigen?" fragte der Vater, „du scheinst gerührt." — „O, mein Vater," antwortete der Knabe, es rührt mich, daß er, der Hohe, sich herabließ zum Lobe einer vergänglichen Blume und ihrer irdischen Schönheit."

Darauf sagte der Vater: „O wohl, mein Sohn, ich lobe und teile deine Empfindung. Er neigte sich zu dieser Blume, um alles Irdische zu verklären und den Menschen zur himmlischen Blüte zu erheben.

Auch in dem strahlenden und duftenden Kelche des verwelklichen Gewächses lehrte er sie den Urquell und Vater alles Lichtes und Lebens erkennen; er machte durch sein Wort die stille Blume zur Trösterin betrübter Seelen und pries zugleich ihre einfache Schönheit. Siehe, so stehet die Blume, ein irdisches Bild seiner himm-

Digitized by Google

lischen Weisheit, die Wahrheit, Güte und Schönheit zu einem ewigen Bunde vereinigt. Und vergänglich?" — setzte der Vater nach einer Pause hinzu — „siehest du nicht die Lilie in derselben Schönheit, worin der Herr sie sah?"

Krummacher.

91. Die Schwertlilie.

Wegen des reichen Farbenkleides der Blüte, das bei der deutschen Schwertlilie (Iris germanica) fast alle Farben des Regenbogens enthält, hat die Pflanze nach der griechischen Göttin des Regenbogens den Namen Iris erhalten.

Sie war den Griechen eine liebe Blume, und da die Iris als schnellfüßige, goldgeflügelte Götterbotin die Seelen der Frauen und Mädchen an den Ort ihrer Bestimmung führte, pflanzten die Griechen die nach ihr benannte Blume auf die Gräber der Verstorbenen. Bis in die Gegenwart hat sich diese Sitte erhalten. Ein neuerer Reisender hat eine Art der Pflanze überall auf den Gräbern der griechischen Kirchhöfe blühen sehen.

In der nordischen Mythologie stand die Himmelsschwertel mit dem Kultus der Frühlingsgöttin Ostara in Verbindung, die ja mit ihrer Rückkehr gleichsam den Regenbogen von neuem schuf. Nach Grimm dienten die Blätter der Pflanze zum Schmuck der Pfingstbraut, die nach altem deutschen Brauche um Pfingsten ihren Ehrenzug hielt; Reste dieser alten Sitte haben sich in Holland erhalten. Ein Mädchen wird hier mit Bändern und Blumen reich geschmückt und unter dem Namen „pinxter bloem", wie auf holländisch die Iris heißt, als personifizierter Frühling auf einem kleinen Wagen eingeführt. Arme Weiber ziehen denselben und jeder, der ihn kommen sieht, wirft denselben ein Scherflein zu; freut er sich doch auch, daß nunmehr wieder die bessere Zeit des Jahres ihren Anfang genommen hat. (Vergleiche auch Wiesenschaumkraut.)

Den jetzigen Namen Schwertlilie hat die Pflanze von den schwertförmigen Blättern erhalten, die den Klingen zweischneidiger Schwerter gleichen und von den Knaben im Spiel auch als solche benutzt werden.

Die Wurzeln von verschiedenen Arten sind vielfach zu Schminke und Parfümerien verwandt worden, die der Wasserschwertlilie galten sogar für wunderthätig. Wer sie bei sich führte, glaubte in ihnen ein Schutzmittel gegen Verblutungen zu haben.

Im Gegensatz zu der Brachdistel oder „Mannstreu" hat man die Schwertlilie „Frauentreue" genannt; von ihr singt der Dichter K. P. Conz:

„Mannstreu' nennt man ein Distelgewächs; von der zarten der Frauen
Schweigt man. Männer ja nur haben die Namen geschöpft.
Still doch reden von ihr unbenannt auch die Blumen; die Iris
Über den Bach dort gebeugt, nennt man die Treue der Frau'n!
Lüftern entrollt er, der flüchtige Quell; mit liebender Sehnsucht
Hangend am Flüchtigen stets, blickt ihm die schmachtende nach."

Die Entstehung der Schwertlilie.

Wie schmerzlich ist's, zu fliehn das Vaterland,
Das Haus, in dem des Kindes Wiege stand,
Das Gärtlein, wo der Knabe jubelnd spielte,
Das Thal, wo Mut und Kraft der Jüngling fühlte! —
Nur halb erfreut in fremder Flur das Glück,
Und doppelt lastet jedes Mißgeschick.

Als einst mit Joseph, dem vertrauten Mann
Maria fliehen mußt' aus Kanaan,

Digitized by Google

Den Gottessohn vor Menschenmacht zu retten,
Durchzog sie still entlegene, wüste Stätten;
Doch wie sie an Arabiens Grenzen kam,
Wuchs stündlich höher ihres Herzens Gram.

Es strahlte von des Himmels reinem Blau
Der Sonne Glut auf die verbrannte Au',
Und nirgends fanden bei des Mittags Schwüle
Die matten Wandrer eines Palmbaums Kühle,
Maria bat: „Vergönne, Joseph, mir,
Und unserm Knaben eine Ruhstätt' hier."

Und als sie so auf hartem Boden saß
Und trüben Blicks die öde Fläche maß,
Da flehte sie, das Kindlein auf den Armen:
„O habe, Herr, mit uns hier doch Erbarmen
Und führe bald durch dieser Wüste Sand
Mich, deine Magd, zurück ins Vaterland!"

Wie dies Gebet sich von der Lipp' ergoß,
Zur Erde nieder eine Thräne floß.
Und schau', ein Pflänzlein sah zu ihren Füßen
Maria plötzlich aus dem Boden sprießen;
Es wuchs und trieb zwei Blätter lang und schmal
Und schneidend wie des Schwertes scharfer Stahl.

Ach, muß ich denn auf allen Wegen seh'n,
Daß mir ein Schwert soll durch die Seele geh'n!
Maria sprach's mit trauerndem Gemüte,
Da schoß ein Stengel auf und eine Blüte.
Die Blüt' erschloß vor ihrem Auge sich
So klar und blau, daß sie dem Himmel glich.

Nach oben hob Maria nun den Blick,
Von oben kam ihr Mut und Kraft zurück.
Sie brach die Lilie: „Deine Himmelsbläue
Sei mir ein Bild von meines Gottes Treue!
Komm', Joseph! nach Ägypten zieh' ich gern!
Wo wir auch sind, uns schützt die Hand des Herrn."

F. Günther.

92. Die Nelke.

Der Name Nelke ist verkürzt aus Nägelein, Nägelken, der ursprünglichen Bezeichnung für die Gewürznägelein, welche ihren Namen von ihrem aromatischen Geruch und ihrer Ähnlichkeit mit kleinen Nägeln erhielten.

Wegen ihres angenehmen Duftes waren die Nelken schon bei den Alten beliebt. Nach einer griechischen Sage ist die Bart- oder Studentennelke aus den Augen eines jungen Schäfers entstanden. Mißmutig und unzufrieden kehrte einst die Göttin Diana von einer Jagd zurück; denn so sehr sie sich auch bemüht, nicht ein Stück Wild hatte sie erlegt. Auf dem Heimwege begegnete ihr ein schöner Schäfer, der fröhlich auf seiner Hirtenflöte blies; ihn beschuldigte Diana, das Wild verscheucht zu haben, und drohte mit furchtbarer Strafe. Umsonst beteuerte der Schäfer seine Unschuld, in blinder Raserei griff die Göttin der Jagd nach dem Unglücklichen und riß ihm die Augen aus dem Kopfe. Doch bald wurde sie von bitterer Reue erfaßt und wünschte ihre blutige That ungeschehen. Sie flehte zu Zeus, und dieser ließ aus den

Digitized by Google

Augen, die sie in der ersten Wut weit hinweg geschleudert, zwei Nelken erwachsen, die zum Zeichen des Ursprungs das Bild des Auges in sich trugen.

In der französischen Geschichte spielt die Nelke zu verschiedenen Malen eine nicht unbedeutende Rolle. Als Ludwig IX. oder der Heilige im Jahre 1270 seinen zweiten Kreuzzug gegen Tunis unternahm, brach in seinem Heere die Pest aus. Umsonst war das Bemühen der Ärzte, dem Wüten der Seuche Einhalt zu thun. Der König, der die Natur in ihrem geheimnisvollen Walten so vielfach als Spenderin des Heils gegen große Übel kannte und in ihrem Kräuterreichtum nicht unerfahren war, nahm an, daß in einem Lande, das solche Krankheiten erzeuge, auch die Natur ein Heilmittel dagegen bieten müsse. Er beschloß, in eigener Person nach den Pflanzenschätzen Afrikas auszuspähn; nach längerem Suchen entdeckte er auf dem dürren Boden eine an gewürzhaftem Duft überreiche, zarte Blüte, die er infolge der ersteren Eigenschaft „Nelke" nannte, da sie in ihrem Geruch ihm Ähnlichkeit mit dem Gewürz-Nägelein Indiens zu haben schien, und die er sofort als segenbringendes Geheimmittel betrachtete. Und wie die Sage berichtet, gelang es ihm auch, mit der aus der Blüte bereiteten Arznei manchem zur Heilung zu verhelfen. Doch nach einiger Zeit ward er selbst von der Seuche ergriffen und fiel als Opfer derselben. Die Kreuzfahrer brachten die Nelken mit nach Europa, und bald erfreuten sie sich in Frankreich allgemeiner Beliebtheit.

In späterer Zeit war die Nelke besonders die Lieblingsblume des großen Condé. Selbst als dieser in das Gefängnis geworfen wurde, hörte seine Liebe zu denselben nicht auf. Es war seine einzige Freude, dieselben in Töpfen unter sorgsamer Pflege zu ziehen, und gern vergaß er bei ihrem Anblick sein Mißgeschick. Seine Gattin warb während dieser Zeit treue Anhänger, die sie selbst zum Kampfe gegen die Feinde führte. Als es ihr endlich nach großen Anstrengungen gelungen war, ihn aus dem Gefängnis zu befreien, rief er bewundernd aus: „Fast ist es nicht zu glauben, während der alt erprobte Kämpfer Nelken zieht und pflegt, führt die Frau den Krieg und erringt ruhmvolle Siege!" Die rote Nelke wurde die Parteiblume aller, die ihm von Herzen zugethan waren. Knopfloch und Helm schmückten sie mit derselben, um sich schon äußerlich als treue Verbündete erkennen zu geben. Sie war ein Zeichen ihrer Verehrung, aber auch zugleich ihres kühnen Mutes und ihrer opferfreudigen Hingebung für ihren geliebten Feldherrn.

Durch das Interesse, welches der große Feldherr der Blume geweiht hatte, war die Blume im Hause der Bourbonen gleichsam erblich geworden. Der Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XV., beschäftigte sich in seinen Jünglingsjahren fast ausschließlich damit, Nelken zu ziehen. Er meinte, die Natur habe ihn besonders für die Blumenkultur befähigt. Dieser naive Glaube war durch die Schlauheit eines Schmeichlers entstanden, der, sowie der Prinz eine Nelke gepflanzt, in der Nacht einen bereits blühenden Nelkenstock unterschob und den Prinzen überredete, daß die von ihm gepflanzten Nelken in einer Nacht zur Entwickelung kämen. Der Prinz war unwissend genug, diese Lüge zu glauben, er wollte nun sehen, wie weit die Natur überhaupt seine Befehle vollziehe; als er daher in einer schlaflosen Nacht plötzlich aufstand, seine Umgebung ihm aber bemerkbar machte, daß es noch mitten in der Nacht sei, sagte er gebietend: „So will ich, daß es augenblicklich Tag werde!" Aber Aurora war weniger gefällig als der Hofschranze mit der blühenden Nelke, sie erschien nicht — es war und blieb Nacht.

Es war wohl ein Zurückgreifen in Condé's Zeit, wenn während der grauenvollen Revolution die Opfer der Guillotine sich mit roten Nelken schmückten, um ihre Todesverachtung und Treue zum Ausdruck zu bringen. Bemerkenswert über die Kultur der Nelke in Frankreich ist ferner, daß die hochrote Farbe der Nelke in Anknüpfung an die Volkstradition im Jahre 1802 für das Band der Ehrenlegion gewählt worden ist.

Während so in Frankreich die Nelke sich lange Zeit hindurch als eine Mode- und Lieblingsblume der höhern Gesellschaftskreise behauptet hat, ist sie in Belgien

Digitized by Google

zu einer echten Volksblume geworden, die ihre Verehrer und Pfleger selbst in den untersten Volksschichten gefunden hat. Es sind besonders die Arbeiter in den Steinkohlengruben, welche mit Lust und Liebe die Nelken in Töpfen ziehen und sich an ihrer dunkeln Pracht erfreuen.

Die Nelke.

O Nelke, die noch gestern
Im Kreise schöner Schwestern
Gepflanzt von Gärtners Hand
Als stille Knospe stand.

Schon aus der Knospe brachen
Die Schimmer und versprachen:
Es wird aus dir erblühn
Des Gartens Königin.

Du konntest kaum erwarten,
Zu prangen in dem Garten,
Und drängtest dich mit Macht
Hervor in einer Nacht.

Da barst die zarte Hülle
Von deines Stolzes Fülle.
O Blumenkönigin,
Dein Diadem ist hin.

Denn wenn nicht noch vom Baste
Ein Bändchen dich umfaßte,
So hing dein stolzes Haupt
Herab in niedern Staub.

Was willst du nun bei Schwestern,
Die deinen Stolz nur lästern?
O schätze dich beglückt,
Daß ich dich abgepflückt!

Fr. Rückert.

93. Die Pfingstrose.

(Paeonia.)

Diese in Griechenland und im südlichen Deutschland wildwachsende, bei uns nur in Gärten als Zierblume vorkommende Pflanze, war bereits im Altertum bekannt. Ihr Name Paeonia stammt aus der ältesten Zeit und ist griechischen Ursprunges. Er soll nach einigen von Päonius, dem Gott der Heilkunde, herrühren, der mittelst dieses Krautes den Gott der Unterwelt, Pluto, geheilt haben soll; nach andern soll er von dem Namen des griechischen Arztes Päon abstammen. Die Bezeichnung Putenje ist aus Päonia entstanden.

Früher hielt man besonders die Samenkörner dieser Pflanze für sehr heilkräftig gegen die Gicht, woran noch der Name „Gichtrose" erinnert, den dieselbe in einigen Gegenden führt. Die Pflanze stand überhaupt früher als Heilpflanze in hohem Ansehen; gegen Epilepsie und andere schlimme Krankheiten wurde sie benutzt. Noch heute hängt man kleinen Kindern die unter dem Namen Zahnkorallen bekannten getrockneten Samenkörner um den Hals, um ihnen dadurch das Zahnen zu erleichtern. Den Namen „Pfingstrose" erhielt die Pflanze, weil ihre rosenrote und rosengroße Blüte zur Pfingstzeit in voller Pracht sich entfaltet. Nach einer Sage soll die Pfingstrose im Dunkeln leuchten, und wenn man sie ausreißen will, immer weiter zurückweichen.

94. Der Goldlack.

Der Name Goldlack ist vielleicht aus „Gold-Lakey" entstanden; denn die Kindersprache macht den goldbetreßten Blumenblättern zu Ehren aus der Pflanze einen „goldenen Lakey." Der alte deutsche Volksname ist „Gelbveiglein," veranlaßt durch den veilchenartigen Geruch der Blüte.

Es ist eine liebe, altmodige Pflanze, die ebenso unermüdlich in halbverwilderten Bauergärten und auf Dorfkirchhöfen, als auf den gepflegten Gartenterrassen den Frühling anduftet. Am Rhein auf altem Gemäuer und noch mehr in Südeuropa kommt sie häufig verwildert vor. Sie stammt jedenfalls aus Asien und wurde schon von den Alten kultiviert, vorzüglich von den Römern, die sie mit Vorliebe zu Blu-

Digitized by Google

menkränzen wählten. Die Veilchenfelder, von denen bei Ovid und Virgil oft die Rede ist, beziehen sich auf diese Pflanze. In einem alten Kräuterbuche heißt es von dem Goldlack: „Er stärket das Haupt, schärft das Gedächtnis, ist gut gegen Zittern, bringt die verlorne Sprache wieder, erfreut und erquicket das Herz, tilgt aus die Flecken des Gesichtes,, macht das Gesicht klar und schön."

Weil die Pflanze sich überall mit Leichtigkeit ansiedelte, erhielt sie in Frankreich und Spanien die Bedeutung: „Treue im Unglück!" Auf altfranzösischen Wappenschildern findet sich oft ein Goldlack mit der Umschrift: „Fidelité au malheur."

Das „Gelbveiglein" war im Mittelalter in Deutschland eine der verehrtesten Pflanzen; es ist in unzähligen Volksliedern erwähnt, und meist als Abbild trauernder Liebe gedacht.

„Da bin ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und Gelbveigelein,
Dem ich alles gebe so gerne,
Der ist nun in der Ferne!" L. Uhland.

Auch als Kirchhofsblume erscheint sie oft, in den verschiedensten Volksliedern findet sich nachfolgende Strophe variirt:

„Und um das Grab der Herzliebsten mein
Blüht Amarant und Gelbveigelein!"

Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang. —

„Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt."

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüt,
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneun. —

„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das einzle welkt geschwind.
Aber, sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

„Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

„Weh' mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß ins Aug ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entziehn
Schließen will ich krankhaft fest
Mich in mich und dir entfliehn.

„Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt,
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank ich dir es jetzt.

Digitized by Google

„Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gelebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut, —
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ich's heut.

„Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blühn im Feld
Wie die Stern' auf höhrer Flur.
Einem Odem hauch' ich noch
Und er soll kein Seufzer sein,
Einen Blick zum Himmel hoch
Und zur schönen Welt hinein.

„Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel spann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier!
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzustehn!"

Fr. Rückert.

95. Die Levkoje.

Die Levkoje, in der Gegenwart noch eine der beliebtesten Gartenzierpflanzen, ist, wie ihr Name bezeugt, schon seit Homers Zeiten wegen ihres angenehmen Duftes ein Liebling der Menschen gewesen. Der jetzige Name ist aus der italienischen Bezeichnung leucojo entstanden, welche gleichbedeutend ist mit leucoion, d. i. weißes Veilchen (zusammengesetzt aus leukos = licht, weiß und ion = Veilchen).

Die Levkoje wurde bereits von den alten Griechen kultiviert; die wildwachsenden Pflanzen haben daselbst eine weiße Farbe und einen würzigen Veilchenduft. Nach einigen Gelehrten sollen es weiße Veilchen, Levkojen, gewesen sein, welche der Erde zur Nahrung für die in eine Kuh verwandelte Io entsproßten. Auch die von Virgil, Ovid und Horaz erwähnten Veilchenfelder werden von denselben als Levkojen gedeutet. Horaz erwähnt ihrer in einer seiner Oden, in welcher er den Luxus seines Jahrhunderts beklagt, daß, wo einst Ulmen mit Weinreben umkränzt standen, jetzt nur einsame Platanen ständen, und wo sonst ergiebige Ölpflanzen Nutzen brachten, jetzt nur duftende „Violarien" sich breiteten und die Levkojen alles überwucherten.

Im Mittelalter war die Levkoje die Lieblingsblume von jung und alt. Besonders war sie in den Gärten der Burgen und Schlösser zu finden, wo sie von den Burgfrauen in großer Fülle unter sorgsamer Pflege gezogen wurde. Man erzählt, daß es damals gelungen sei, Levkojenblüten in der Größe kleiner Rosen zu erhalten. Doch war die Kultur der Pflanze im ganzen eine wenig lohnende, recht unsichere. Oft erschien trotz der sorgsamsten Pflege nur eine dürftige Staude; dazu war die Farbe eine gar wechselnde. Die Pflanze führt deshalb auch den Namen die „Wandelbare," und ward durch andere, dankbarere Blumen, für lange Zeit verdrängt.

In Italien hat sie sich fast immer in der Gunst der Menschen erhalten, doch ist hier besonders eine hochrote Art beliebt. Seit dem heidnischen Altertum wird sie abergläubisch im Vollmond gesät, damit sie gefüllte Blüten trage.

Joseph Muth richtet an die Levkoje folgende Worte:

„Üppig hat die Natur dich gebaut, in schwellender Fülle
Hebt sich wie Seide so zart, lieblich wie Röschen dein Strauß,
Reich bist du mit Gewürzen versehn; verschwenderisch hauchst du,
Deines Reichtums bewußt, sie in dem Garten umher!"

96. Die Reseda.

Der Name dieser an äußerer Schönheit bescheiden ausgestatteten Blume kommt vom lateinischen resedare und bedeutet heilen, weil die Pflanze früher als Beschwörungs- und schmerzstillendes Mittel bei Krankheiten gebraucht wurde.

Digitized by Google

Die Heimat der Reseda sind die sonnereichen und regenarmen Gegenden der Berberei und Ägyptens, von wo sie erst vor circa 100 Jahren durch die Franzosen nach Europa gebracht wurde. Sie erschien 1742 zuerst im königlichen Garten zu Paris. Der kostbare Duft machte sie schnell zum Liebling von reich und arm, und die Resedazucht wurde in vielen Handelsgärtnereien in solcher Ausdehnung getrieben, daß ein Topf mit Reseda für ein Billiges zu erstehen war. In der Gegenwart zeichnen sich besonders in der Resedazucht die Städte Gent, Lüttich und Berlin aus. Die dortigen Gärtner verstehen es, die Reseda in verschiedener Höhe zu züchten. Man sieht dort neben Resedabäumchen zwei Meter hohe Resedapyramiden.

Weil die Reseda den kostbaren Duft aus so ganz schmucklosen und gar nicht in die Augen fallenden Kronen spendet, kann sie als Sinnbild der Bescheidenheit und des segenreichen Wirkens in der Stille und im Verborgenen gelten. In diesem Sinne singt J. F. Schink von ihr:

„Dein Duft ist süß und mild
Und ohne Farbenpracht; doch lieblich deine Blüte;
Du bist des edlen Weibes Bild,
Das ohne Schimmerprunk anzieht durch stille Güte.

Du blickst nicht stolz empor,
Als wolltest du dich selbst durch deine Düfte preisen,
Bescheiden hauchst du sie hervor,
So nützet ohne Stolz der Unterricht des Weisen.

Rings füllt dein Hauch die Luft,
Obgleich nicht Kron' noch Helm dein Dasein uns verraten,
Dir gleichet an Gestalt und Duft
Der wahre Menschenfreund und seine stillen Thaten."

In demselben Sinne singt Goethe:

„Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles, bescheidenes Kraut."

Eine bei uns wildwachsende Verwandte der wohlriechenden Reseda ist der Färber-Wau. Unter allen Resedaarten enthält diese am meisten einen gelben Farbstoff in sich, der sich zum Färben von Wolle und Seide eignet, weshalb diese Pflanze in manchen Gegenden angebaut wird. Auch der Name Wau bezieht sich auf den Farbstoff. Er stammt wahrscheinlich aus dem Keltischen. In dieser Sprache bezeichnet god einen gelben Farbstoff. Aus dem keltischen god wurde das französische gaud. Dieses Wort verwandelte sich in vaud, woraus unser deutsches Wau entstanden sein soll.

97. Der Rosmarin.

Der Name Rosmarin stammt aus dem Lateinischen; er ist zusammengesetzt aus ros-marinus und bedeutet Meertau. Diese sonderbare Benennung hat die noch sonderbarere Erklärung veranlaßt, die Pflanze sei so genannt, „weil sie auf trockenen Hügeln und steinigen Ufern des Meeres wachse, von dessen Bespritzung sie sich erhalte." Thatsächlich wächst die Pflanze viel an den Meeresküsten Südeuropas und gedeiht dort infolge der Einwirkung der feuchten Seeluft ausgezeichnet.

Schon den Griechen und Römern war diese Pflanze wegen ihres stark balsamischen Duftes und Geschmackes bekannt, und Rosmarinkränze fanden beim Opfern Verwendung. Auch die alten Germanen kannten bereits den Rosmarin, er war dem Fro und der Göttin des Hauses Holda geweiht. Jener war der Gott des Sonnenscheins und der Fruchtbarkeit der Erde, den man um günstiges Wetter

Digitized by Google

und reiche Ernte anrief, sowie der Gott der Liebe und der Ehe. Er lenkte den Sonnenwagen, der mit einem goldborstigen Eber bespannt war. Aus diesem Grunde ward auch der dem Sonnengott an dem Jol- oder Sonnenwendfeste dargebrachte Juleber mit Rosmarin bekränzt.

In der spätern Volkssitte hat der Rosmarin reichlich Verwendung gefunden und sich in einigen Gegenden bis heute erhalten. Bei Kindtaufen trugen die Paten Rosmarinsträuße an der Brust, und das Taufbecken war mit Rosmarinzweigen geschmückt. Auch die Braut trug statt der Myrte Rosmarin im Haar und die Hochzeitsgäste waren gleichfalls damit geschmückt, selbst auf der Hochzeitstafel waren Braten, Butter und Kuchen damit verziert. In auffallendem Gegensatze zu diesem Gebrauch tritt der Rosmarin in manchen Gegenden, besonders bei den Landleuten, als Zeichen der Trauer auf und wird bei Leichenbestattungen benutzt. Bei dem Begräbnis tragen die Leidtragenden Rosmarinzweige statt der sonst üblichen Zitrone in den Händen, die sie dann in das frische Grab werfen. Auch legt man wohl den Toten auf Rosmarinzweige und pflanzt einen Strauch auf das teure Grab. Hieraus erklärt es sich auch, daß man es als düsteres Vorzeichen ansieht, wenn man von Rosmarin träumt, wie es in einem alten Volksliede heißt:

„Ich hab' die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum."

Der Rosmarin.

Aus des stillen Gärtchens Frieden
Sind vorm heißen Sonnenstrahl
Schon die Rosen hingeschieden,
Nelk' und Rosen allzumal.

Auch die andern Blumen starben
Neigend vor der Sonne sich,
Traurig flohn die heitern Farben,
Selbst der Blätter Grün verblich.

Nur dort abwärts, grün wie immer,
Stehst du noch, mein Rosmarin!
Willst du von dem bunten Schimmer
Ernst zu dir die Seele ziehn?

Ja, du sagst: „Wenn alle schieden,
Wenn erlosch der Blumen Glanz,
Biet' ich, stillen Orts, dem Müden
Meinen ernsten, dunkeln Kranz."

Luise Brachmann.

Das Kind.

Die Mutter lag im Totenschrein,
Zum letztenmal geschmückt;
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie anblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt dem Kindlein sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht noch mehr!

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus;
„Du, liebe Mutter, gib
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch so lieb!"

Und als die Mutter es nicht thut,
Da denkt das Kind für sich:
Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So thut sie's sicherlich.

Schleicht fort, so leis es immer kann,
Und schließt die Thüre sacht,
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

Fr. Hebbel.

Der Engel und die Blume.

„Stirbt ein gutes Kind, kommt ein Engel zur Erde, legt es auf seine Arme, fliegt hin, wo das Kind gern war, und nimmt von da Blumen mit zum Himmel, daß sie dort noch schöner blühen als auf Erden. Gott der Herr drückt alle Blumen

Digitized by Google

an sein Herz, die aber, welche ihm die liebste, küßt er, und dann hat sie Stimme zum Lobgesang ewiger Seligkeit!"

Das erzählte ein Engel, indem er ein gestorben Kind hinauftrug zum Himmel, und dem Kinde war, als ob es träumte. Sie schwebten hin über des Kindes Heimat und kamen durch Gärten voll lieblicher Blumen. „Welche nehmen wir nun, sie in den Himmel zu pflanzen?" fragte der Engel. Und da stand ein Rosenstock, aber eine frevelnde Hand hatte seinen Stamm zerknickt und alle Zweige, voll großer, halb aufgesprungener Knospen, waren welk und traurig gesenkt. „Der arme Rosenstock!" sagte das Kind; „hilf ihm, damit er dort oben weiter blühe!" Und der Engel nahm ihn, küßte das Kind, und dies öffnete seine Augen ein wenig. Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, aber auch die mißachteten Wiesenblumen verschmähten sie nicht. „Nun haben wir Blumen!" lallte lächelnd das Kind; und der Engel sprach: „Ja!" aber er erhob sich noch nicht zu Gott.

Nacht war's und tiefe Stille; sie blieben in der großen Stadt, schwebten in einer der engen Gassen, wo allerlei Weggeworfenes lag. Es war Umzugstag gewesen, und da lagen nun allerlei verbrauchte und verdorbene Dinge im Schutt und Staube. Und der Engel zeigte auf die Scherben eines Blumentopfes, und ein Häuflein Erde, die herausgefallen und an den Wurzeln einer verwelkten Feldblume, welche auf die Gasse geworfen, sich noch zusammenhielt. „Die nehmen wir auch!" sagte der Engel; „indeß wir fliegen, sag' ich dir, weshalb." Sie flogen nun und der Engel erzählte: „Dort unten in der schmalen Gasse, in dem niedrigen Keller, wohnte ein armer, kranker Knabe. Von je an war er an sein Lager gefesselt; wenn er am gesundesten war, selten nur konnte er auf Krücken die kleine Stube ein paarmal auf- und niedergehen, weiter bracht er's nicht. An einigen Sommertagen fielen die Sonnenstrahlen während einer kurzen Frist bis auf den Flur des Kellers, und wenn sich dann der arme, da sitzende oder knieende Knabe von der wärmenden Sonne bescheinen ließ und das rote Blut durch seine feinen Finger, die er vor das Antlitz hielt, sah, dann sagte man: „Ja, heute ist er aus gewesen!" Er kannte den Wald in seinem herrlichen Frühlingsgrün nur dadurch, daß ihm des Nachbars Sohn den ersten Buchenzweig brachte, und den hielt er sich übers Haupt, und dachte sich dann unter Buchen, bei Sonnenschein und Gesang der Vögel. An einem Frühlingstage brachte ihm des Nachbars Knabe auch Feldblumen und eine mit der Wurzel; sie wurde in einen Blumentopf gepflanzt und dicht am Bett in das Fenster gestellt. Die Blume wuchs, trieb neue Schösse und trug jedes Jahr ihre Blumen; sie wurde des kranken Knaben Blumengarten, seine liebste Hab' auf Erden; er begoß sie, pflegte sie und sorgte, daß kein Sonnenstrahl, welcher durch das niedrige Fenster eindrang, ihr entgehe. Die Blume war seine herzige Freundin, sein Trost im Leben und Träumen; für ihn blühte und duftete sie, zu ihr wendete er dankend sich im Tode, da der Herr ihn rief.

Ein Jahr ist er nun bei Gott gewesen, ein Jahr stand die Blume unbeachtet am Fenster, sie ist verdorrt und deshalb beim Umzuge hinausgeworfen auf die Straße. Dies ist die Blume, die arme, abgestorbene, die wir mit uns genommen haben: denn diese Blume hat mehr erfreuet, als die prachtvollste Blume im fürstlichen Garten. — „Aber, wer sagte dir das alles?" fragte das Kind, welches der Engel gen Himmel trug! — „Ei," sagte der Engel, „ich war ja selbst der kleine, kranke Knabe, der auf Krücken ging, ich werde doch meine Blumen kennen!" Und das Kind öffnete seine Augen ganz und sah in des Engels froh verklärtes Antlitz, und jetzt wurden sie im Himmel von Freude und Glückseligkeit empfangen. Und Gott drückte das tote Kindlein an sein Herz, und da bekam es auch Flügel und flog mit den andern Engeln Hand in Hand. Und Gott drückte alle Blumen an sein Herz, aber die verdorrte Feldblume küßte er, und da sang sie nun mit den Engeln, welche Gott umschwebten, diese ganz nahe, jene fern und ferner in großen Kreisen, immer weiter in's Unendliche, und alle vollauf glücklich. Und alle, klein und groß, sangen Loblieder dem Herrn, auch das fromme, gesegnete Kind, und die bescheidene Feldblume, welche verdorrt da gelegen in der engen dunkeln Gasse.

Nach H. C. Andersen.

Digitized by Google

98. Braut in Haaren.

(Nigella damascena.)

Die bläulich-weißen Blüten mit 5—7 blättriger, vielteiliger Hülle erinnern an das aufgelöste Haar einer Jungfrau oder Braut und haben der Pflanze die Namen: „Braut in Haaren," „Jungfer im Grünen" und „Jungfer im Busch" gegeben. Fast bei sämtlichen alten Kulturvölkern war der Übergang vom ledigen zum ehelichen Stande bei den Frauen mit einem Wechsel in der Tracht des Haupthaares (anderes Einflechten, Bedecken u. s. w.) bezeichnet; das Abscheren derselben galt vielfach für ein Zeichen der Schmach. Bei den alten Deutschen besonders erschien die Braut an ihrem Ehrentage im vollen, aufgelöst herabwallenden Haarschmuck, eine Sitte, die sich für fürstliche und vornehme Bräute noch bis ins vorige Jahrhundert erhalten hat. Es war ein Zeichen des jungfräulichen Standes, und die züchtige Braut hieß danach eine „Braut in Haaren."

Die Pflanze heißt auch „Gretel im Busch," und man erzählt in Österreich über die Entstehung dieses Namens folgende Sage: In einem Dorfe war ein reicher, aber geiziger Bauer, der eine schöne Tochter hatte, die Grete hieß. Ihm gegenüber wohnte ein armer Bauer, dessen hübscher Sohn Hans genannt wurde. Die jungen Leute liebten sich, und sehnten sich herzlichst, einmal ein Stündchen zusammen zu verplaudern; doch der Bauer bewachte mit scharfem Auge die Tochter und verhinderte jede Annäherung. Da sah nun Grete in verzehrender Sehnsucht so lange aus ihrem Garten nach Hans und dieser schaute vom Wege her so lange nach Grete, bis beide in Blumen verwandelt wurden. Aus Grete wurde „Gretel im Busch" und aus dem Hans „Hansel am Weg" (Polygonum aviculare).

Braut in Haaren.

„Braut in Haaren," so bist du genannt,
Du lieblicher Engel im Blumenland,
Weil so bräutlich geschmückt dein sonniges Haar,
Weil so blau wie der Himmel dein Augenpaar.

„Braut in Haaren," allerschönstes Bild,
Wer hat dich in Reiz und in Zauber gehüllt?
Wer schmückte das Haar dir mit maigrünem Kranz?
Wer gab den Augen den himmlischen Glanz?

„Braut in Haaren," holdes Blümelein,
Das mußte der Frühling sein;
Er wiegte dich liebend in blumigem Schoß
Und zog mit Engeln der Unschuld dich groß.

„Braut in Haaren," blüh' und grüne fort;
Der Himmel sei deiner Unschuld Hort,
Dein Herz der Treue Altarraum,
Dein Lieben ein sel'ger Frühlingstraum.

B. Bunge.

99. Das Löwenmaul.

Als Herkules den Riesenlöwen Nemeas, der nur mit waffenloser Hand erlegt werden konnte, und der darum lange ein Schrecken für ganz Griechenland gewesen war, mit starkem Arm glücklich bezwungen und getötet hatte, da feierte selbst der Olymp die große That, und alle Götter brachten ihre Geschenke. Flora, die Göttin der Blumen, wollte ihn bekränzen und schuf dazu eine neue herrliche Blume, die in ihrer Blüte in Bau und Farbe dem blutigen Rachen jenes Untiers glich, der sich

Digitized by Google

vor kurzem noch brüllend geöffnet, um den gefeierten Sohn des Zeus und der Allmene zu zerfleischen. Seitdem sprießt das Löwenmaul fort und fort aus unserer Erde, Götter und Heroen hat es überdauert. Mit seinen blutigen Lippen und weitem Schlunde schreckt es nicht die emsige Biene, die kühn hineinschlüpft, um den Nektar in seinem Schlunde zu saugen, und Kinderhände greifen zu lustigem Spiel und erheiterndem Kurzweil gern nach ihm.

Aus „Savonarola."

An Blumen freut sich mein Gemüte,
Und ihren Rätseln lausch' ich gern,
Wie sie uns nah mit Duft und Blüte,
Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Wenn ich durch ihre schmucken Reihen
In Abendkühle wandeln geh,
Und oft in süßen Träumereien
An einer Gruppe sinnend steh':

So ist mir schon zu Sinn geworden,
Es lagre unterm Himmelszelt
Der große reiche Blumenorden
Ein weites Kloster durch die Welt.

Ob sie nicht in Gelübden leben? —
Sind nicht die Blumen keusch und rein?
Der Armut hold und treu ergeben,
Vergnügt bei Tau und Sonnenschein?

Gehorsam springen sie vom Bette,
Wenn sie die Frühlingshora ruft,
Und eilen in die große Mette,
Zu bringen ihren Opferduft.

N. Lenau.

100. Das Geißblatt.

(Lonicera.)

Das Geißblatt hat seinen Namen von der Vorliebe, welche die Geiß oder Ziege für die Blätter dieser wohlriechenden Pflanze zeigt. Eine Erklärung der auffallenden Bezeichnung „Je länger, je lieber" gibt W. Müller in folgender Mythe:

Vor Zeiten blühte das Geißblatt nur kurze Zeit, wie die übrigen Kinder der Flora. Aber da wohnten einmal zwei Verlobte, Daphnis und Chloe, weit von einander getrennt und konnten sich nur selten sehen und sprechen. Einstmals im Frühlinge kam die alte Lycinna mit ihrer Tochter Chloe und besuchte ihre Jugendfreundin, Daphnis Mutter. Doch diese erwartete sie nicht und saß gerade in einer blühenden Geißblattlaube ihres Gartens, als die lieben Freundinnen sie überraschten. Da fragte Daphnis nach den ersten stummen Ergüssen der Zärtlichkeit die gute Lycinna, ob sie auch recht lange bei ihnen bleiben wollten. Scherzend antwortete jene: sie wollte bleiben, bis das Geißblatt verblüht wäre. Diese Worte merkte sich Daphnis, und als es finster geworden war, ging er nach dem nahen Haine, wo ein Hirt die Göttin der Liebe aus glänzendem Buchsbaum geschnitzt hatte, und bat diese: „Laß das Geißblatt lange blühen und duften dieses Jahr, denn mit ihm verwelken meine Freuden. Zwei weiße Tauben gelobe ich dir und frische Kränze jeden Abend, wenn du meine Bitte erhörst." Die Göttin erhörte und ließ das Geißblatt blühen und duften bis in den späten Sommer hinaus, und so hielt Daphnis seine Gäste fest bei ihrem Worte und genoß lange die Nähe seiner Geliebten. Damals nannte er es zum erstenmale: „Je länger, je lieber," und bis auf unsere Zeit behielt es seine lange Blütezeit und den schönen Namen.

An eine Geißblattranke.

Zwischen Fichtenwäldern in der Öde
Find ich, teure Blüte, dich so spat?
Rauhe Lüfte hauchen schnöde,
Da sich eilig schon der Winter naht.

Dicht auf Bergen lagen Nebelstreifen,
Hinter denen längst die Sonne schlief,
Als noch übers Feld zu schweifen
Mich ein inniges Verlangen rief.

Digitized by Google

Da verriet dich dein Geruch dem Wandrer,
Deine Weiße, die dich blendend schmückt:
Wohl mir, daß vor mir kein andrer
Dich gesehn und dich mir weggepflückt.

Wolltest du mit deinem Dufte warten,
Bis ich käm an diesen stillen Ort?
Blühtest ohne Beet und Garten
Hier im Wald bis in den Winter fort?

Wert ist wohl die spat gefundne Blume,
Daß ein Jüngling in sein Lied sie mischt,
Sie vergleichend einem Ruhme,
Der noch wächst, da schon so viel erlischt.

Graf A. v. Platen.

101. Die Nachtviole.

Die Nachtviole ist die schöne Königin der Nacht. Nur in der lauen Dunkelheit entströmt ihren Blüten der liebliche, veilchenartige Duft, welcher ihr den Namen gegeben und ihr die Herzen der Dichter zugewandt, die sie in ihren Liedern verherrlichen. — Was unter den Vögeln die Nachtigall, ist unter den Blumen die Nachtviole; beim hellen Tagesscheine unansehnlich in das Gewand der Trauer gehüllt, werden beide unter ihren glänzenden Schwestern leicht übersehen. Aber bricht die stille Nacht herein, so entsteigt der einen bezaubernder Gesang, der andern süßer Duft zum Himmel empor und stille Seelen freuen sich ihrer.

Die Nachtviole.

I.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bei der Nachtigall Schlag haucheſt du köstlichen Geist. Goethe.

II.

Warum bist du aufgewacht
Erst im Sternenscheine
Arme Blume? Deine Pracht
Blüht jetzt ganz alleine
In der Nacht.

Deine Zweige nicken sacht,
Kühle Winde wehen;
Sonne, die so golden lacht,
Wirst du niemals sehen
In der Nacht.

All die Freuden, reich entfacht,
Darfst du nicht erwerben;
Wo kein Auge dein hat Acht,
Mußt verlassen sterben
In der Nacht.

Auch in meines Herzens Schacht
Thut solch Blümlein stehen,
Dessen noch kein Aug' gedacht,
Wird wie du vergehen
In der Nacht. L. Pfau.

III.

In dunklen Nächten haucht ihr reines Leben
Die Nachtviole aus, die zarte Blume;
Die Welt bemerkt es nicht, und nur die Sterne
Freuen sich ihrer.

In Lebensnächten weint so manche Seele
Ihr tiefes Leid, der lauten Welt verborgen;
Sei ruhig Seele, auch in deine Nächte
Schimmern die Sterne. W. Kilzer.

102. Der Eisenhut.

Den Namen Eisen- oder Sturmhut hat die Pflanze von der stahlblauen, helmartig gewölbten Krone. Die Kinder entfernen von der Blüte vorsichtig den

Digitized by Google

Helm, wodurch die Honiggefäße als kleine Täubchen zum Vorschein kommen, die an kleinen, hellen Fäden an den Wagen aus den Blütenblättern gespannt sind; der etwas höhere Griffel inmitten der Staubgefäße ist die Venus, umgeben von den Amoretten. Die Pflanze führt deshalb auch den Namen „Venuswagen", und in Österreich wegen der Taubenähnlichkeit die Bezeichnung „Täuberle im Nest." Wegen der schönen Blüte hat man die Pflanze trotz ihres Giftes in die Gärten genommen. Der giftige Saft dieser Pflanze gab den Alten die Veranlassung zu der Sage, daß dieselbe aus dem Geifer des Cerberus entstanden sei, der auf die Erde fiel, als Herkules den Höllenhund heraufbrachte.

Die alten Deutschen vergifteten mit den Wurzeln des gelbblühenden Eisenhutes die Wölfe, indem sie den Tieren Fleischstücke hinwarfen, in denen sich die giftigen Wurzeln befanden.

Eisenhütchens Taubenwagen.

Was fährt im Garten trab, trab, trab,
Vorbei an Busch und Lauben?
Das ist kein Scheck, das ist kein Rapp,
Das sind zwei weiße Tauben.

Was ziehn sie denn am Stengelchen
Selbander unverdrossen?
Das ist ein Muschelwägelchen
Von blauem Schmelz umflossen.

Drin sitzt die Himmelskönigin,
Die läßt die Tauben fliegen.
Husch, husch, gehts durch die Lüfte hin
Zu Ball und Tanzvergnügen.

Volksblatt für Stadt und Land.

Der Eisenhut.

Glänzend belaubt
Stehst du aufrecht und grade,
Stahlblauen Helm auf dem Haupt,
Als gelt es ehrlichen Streit. Ach Schade!
Voll Trug und List
Dein Inneres ist.

K. Fulda.

Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tief gesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reich geschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch', ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüftern.

Aus den Blütenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau,
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Tau.

Aus dem Helm des Eisenhutes,
Mit dem dunkelgrünen Laube,
Tritt ein Ritter kecken Mutes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf dem Haupte nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Digitized by Google

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Zepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt an's Bett, um seine Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich, und singen
Der Entschlaf'nen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen, von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten.

Wo uns Lenzensäfte kühlten,
Unsre schlanken Stengel beugend;
Wo wir nachts als Elfen spielten,
Unserm Blütenhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Tau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblüh'n, doch eh' wir sterben,
Mädchen, trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt, sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder,
Mit dem alten, dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch' ein Rauschen, welch' ein Rauben!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen! —

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Geister weichen,
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft gerötet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getötet.

F. Freiligrath.

103. Die Ringelblume.

(Calendula.)

Die Ringelblume ist eine in Gärten und auf Kirchhöfen häufig angepflanzte Zierblume. Der Name Calendula bezieht sich auf die monatelange Dauer der Blütezeit, denn mit dem Worte Calendae bezeichnete man sowohl den ersten Tag jedes Monates als auch den Monat selbst. Im Deutschen führt die Pflanze mehrere Bezeichnungen. Über den Namen Ringelblume sagt ein alter Kräuterkenner: „Die Pflanze ist aber aus keiner andern Ursache Ringelblume genannt worden, als von ihrem Samen, der ganz krumm wie ein Ring zusammengebogen ist." Ein anderer Name ist „Totenblume"; diese Bezeichnung kann von dem leichenartigen Geruch dieser Pflanze herrühren, oder von der Sitte, Kinderleichen mit diesen Blumen zu schmücken. In Österreich heißt die Pflanze vorzugsweise „Totenblume", weil sie am Allerseelentage noch auf den Gräbern blüht und aus ihr und dem Singrün viele Totenkränze gewunden werden. Außer diesen Namen führt sie auch die Bezeichnung „Regenblume". Die Blüte ist nämlich hygroskopisch, d. h. empfindlich für den Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Öffnet sich daher die Pflanze am Morgen nicht, so kann man mit Recht darauf schließen, daß Regen in naher Aussicht ist.

Blumenbotschaft.

Weiß nicht, wie es mag geschehen:
Wenn ich auf den Kirchhof gehe
Und die schönen Blumen sehe,
Immer scheinen

Sie zu weinen
Und mit solchen frommen Blicken
Dem Entschlafnen nachzusehen,
Daß ich keine möchte pflücken.

Digitized by Google

Komm ich dann in meinen Garten:
Wie sie dort mir alle winken,
Lachend mit den Augen blinken
Und mir nicken,
Sie zu pflücken!
Daß mein Herz in tausend Freuden
Oft es nimmer kann erleiden,
Sich an solcher Lust zu weiden.

Und so denk' ich mir denn immer,
Daß euch Blumen auch ein Leben
Von dem lieben Gott gegeben,
Daß von Herzen
Ihr zu Herzen
Freud und Schmerzen möget künden,
Kann sich doch die Liebe nimmer
Lieblichere Boten finden.

Ob mir wohl noch je beschieden,
Daß ich euch dem einen sende,
Den ich liebe ohne Ende?
Ach, wohl nimmer,
Glaub' ich, nimmer!
Und so will ich euch denn winden
Um die Gräber meiner Lieben,
Ihnen darf mein Leid ich künden.

R. Reinick.

104. Die Sonnenblume.

Die Sonnenblume (Helianthus annuus) hat ihre Heimat in Mexiko und Peru und ist 1569 nach Europa gekommen. Man weiß nicht, ob sie den Namen von der strahlenden Sonnenform und goldenen Farbe der Blüte hat, oder weil sie immer der Sonne ihr glänzendes Angesicht zuwendet.

Die alten Griechen bezeichneten mit „Sonnenblume" oder „Sonnenwende" eine andere Blume, Heliotropium europaeum, die, wie Ovid uns berichtet, aus der unglücklichen Clytia entstanden sein sollte. Herangewachsen zu herrlicher Jugendschöne war dieselbe in heißer Liebe zu dem strahlenden Sonnengott Helios entbrannt; all ihr Denken und Sinnen galt nur dem treu Geliebten, und gern lauschte sie dessen schmeichelnden Worten, daß auch sein Herz ihr allein gehöre. Doch nur zu bald entschwand die holde Täuschung, Clytia mußte in bitterer Enttäuschung zu ihrem großen Schmerze erfahren, daß sie die Gunst des Licht und Leben spendenden Gottes mit der Leukothon nur teilte. Im raschen Zorn der auflodernden Eifersucht entdeckte sie Orchamos, dem Vater ihrer Nebenbuhlerin, das Liebesverhältnis, wurde jedoch zur Strafe dafür von Helios verstoßen. In verzehrender Sehnsucht und hoffnungsloser Trauer aber folgte sie fortan dem leuchtenden Gefährt desselben vom Aufgange bis zum Niedergange, bis sich endlich die Götter ihrer erbarmten und sie in das Heliotropium verwandelten, das noch heute seine offenen Blütenaugen stets dem „Strahl des Helios" zuwendet.

Die Sonnenblume liebt das Licht;
Sie will sich stets zur Sonne drehen.
So mußt du Gottes Angesicht,
Willst du nicht irren, auch ansehen.

J. Tersteegen.

Die Sonnenblume.

I.

Du Sonnenblume dort oben,
Dir bin ich allezeit gut,
Weil stets so fromm erhoben
Dein Aug' in der Sonne ruht.

Und ist sie hinabgesunken,
So neigst du krank das Haupt,
Als sei dir in ihren Funken
Ein Mutterantlitz geraubt.

Du willst mir, Blume, deuten,
Daß ich so glaubensvoll
Zum Quell der Himmelsfreuden
Mein Auge richten soll.

G. Scheuerlin.

Digitized by Google

II.

O Rosen, die mit Ruhme
Ihr prangt in Duft und Licht,
Ich bin die Sonnenblume,
Und ich beneid' euch nicht.

Des Falters flatternd Kosen,
Die Lieder im Gesträuch,
Der Menschen Lob, ihr Rosen,
Wie gerne gönn' ich's euch!

Mir schafft es volle Genüge,
Vom Himmelstau getränkt
In meines Liebsten Züge
Zu schauen still versenkt.

Zum Sonnenjüngling richte
Das Haupt ich früh und spät,
Und nähre mich vom Lichte,
Das sein Gelock umweht.

Mein Auge bleibt dem Hohen
Auch dann noch zugekehrt,
Wenn er mit heil'gen Lohen
Zuletzt mich selbst verzehrt.

O sprecht, wie ließ' erwerben
Sich köstlicher Geschick,
Als so dahin zu sterben
Sanft an des Lieblings Blick!

Drum blüht in eurem Ruhme,
Ihr Rosen, wonniglich;
Ich bin die Sonnenblume,
Und selig bin auch ich.

E. Geibel.

105. Die Georgine.

Die Heimat der Georgine ist Mexiko. Im Jahre 1784 sandte sie der Direktor des botanischen Gartens in Mexiko, Vincent Cervantes, dem Direktor des botanischen Gartens, Cavaniltes, zu Madrid, der sie zuerst 1791 beschrieb und ihr zu Ehren des schwedischen Botanikers Dr. Dahl den Namen Dahlia beilegte. Dreizehn Jahre wurde sie in den königlichen Gärten des Escurial als Gefangene gehalten; keine Knolle durfte abgegeben werden. Endlich kam sie nach Frankreich, wo sie großes Aufsehen erregte. Aus Unkenntnis hatte man sie in ein Treibhaus gebracht, und die Knollen verfaulten. Doch bald darauf entdeckte Humboldt im Mutterlande die Pflanze auch und sandte Samen und Knollen nach Europa. Der Botaniker Willdenow taufte sie von neuem, und da schon eine frühere Pflanze nach Dahl den Namen erhalten hatte, nannte er sie nach dem berühmten Petersburger Reisenden Georgi „Georgine", nicht nach dem Könige Georg III., wie die Engländer angeben.

Schnell verbreitete sich die Georgine und wurde die beliebteste und gesuchteste Modeblume. Vorzüglich wurde in England ein solcher Luxus damit getrieben, wie wohl noch nie mit einer Pflanze zuvor; ungeheure Summen wurden dafür verschwendet. Man begrüßte es als ein großes Ereignis, als es einem englischen Gärtner gelungen war, eine weiße Georgine zu erzeugen. Die Spielarten vermehrten sich ins ungeheure, über 2000 werden in der Gegenwart unterschieden. In allen Farbenschattierungen ist es gelungen, dieselbe zu kultivieren, nur die Bemühungen, eine blaue Art zu erhalten, sind trotz der Aussetzung eines Preises von 1000 Pfd. Sterling nicht mit Erfolg gekrönt worden. Die blaue Georgine ist eine Blume der Phantasie geblieben bis heute.

Dafür machten jedoch die Georginen durch eine andere, ganz eigentümliche Eigenschaft von sich reden. Man bemerkte nämlich, daß einige gelbe Georginen im Dunkeln leuchteten, phosphoreszierten; diese haben den Namen „Deutsche Sonne" erhalten. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurde in Mexiko noch eine neue, reichblühende weiße Georgine entdeckt, die zu Ehren des Kaisers Maximilians den Namen „Kaiser-Dahlia" erhielt. Sie scheint jedoch ein wärmeres Klima zu beanspruchen; alle Versuche, sie bei uns einzubürgern, haben bis jetzt wenig Erfolg gehabt.

So sehr die Georgine aber auch bei uns ist gepflegt worden, und so schön sie auch sein mag, zum Herzen ist sie nie gedrungen, wie etwa die königliche Rose oder auch nur

Digitized by Google

das bescheidene Veilchen. Sie ist und bleibt ein Fremdling, der mit äußerem prahlerischen Schmucke wohl das Auge reizt, doch dem das Angenehme und Anziehende des Duftes fehlt.

Die Georgine.

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer schon gewählt.

Sind nicht zu kalt dir diese Nächte?
Wie lebst du diese Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin;

Wenn ich mit Maitau dich benetzte,
Begösse dich mit Juni-Licht?
Doch ach, dann wärst du nicht die Letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.

Herm. von Gilm.

106. Die Aster.

Die strahlenförmig stehenden Randblumen geben den Blüten ein sternähnliches Aussehen, deshalb bezeichneten schon die alten Griechen und Römer verschiedene Arten dieser Gattung und auch ähnlich blühende Pflanzen mit dem Namen Aster, d. h. Stern.

Unsere Gartenasterblume stammt aus China und ist um 1730 bei uns eingeführt. Sie erfreute sich bald einer allgemeinen Beliebtheit, ward für lange Zeit Modepflanze und in zahlreichen Spielarten kultiviert.

Über die Entstehung der Aster erzählt W. Müller folgende Legende: Zu der Zeit, als unser Erlöser noch ein Kind war, sandte sein Vater die Engel aus dem Himmel herab und gab ihnen Knabengestalt, um mit dem kleinen Jesus und anderen frommen Kindern in Nazareth zu spielen. Da begab es sich eines Tages, daß der kleine Johannes, der nämliche, der seines Herrn Lieblingsjünger wurde, mit seinem himmlischen Gespielen in einem schönen Blumengarten sich erging. Der Abend war schon angebrochen, und die Sterne traten immer heller aus dem dunkeln Äther hervor. Da sprach der Engel zu Johannes: „Ich will nun schlafen gehen." — „Wo ist dein Bett, lieber Fremdling?" fragte Johannes. — „Dort oben bei den Sternen," entgegnete der Engel. — „Ach, da muß es sich wohl recht süß schlafen lassen," seufzte der Kleine, „wenn ich doch mit dir gehen dürfte." — „Dein Bett ist auch schon droben gemacht," tröstete ihn der Engel, „aber da wirst du dich hier unten erst noch ein Weilchen recht müde liegen müssen, du armes Kind." Der Knabe verstand die letzten Worte des Engels nicht und pflückte schnell ein Sträußchen von Rosen und Lilien, um sie seinem lieben Gespielen zum Andenken bis zum andern Morgen mitzugeben. „Da hast du ein Sträußchen," sprach er zu dem Engel, „und wenn du morgen früh wieder herunter kommst, so vergiß nicht, mir ein anderes von droben mitzubringen, denn da müßt ihr ja viel größere und schönere Blumen haben, als wir." — „Die haben wir auch," antwortete der Engel, „aber wir können sie nicht zu euch herunter bringen. Siehst du die Sterne am Himmel leuchten? Das sind unsere Blumen, die sind aber so groß und hell, daß du mit deinen kleinen und schwachen Augen wohl schwerlich würdest hineinsehen können, wenn ich sie dir so nahe brächte, wie diese Rosen und Lilien. Ich kann dir das alles nicht so deutlich sagen, aber diese Blumen sind nicht in Erdreich gepflanzt, sondern in blauen Äther, und sie nähren sich nicht von Sonnenstrahlen, sondern von Gottes Augenlicht. Jedoch will ich dir morgen ein Samenstäubchen von solcher Blume mitbringen, das wollen wir in deine Erde pflanzen, und wer weiß, was daraus werden kann." — Der Engel küßte den Knaben und verschwand. Am andern Morgen kam er wieder, wie er versprochen, und hatte ein hellschimmerndes Körnlein in der Hand, das gruben

Digitized by Google

sie selbander in die Erde und begossen es alle Morgen und alle Abend mit frischem Wasser, das der Engel in seiner Hand brachte. Der kleine Johannes erzählte nun allen guten Kindern in Nazareth, daß er einen Stern in seinem Garten gesät habe, und die Kinder kamen alle Tage, um zu sehen, ob der Stern noch nicht aufgehen wollte. Und siehe, da erwuchs und erblühte im Herbste eine schöne, bunte Blume, von runder Gestalt und ringsum von vielen schmalen Blättchen, gleich wie den Sternstrahlen, umgeben, und sie behielt den himmlischen Namen, den die Kinder ihr gegeben hatten. Und wenn ich des Abends bei einem Asterbeete stehe, und über mir und ihnen die Sterne aufgegangen sind, so scheint es mir oft, als ob sie miteinander von ihrer Verwandtschaft flüstern und als wollten die Blumen vor Sehnsucht hinauf und die Sterne herunter, um sich in Liebe zu umfangen.

Die Aster.

I.

Die Astern sind der Fluren Sterne,
Und ihre bunte Farbenpracht
Erblickt das Auge doppelt gerne
Am Abend vor des Jahres Nacht.

Wenn längst die Sommerblumen starben,
Das Jahr enteilt mit schnellem Fuß,
Dann strahlen sie in allen Farben
Und künden uns den Abschiedsgruß.

E. Prosch.

II.

Lieb ist mir gar manche Blume,
Die in meinem Garten steht;
Doch am liebsten mag ich weilen
Vor dem bunten Asterbeet.

Blaue, rote, weiße Blättchen
Sitzen in dem Kelch vereint,
Wie ein Kranz von hellen Strahlen
Rings um seinen Stern erscheint.

Aster will ein Stern bedeuten,
Also hab ich es gehört;
Weiße, blaue, rote Blumen
Werden damit hoch geehrt.

Sternenblume! zu den Sternen
Willst du uns're Augen lenken,
Daß wir an der Sterne Schöpfer
Und an deinen mögen denken!

Fr. Rückert.

107. Das Singrün.

(Vinca minor.)

Das Singrün gehört zu den wenigen heimischen Pflanzen, die auch in eisiger, trüber Zeit, wenn die andern zarten Kinder des Lenzes längst verwelkten und verwehten, fröhlich im winterlichen Walde grünen, und die in ihren frischen, saftigen Blättern das Panier der Hoffnung auf eine bessere Zeit entfalten. Der Name heißt so viel wie Immergrün; die erste Silbe desselben ist entstanden aus dem altdeutschen Worte sin oder sint, das als Hauptwort in der Bedeutung von Stärke und Dauer zu fassen ist; Singrün bedeutet demnach soviel als die in Dauer grüne Pflanze. Das alte Wort sint finden wir noch in dem Worte Sintflut, jetzt meist Sündflut geschrieben. Schon früh hat man in der Pflanze das Sinnbild der Treue und Beständigkeit erblickt; auch die Farbe der Blüte war der Pflanze förderlich; das Blau derselben deutet auf die Ewigkeit.

Das Singrün war vorzüglich den Jungfrauen geweiht, und seine Blüten wurden „Jungfrauenkronen“ genannt. Ging das Mädchen zum Tanz, so schmückte es sich gern mit einem Kranz von Singrün. In manchen Gegenden ward die Pflanze aber auch als Toten-Myrte benutzt; zumal ein Kranz von ihr als Zeichen der Reinheit und Unsterblichkeit galt, und man zugleich die Meinung hatte, daß ein solcher Kranz das Antlitz vor Verwesung schütze und lange Zeit die Kenntlichkeit erhalte.

Im Oberbergischen winden die Mädchen am 23. Februar zweierlei Kränze, etliche von Stroh und die andern von Epheu und Singrün und gehen damit zu

Digitized by Google

einer Quelle. Bei düsterm Fackelschein und unter dem Gesang von besondern Liedern umtanzen sie dieselbe und legen dann die Kränze nieder. Rücklings nähern sie sich dann der Quelle und suchen einen Kranz zu erhaschen. Ein Strohkranz gilt als ein böses Vorzeichen, wem aber das Glück hold ist, der ergreift einen Kranz aus Singrün oder Epheu.

In der Zeit, als man glaubte, daß einzelne Menschen mit dem Bösen ein Bündnis zum Schaden ihrer Mitmenschen schließen könnten, benutzte man das Singrün, um zu erfahren, wer ein solcher Unhold sei. Im Namen des Bösen wurden zu diesem Zwecke einige Singrünblätter gepflückt und einzeln in eine Pfanne geworfen, in welcher man Öl heiß werden ließ. Bei jedem Blatte nannte man den Namen eines Verdächtigen. Blieb das Blatt in der Pfanne, so war der betreffende schuldlos, sprang es jedoch bei Nennung des Namens heraus, so war der Verdacht begründet.

Das Singrün.

In der Winterzeit,
Wenn es stürmt und schneit,
Wenn die Pflänzlein, im Schnee versteckt,
Schlummern sorgenlos
Wie im Mutterschoß,
Bis die Sonne sie neu erwecket:

Bin ich frisch und frei,
Lobe Gottes Treu,
Die im Winter auch uns umschattet;
Und mein Immergrün
Heißt die Hoffnung blühn,
Wenn das Herz auch oftmals ermattet.

Doch zur Frühlingszeit,
Wenn es ausgeschneit,
Dann erscheint der Lohn der Treue,
Zarte Blümelein
Glänzen schön und rein
Durch die Blätter in himmlischer Bläue.

Wenn der Winterhauch
Drum dein Leben auch
Oft mit kaltem Odem durchwehet,
Sei nur sorgenfrei,
Es geht vorbei,
Dein Gott bleibt, wenn alles vergehet.

E. N.

108. Der Weinstock.

Von der ältesten historischen Zeit bis auf den heutigen Tag ist der Wein „der unentbehrlichste Genosse des Menschen bei jedem frohen Feste.“ Schon zur Zeit der alten Hebräer rühmt ihn der Psalmist, wenn er singt: „Der Wein erfreut des Menschen Herz.“ Neben der Frucht des Getreides weihte ihn der Herr im heiligen Abendmahle, nachdem er schon vorher sich und die seinen mit einem Weinstocke verglichen hatte. „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben.“

Wie man im Altertume das unentbehrliche Getreide als ein Geschenk des Himmels ansah, welches die freundliche Ceres den Menschen geschenket, so galt der stärkende und erquickende Rebensaft gleichfalls als eine Gabe der Götter, die einst der fröhliche Bacchus gespendet. Deshalb war Ceres die Göttin des Getreidebaues, Bacchus der Gott des Weines.

Wie bei den meisten unserer Kulturpflanzen ist auch die Heimat des Weinstocks im Osten zu suchen. Mythe, Geschichte und naturwissenschaftliche Forschung weisen auf die Länder zwischen dem Kaukasus und dem Hindukuschgebirge. Noch heute ist der Weinstock in den Gegenden am Südabhange des Kaukasus der König der Wälder. Sein Stamm erreicht eine Stärke von 1 — 1,50 m im Durchmesser. Er steigt bis in die Gipfel der höchsten Bäume, Stamm und Äste vollkommen umschließend und einen Baum mit dem andern verbindend. In diese Gegenden weist uns auch das alte Testament, in welchem wir die älteste uns überkommene Nachricht über den Weinbau finden (1. Mos. 9, 20), nach welcher Vater Noah am Ararat Weinberge pflanzte. Armenische Mönche zeigen noch heute diese 2300 Jahre vor Christo angelegten Weinberge dem Reisenden. Jedes Jahr liefern die dort gezogenen Trauben wegen der Höhe des Gebirges keinen trinkbaren Wein mehr, was nach der Aussage

Digitized by Google

der Mönche eine Folge der Sündhaftigkeit der jetzigen Menschen sein soll. Aus der angeführten Stelle der heiligen Schrift läßt sich folgern, daß der Weinstock von Armenien nach Palästina gewandert ist. Als Abraham 400 Jahre nach Noach in Kanaan einzog, war der Weinstock hier bereits eingebürgert; denn Melchisedeck trug dem Abraham Brot und Wein entgegen (1. Mos. 14, 18). In späterer Zeit wurde der Wein in Kanaan eine so wichtige Kulturpflanze, daß Moses in seiner Gesetzgebung auf ihn Rücksicht nahm (5. Mos. 22, 9). Daß die Traube zur Zeit der Rückkehr des Volkes aus Ägypten kostbar in Kanaan gedieh, beweist die von den Kundschaftern im Thale Eskol abgeschnittene große Weintraube, welche von zwei Männern auf einem Stocke getragen wurde (4. Mos. 13, 24).

Noch heutigentages gedeiht die Rebe in jener Gegend ausgezeichnet. Ein Reisender erzählt, daß er auf dem Libanon sein Abendessen eines Tages unter einem großen Weinstock, dessen Stamm einen Durchmesser von circa 0,60 m hatte, eingenommen habe. Der Weinstock bedeckte mit seinen Reben eine Hütte, die 18 m lang und ebenso breit war. Das Alter einer solchen mächtigen Rebe kann man wohl auf 1000 Jahre anschlagen. Die Trauben haben ein Gewicht von 10—20 Pfd., und die einzelnen Beeren besitzen die Größe unsrer Pflaumen.

Zur Zeit der Könige in Israel hatte die Weinkultur bereits eine solche Höhe erreicht, daß Salomo (nach Jes. 7, 23) im Norden vom Libanon einen Weinberg besaß, in dem je 1000 Stöcke einen Wert von 1000 Silberlingen hatten. Über den Ertrag der Weinberge gibt uns (2. Chron. 2, 10) Aufschluß; nach dieser Stelle verpflichtete sich Salomo, den Arbeitern des Hieram im Libanon 20,000 Bath Wein = 4122 hl. zu liefern. Die Weinlese fiel in Israel in die Monate September, Oktober und November und war eine Zeit allgemeiner Freude.

Von Palästina wanderte die Rebe weiter westwärts zu den Griechen. Schon zu Homers Zeiten war der Wein in Griechenland ein allgemein bekanntes Getränk. Odysseus z. B. machte den Kyklopen mit Wein trunken, und als ersterer endlich in die Heimat zurückkehrte, bewirtete ihn der treue Schweinehirt Eumäas mit Wein, den selbst die Unterhirten aus hölzernen Bechern tranken. Die Griechen betrachteten, wie schon im Eingange bemerkt, den Wein als eine köstliche Gabe der Götter und brachten dem Bacchus als dem Gott, der den sterblichen Menschen die Weinkultur gelehrt, besondere Opfer dar. Sie stellten sich den Gott des Weins als einen lebensfrischen, blühenden Jüngling vor, dessen Schultern von lockigem Haar umwallt waren, während Epheu- und Weinranken den Kopf schmückten. Mit rasender Eile jagte er auf einem kostbaren, von Tigern und Leoparden gezogenen Wagen dahin. Sein Gefolge, bestehend aus einer Schar wilder Weiber, welche, weinbekränzte Stäbe in ihren Händen schwingend, fortwährend riefen: „Heil Bacchus!" Sowohl das wilde Gespann als auch das wilde Gefolge sollte die Ausgelassenheit und Wildheit versinnbildlichen, die bei einem unmäßigen Genuß des Weines beim Menschen eintritt.

Die Griechen bewahrten den Wein in großen irdenen, ausgepichten Fässern (Töpfen) auf. An ein solches irdenes Faß erinnert die Geschichte von Diogenes.

Alexander der Große soll ein großer Freund des Weines gewesen sein. Es wird von ihm erzählt, daß er einst in Indien ein großes Preistrinken in lauterem Weine veranstaltet habe; denn der Morgenländer trank früher wie auch heute den Wein mit Wasser vermischt, nur der Schlemmer trank reinen Wein. Das Ende dieses Wetttrinkens war, fünfunddreißig Trinker mußten ihren Leichtsinn auf der Stelle mit dem Leben bezahlen, während der Sieger, der den Preis von 1 Talent = 4500 ℳ errungen hatte, nach vier Tagen starb. Er soll nicht weniger als 14 Liter getrunken haben.

Von den Griechen wanderte der Wein zu den Römern nach Italien. Die alten Römer verwandten viel Fleiß auf den Anbau und die Veredlung desselben. Auch sie verehrten den Bacchus als Gott desselben und feierten ihm zu Ehren im März ein besonderes Fest unter dem Namen Bacchanalien. Zum Unterschiede von den Griechen bewahrten sie den Wein in Schläuchen und Krügen auf. Befremdend

Digitized by Google

für uns ist besonders der Ort, an dem sie den Wein aufbewahrten. Während er bei uns im kühlen Keller lagert und bei etwaigem Gebrauch eine Flasche heraufgeholt wird, hatte der Römer sein Weinlager oben im Hause, so daß er den Wein herunter holen mußte. Heutzutage wird in Italien wohl viel, aber wenig guter Wein gezogen, weil der Weinkultur nicht mehr der nötige Fleiß gewidmet wird. Doch liefert Italien Beispiele zu dem hohen Alter und der mächtigen Stärke des Weinstammes. Aus den Wäldern Toscanas wird von einem Weinstamm berichtet, den zwei Männer nicht umspannen können, und im botanischen Garten von Pisa zeigt man den Stumpf eines Weinstocks, der vom Sturm entwurzelt wurde, mit einem Umfang von 1 m. Die großen Thüren der Kathedrale in Ravenna sind aus Weinholz gearbeitet.

Die Germanen lernten den Wein und dessen Kultur von den Römern kennen. Die ersten Weinberge ließ Kaiser Probus im Jahre 280 vor Christo an der Mosel und am Rhein anlegen. Schon im Jahre 670 wurde im Thurgau Weinbau betrieben. Besonderes Verdienst um die Kultur der Rebe hat sich Karl der Große durch seine Verordnungen über den Anbau derselben erworben. In der Mark Brandenburg geschieht des Weines erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts Erwähnung. Unsere Vorfahren waren dem Weine sehr zugethan und übertrafen die Römer an Trinkfertigkeit bei weitem. Es wird sogar erzählt, daß selbst Frauen und Jungfrauen die Becher bis auf die Neige zu leeren verstanden. In späteren Zeiten nahmen sich die Mönche der Weinkultur mit Sorgfalt an, und lange Zeit hatte der sogenannte Klosterwein, vinum theologicum, den ersten Ruf. Die frommen Apostel der Deutschen waren auch Missionare des Weinbaus, indem sie überall, wohin sie kamen, Weinberge anlegten. Anfänglich betrieben die Geistlichen die Weinkultur ausschließlich selber, den zum Abendmahl nötigen Wein zogen die Mönche.

Unter den Sagen, die sich an den Wein knüpfen, sind zwei besonders sinnreich; die eine ist jüdischen, die andere muhamedanischen Ursprungs. Nach der ersteren rühmten einst sämtliche Bäume prahlerisch ihre Vorzüge und Eigenschaften. Nur der Weinstock war bescheiden, er schwieg und senkte seine Ranken zu Boden. Als der Mensch dies bemerkte, gab er dem Wein eine Stütze und zog die Ranken daran empor. Reichlich lohnte der Weinstock dem Menschen den Liebesdienst durch die herrlichen Früchte. Die andere Sage sucht die verschiedene Wirkung des Weintrinkens beim Menschen zu erklären. Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hatte, kam der Teufel in der Nacht, um die Pflanze zu düngen. Zu diesem Zwecke schlachtete er ein Lamm, einen Löwen und ein Schwein. Mit dem Blute dieser drei Tiere begoß er dann den Weinstock. Hieraus erklärt es sich, daß der Wein, so lange er mäßig genossen wird, das Gemüt des Menschen milde wie das eines Lammes macht, daß der stärkere Genuß die wilden Leidenschaften des Menschen aufregt, und daß endlich der übermäßige Genuß ihm die Menschenwürde nimmt, daß er dem dritten der Tiere gleicht.

An diese beiden Sagen reihe sich folgende Legende: Einst begehrte der Herr für sich und seinen Begleiter Petrus von den Bürgern der Stadt Lindau am Bodensee Herberge. Da die hartherzigen Bürger den hohen, ihnen allerdings fremden Wandersleuten, die Bitte abschlugen, gingen sie zu einem armen Tagelöhner vor dem Thore, der sie gern aufnahm und das wenige, was er hatte, mit ihnen teilte. Zum Lohne durfte sich der Tagelöhner etwas vom Herrn erbitten. Er wünschte sich ein Gärtchen und einen Acker. Im reichsten Maße wurde seine Bitte erfüllt. Als die Bürger Lindaus solches erfuhren, entschuldigten sie sich bei dem Herrn und baten auch um seinen Besuch. Zum großen Ärger des Petrus ging der Herr auf ihre Bitte ein und ließ sich von ihnen bewirten. Und da er ihnen auch einen Wunsch erfüllen wollte, baten sie um Weinberge, die ihnen der Herr gewährte. Auf der Weiterreise fragte Petrus unwillig den Herrn: „Warum hast du den neidischen, ungefälligen Leuten Wein wachsen lassen?“ Lächelnd antwortete der Herr: „Sei ruhig Petrus, sie

Digitized by Google

werden von dem Wein nicht zu viel trinken." Der Lindauer Wein soll nämlich so sauer sein, daß er kaum zu genießen ist.

Der heilige Urban steht unter vielen anderen Heiligen, die mit dem Weinstock in Verbindung gebracht werden, in ganz besonderer Beziehung zu demselben. Bei einer Christenverfolgung soll er sich nämlich in einem Weinberge versteckt gehalten haben; aus Dankbarkeit hierfür hat er sowohl die Rebe als auch den Wein in seinen besonderen Schutz genommen. Daher ist der Urbanustag (25. Mai) dem Winzer auch so wichtig, und er beobachtet an diesem Tage das Wetter; ist dasselbe hell und klar, so läßt dieses auf ein gutes Weinjahr schließen.

Wie in früherer Zeit die Klöster in dem Rufe standen, den besten Wein im Keller zu haben, so in späterer Zeit die Ritterburgen. Die Sage weiß von mancher Burgruine zu berichten, daß in ihren vermauerten Kellern uralter, köstlicher Wein verwahrt sei. Als edelsten und vorzüglichsten Wein, von dem die Sage erzählt, galt der Wein, der sich in „seiner eigenen Haut" befand. Dieser war so lange gelagert, daß sich im Laufe der Jahre an der Faßwandung eine dicke Hülle Weinstein gebildet hatte, während das Faß verfault war. Wenn je der Wein so lange Ruhe vor dem Menschen gehabt hätte, so müßte derselbe in der That kostbar gewesen sein, und der Ausdruck „in seiner eigenen Haut" wäre sehr bezeichnend.

In botanischer Beziehung ist von dem Wein noch zu bemerken, daß auch er ein Beispiel der Zuneigung und Abneigung einiger Pflanzen unter einander liefert. Mit Vorliebe rankt er an der Ulme empor, während er Epheu, Kohl und Rettig in seiner Nähe nicht leiden kann.

Nach genauen Beobachtungen hat man das Gedeihen des Weins mit dem Erscheinen der Sonnenflecken in Zusammenhang gebracht. Die genaue Beobachtung der Sonnenflecken hat nämlich ergeben, daß dieselben weniger Wärme ausstrahlen als die übrige Sonnenscheibe, so daß die Sonnenfleckenmaximis eine Erniedrigung der mittleren Jahrestemperatur und die Sonnenfleckenminimis eine Erhöhung derselben zur Folge haben. Da die Sonnenfleckenmaximis und -Minimis in Perioden von ca. 10—11 Jahren eintreten, so hat man diese Periode auch in dem Temperaturwechsel beobachtet. Ferner hat man speziell die Temperatur des Sommers und Winters mit den Sonnenflecken in Zusammenhang gebracht und gefunden, daß kalte Winter und Sommer mit den Maximis, warme Winter und Sommer aber mit den Minimis ungefähr zusammenfallen. Für diesen Einfluß der Sonnenflecken auf die Temperatur liefert der Wein nach den Naturforschungen des Professor Fritz in Zürich einen interessanten Beleg. Bekanntlich erfordert der Wein zu seinem Gedeihen eine anhaltende Wärme neben Trockenheit. Professor Fritz hat nun die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß die Jahre mit den höchsten Weinerträgen ungefähr in die Zeit der Fleckenmaximis fallen, wogegen die Jahre, welche die beste Weinqualität erzeugten, mit den Jahren der Fleckenminimis zusammenfallen. Eine Vergleichung solcher berühmten Weinjahre mit den Fleckenminimis ergibt dies Resultat:

Weinjahre: 1783, 1811, 1822, 1834, 1846, 1857, 1865.
Fleckenminimis: 1784, 1811, 1823, 1834, 1846, 1856, 1867.

Eine andere interessante Bemerkung über den Wein findet sich in Schleidens „Die Pflanze und ihr Leben". Der Weinstock liefert nämlich einen Beweis, daß sich seit 3000 Jahren die Temperatur der Erde nicht um $^1/_{10}$ Grad verändert hat. Der Weinstock reift in den Gegenden keine Früchte mehr, wo die mittlere Temperatur des Jahres höher wird als 20 Grad, und umgekehrt gedeiht keine Dattel mehr, wo die Temperatur unter 20 Grad herabsinkt. Diese Bedingungen treffen nun gerade in Palästina zusammen. Hier fanden die Juden bei ihrer Einnahme des Landes Datteln und Traube vereinigt; hätte sich nun die Temperatur der Erde um ein Geringes seit jener Zeit erhöht oder erniedrigt, so müßte eine jener Pflanzen in Palästina verschwunden oder doch wenigstens unfruchtbar geworden sein, was jedoch nicht der Fall ist.

Digitized by Google

Rebe und Rose.

Verschämtes Weinen hat begonnen,
Bescheidnes Blühen fortgesetzt:
Nun perlt im Kelch der milde Bronnen,
Der noch des Enkels Enkel letzt.

Du sollst dich mühn, die Hände regen,
Still, emsig, treulich, nimmer ruhn:
Der Himmel hat den reichsten Segen
Gesetzt auf ein bescheidnes Thun.

Was ist denn von der Rose blieben?
Hell lachte durch die Au ihr Glanz;
Die Blätter hat der Wind vertrieben,
Und hängen blieb der Dornenkranz.

W. Wackernagel.

Rätsel.

Die Sonne kocht's, die Hand bricht's,
Der Fuß tritt's, der Mund genießt's.

Simrock.

Die Rebenblüte.

Düftereich des Sommers Blumen, Lilien und Rosen, sind,
Doch die duftendste von allen, doch der Sonne liebstes Kind
Bist du, Weines zarte Blume, die im Laube prunklos blüht,
Einzig blickend nach der Mutter, die für dich so feurig glüht.
Von den Bergen auf zum Himmel steiget deiner Sehnsucht Duft,
Füllt bei Tag, noch mehr in stillen Mondennächten, rings die Luft.
Da, von deinem Dufte trunken, träumen süß die Vögel all',
Und es ruht in diesen Nächten selbst das Lied der Nachtigall.
Alle andern Blumen wagen in dem Duft zu duften kaum,
Ihm, dem süßesten von allen, lassen sie den stillen Raum.
Kind der Sorge! hoch auf Bergen! Poesie dein Leben ist!
Duften, träumen, während stets dich feuriger die Mutter küßt,
Bis du stirbst, wo dann die Traube in sich deinen Duft schließt ein,
Der einst steigt verkläret aus dem klingendem Krystall voll Wein.
Lange blüh'n viel' andre Blumen, Weinesblume, stirbst so früh! —
Lang gelebt hat, wer gelebet, wenn auch kurz, in Poesie.

Justinus Kerner.

Weinrebe.

Wenn längst im warmen Frühlingsschein
Gesträuch und Bäume, groß und klein,
Im heitern, grünen Schmuck erscheinen,
Da sieht man erst die Traube — weinen.

Die Reben weinen dankbeseelt,
Daß sie der Himmel ausgewählt,
Auf ihrem Stamm in spätern Tagen
Das edelste Getränk zu tragen.

Zusner.

Die wandernde Traube.

Makarius, ein frommer Abt, erkrankte,
Daß er nur schattengleich durchs Kloster wankte;
Da sandt ein ferner Freund, daß er sich labe,
Ihm eine Traube einst als Liebesgabe.

Makarius dankte Gott und trug zur Stelle
Mit schwankem Schritte nach der nächsten Zelle
Die Traube, die zur Labung ihm beschieden,
Um einem kränkern Bruder sie zu bieten.

Auch der behielt sie nicht und ließ sie wandern
Mit frommem Liebesgruß zu einem andern,
Von dem er glaubte, daß er nöt'ger habe,
Als er, der würz'gen Traube selt'ne Labe.

Digitized by Google

Der Kranke maß die Traube mit Entzücken,
Verschlang sie fast mit seinen heißen Blicken,
Dann aber plötzlich, wie nach inn'rem Streite,
Rief er der Pfleger einen sich zur Seite.

Und sprach zu ihm mit sichtlichem Behagen:
Nimm diese Traube, geh, um sie zu tragen
Zu unserm kranken Abt als Liebesgabe,
Damit er an dem würz'gen Saft sich labe.

So kam sie wieder in Makarius Zelle;
Da leuchtete sein Auge selig helle,
Und fromm begeistert schaute er nach oben,
Um für die Gnade seinen Herrn zu loben,
Der, welchen Liebesschatz sein Haus bewahrte,
Ihm durch der Traube Wandrung offenbarte.

Julius Sturm.

109. Die Johannisbeere.

Einst kam Johannis der Täufer nach langer Wanderung, auf welcher er viele für das Himmelreich gewonnen, in ein ödes Felsenthal. Er hatte tagesüber im heiligen Berufseifer der leiblichen Bedürfnisse nicht geachtet, doch nun stellten sich Hunger und Durst und Müdigkeit ein. Ermattet sank er auf einer Steinbank unter einem Strauche nieder. „Ach," seufzte er, „wenn doch irgend welche Erquickung zu haben wäre. Aber weit und breit keine Hilfe, kein Mensch, nirgends ein Quell und eine Frucht!" Ergeben in sein Schicksal, voll Vertrauen auf Gott, daß er seinen Diener nicht verlassen würde, verrichtete er sein Abendgebet und schlief ein. Während der Nacht schmiegte sich der Strauch freundlich an des Jüngers Brust. Endlich brach der Morgen an. Johannes erwachte; doch wie erstaunte er, der Strauch, der am Tage zuvor nur grüne Blätter trug, war mit den schönsten purpurnen Beeren geschmückt, die traubenartig an den dünnen Zweigen hingen. Johannes kostete die Beeren, sie schmeckten vorzüglich; herzlichst dankte Johannes dem Herrn; die herrlichen Trauben aber blieben dem Strauche für immer, der seitdem Johannisbeerstrauch heißt.

Der Johannisbeerstrauch mit schwarzen Beeren heißt im Volksmunde Gichtstock, weil er die Gicht vertreiben soll; doch muß ihn der Kranke ganz allein und schweigend pflanzen und pflegen, wenn er ihm helfen soll.

110. Die Erbse.

Die Heimat dieser wohlschmeckenden und nahrhaften Hülsenfrucht ist bislang noch nicht ermittelt worden. Den alten Griechen und Römern war die Erbse bereits bekannt. Man vermutet, daß die alten Deutschen die Frucht sowohl als auch deren Namen von den Griechen in jener Zeit bekommen haben, als die Goten und andere deutsche Völker an der Donau mit griechischen Völkern zusammenstießen. Der botanische Namen Pisum stammt gleichfalls aus dem Griechischen und hängt mit einem Worte, welches enthülsen oder stampfen bedeutet, zusammen; die Erbsen wurden nicht wie das Getreide durch Austreten, sondern durch Stampfen enthülst. Bei den alten Deutschen war die Erbse dem sich in Blitz und Donner offenbarenden Donar heilig. Erbsen wurden am Johannisfeuer gekocht und galten als Donnerstagsspeise.

Wie langsam jedoch sich diese wichtige Kulturpflanze allgemein in Europa eingebürgert hat, beweisen folgende Notizen. Zu Ausgang des 16. Jahrhunderts ließ England seine Erbsen, die ein Leckerbissen der Frauen waren, noch aus Holland

Digitized by Google

kommen. Auch in Frankreich waren Erbsen noch zu Ende des 17. Jahrhunderts eine Seltenheit. Es wird erzählt, daß die bekannte Pompadour durch den Polizeilieutenant von Paris alle jungen Erbsen aufkaufen ließ, um Ludwig XV. damit zu bewirten.

Wie einst die Gileaditer an der Aussprache des hebräischen Wortes Schibboleth, d. h. Kornähre, die ihnen feindlichen Ephraimiter erkannten und schonungslos ermordeten (Richter 12, 6—7), so erforschten die Sicilianer durch ein Wiedergeben des Wortes Ciceri, d. h. Erbse, im Landesdialekte alle Franzosen, um dieselben zu vertreiben und zu töten. Es war am 30. März 1282, um die Vesperstunde, als das von dem Übermute der Franzosen auf das Tiefste empörte und erregte Volk sich erhob und das furchtbare Blutbad begann, welches in der Geschichte unter dem Namen „sicilianische Vesper" bekannt ist.

Der berühmte römische Redner Cicero mußte oft wegen der Ähnlichkeit seines Namens mit der lateinischen Benennung der Erbse den Spott der Witzlinge dulden; er rächte sich an diesen dadurch, daß er, zum Quästor ernannt, den Göttern ein silbernes Gefäß zum Opfer brachte, auf dem er hinter seinem Beinamen Marcus Tullius eine Erbse statt des Familiennamens hatte eingraben lassen.

Der allgemeinen Verbreitung und Beliebtheit entsprechend, hat auch die Erbse im deutschen Volksglauben Beachtung gefunden. Sie galt als eine Lieblingsspeise der Zwerge, während sie im Mecklenburgischen als Leichengericht den Männern, welche die Wacht bei einer Leiche halten, zur Mitternachtszeit vorgesetzt werden mußte. Beim Legen der Erbsen soll man schweigen; und um zu verhüten, daß die gesäten Erbsen von den Vögeln verzehrt werden, soll man drei Erbsen in den Mund nehmen und sie nachher vergraben. Im Rhöngebirge wälzten sich früher die Leute in der Christnacht auf ungedroschenem Erbsenstroh. Die hierbei ausgefallenen Erbsen mengten sie unter die Aussaat, wodurch das Wachstum der Erbsen erhöht werden sollte. Mittelst der Erbse meinte man das kalte Fieber heilen zu können, wenn man so viel Erbsen, als der Kranke Jahre zählte oder als Tage seit seiner Krankheit vergangen waren, in Papier wickelte und in fließendes Wasser warf.

Legt man in der Karfreitagsnacht in einen mit Erde gefüllten Totenkopf Erbsen und gräbt diesen unter der Dachtraufe einer Kirche ein, so sollen die auf solche Weise gezogenen Erbsen die Macht besitzen, einen Menschen, der eine solche Erbse in den Mund nimmt, unsichtbar zu machen. Zur Zeit der heiligen zwölf Nächte durfte man keine Erbsen essen, widrigenfalls man böse Geschwüre bekam. Um zu zeigen, daß man auch eine scheinbar geringfügige Sache nicht verächtlich ansehen dürfe, und daß man auch im Kleinen stets haushälterisch zu Werke gehen müsse, hieß es, man solle keine Erbse unbeachtet liegen lassen, denn „schon mancher habe durch Erbsen eine Königstochter und ein Schloß gewonnen."

Weil ein Erbsengericht eine gewöhnliche Speise ist, so hält mancher dasselbe für ein schlechtes, wertloses Essen. Einem solchen diene folgende Geschichte zur Lehre: Auf der Insel Rügen befand sich bei einem Bauer ein Knecht im Dienst, der keine Erbsen essen mochte. Kamen sie auf den Tisch, so fuhr er mit dem umgekehrten Löffel hinein und sprach voll Hohn: Hock up, so fret ek di. Durch sein Gebahren erregte er den Unwillen seiner Herrschaft, und da er meinte, überall ein besseres Unterkommen ohne die verachteten Erbsen finden zu können, verließ er das Haus. Doch bald ging es ihm so schlecht, daß er sich herzlich nach den verachteten Erbsen sehnte. Er kehrte darum nach einiger Zeit wieder zu seinem alten Herrn zurück und bat, ihn aufs neue in den Dienst zu nehmen. Doch der Herr fuhr, ohne ihm zunächst zu antworten, mit einer umgekehrten Schaufel in einen Haufen Erbsen und rief: Hock up, so met (miete) ick di! Und da keine Erbse auf der umgekehrten Schaufel liegen blieb, so mußte der Knecht unter dem Gespötte der andern davon ziehen.

Digitized by Google

111. Die Bohne.

Die Bohne hieß im Mittelhochdeutschen bone, im Althochdeutschen pona; ein Name, der jedenfalls durch Lautverschiebung aus der lateinischen Bezeichnung faba entstanden ist.

Diese Pflanze ist eins der ältesten Kulturgewächse und ist in ihren zahlreichen Arten gegenwärtig über die ganze Erde verbreitet. Sie soll der Sage nach mit den Menschen zugleich aus dem Urschlamm hervorgegangen sein. Ihr reicher Gehalt an Nahrungsstoff war schon den Alten bekannt; ihr Genuß war den ägyptischen Priestern und Pythagoräern verboten; denn sie sollte aufblähen, die Sinne schwächen und unruhigen Schlaf bringen. In Athen feierte man im Juni ein Bohnenfest, an welchem man frische Bohnen opferte; ja man hatte eine besondere Gottheit, den Bohnengott Kyamites, dessen Tempel am Bohnenmarkt stand.

Auch in Deutschland, wo Karl der Große die Kultur der Bohnen durch seine Beamten besonders anordnete, und in den Niederlanden feierte man am Tage der heiligen drei Könige das Bohnenfest. Zu demselben wurde ein großer Kuchen gebacken, in welchem sich nur eine einzige Bohne befand. Nach der Zahl der mitfeiernden Personen wurde der Kuchen in Stücke geschnitten und dann den Gästen präsentiert. Derjenige, in dessen Anteil sich die Bohne befand, war Bohnenkönig. Doch da derselbe für die Ehre, die ihm widerfahren, es nicht an erheiternden Getränken fehlen lassen durfte, so ließ man bei dem Herumreichen des Kuchens nicht nur den blinden Zufall walten, sondern suchte es stets so einzurichten, daß die Bohne dem Wohlhabendsten zuteil wurde.

Die weißen und schwarzen Bohnen dienten den Alten bei Gerichtsverhandlungen zum Abstimmen, die weißen bedeuteten die Freisprechung, die schwarzen, zugleich die durchbohrten, die Verurteilung. Vielleicht steht der heutige Gebrauch von weißen und schwarzen Kugeln beim Ballotieren damit in Verbindung.

Bei den Palilien, den Festen, welche zu Ehren der Hirtengöttin Pales gefeiert wurden, räucherte man mit Bohnenstroh und zündete ein Feuer an und sprang darüber. Hiervon soll unser Johannisfeuer stammen, welches in früherer Zeit am Johannistage angezündet wurde, und über welches man ebenfalls zu springen pflegte. (Vergleiche Johanniskraut und Beifuß.)

Von Maria Magdalena erzählt die Legende, daß sie sich, nachdem sie der Herr zur Erkenntnis ihrer Sünde geführt und mit aufrichtiger Reue und Buße erfüllt hatte, in die Einsamkeit zurückgezogen habe; mit sich hätte sie nur einen Krug Wasser und wenige Bohnen geführt. Von diesen lebte sie neun Jahre, ohne daß Wasser und Bohnen abnahmen.

Die Saubohne (Vicia faba) war den Alten wegen der schwarzen Flecke auf den Flügeln der Blüte, den sogenannten Trauerbuchstaben, das Symbol des Todes. Bei Trauerfesten um Verwandte wurden deshalb vorzüglich Bohnen als Speise vorgesetzt.

Auch im Sprichwort spielt die Bohne eine Rolle, ganz gebräuchlich sind: „Er hat Bohnen gegessen“ oder „Bohnen in den Ohren, und „er ist grob wie Bohnenstroh“.

Wie bereits oben erwähnt, hatte Pythagoras den Genuß der Bohnen verboten; mit Gewißheit läßt sich der Grund dieser Bestimmung nicht angeben, doch hat Joseph Muth versucht, die hierüber obwaltenden Meinungen in folgenden Versen zusammenzustellen:

„Seinen Schülern verbot Pythagoras, Bohnen zu essen,
Viele raten den Grund suchend auf dies und auf das.
War's der Glaub' an die Wand'rung der abgeschiedenen Seelen,
Oder die Schrift des Todes, die auf der Blume sich zeigt?
Sollten sie sich der drückenden Last der Ämter enthalten —
Da die Bohne gebraucht ward zur Bestimmung der Wahl?
Dunkel bleibt der Sinn des Verbots; ins Dunkel der Worte
Hüllte der Meister gar oft Lehren voll höheren Sinns.“

Digitized by Google

112. Der Lattich.

(Lactuca.)

Diese als Zukost beliebte Pflanze stammt aus dem Süden Europas. Von hier brachte sie ihren Namen zu uns mit. Derselbe ist aus dem lateinischen Lactuca entstanden. Dieses Wort ist abzuleiten von lac, die Milch. Demnach bedeutet Lactuca eine Pflanze, die einen Milchsaft führt. Die gebräuchlichste deutsche Bezeichnung dieser Pflanze ist Salat. Dieses Wort stammt entweder vom italienischen salare, salzen, oder von dem persischen salasa, womit jede Speise bezeichnet wurde, die kalt und mit Essig und Öl zubereitet gegessen wurde.

Früher war man der Meinung, daß der Adler, um sein Gesicht zu schärfen, von Zeit zu Zeit Salat fresse. Im Codex Vindobon. heißt es: Wenn der Adler gar hoch fliegen will, so ißt er von Lactuca, das macht sein Gesicht so scharf, daß er mancherlei Heimlichkeit sieht hoch und nieder.

113. Der Rhabarber.

Die Heimat des Rhabarbers, der seit ca. 300 Jahren als Arzenei und in letzter Zeit als Gemüse benutzt wird, ist die große Hochebene von Mittelasien, China und die Tartarei. Das Wort Rhabarber ist zusammengesetzt aus Rha und barbarum. Das letztere dieser beiden Wörter ist bekannt und bedeutet fremd oder ausländisch, während das Wort Rha auf zweifache Weise gedeutet wird. Rha ist eine Bezeichnung für die Wolga, an deren Ufern der früher gebräuchliche Rhabarber in großer Menge wächst; demnach bezöge sich der Name auf die Heimat der Pflanze. Rha ist aber auch ferner eine Bezeichnung für die Wurzel einiger Knöterich-Gewächse; hiernach würde das Wort Rhabarber soviel als fremdländische Wurzel bedeuten.

Die Rhabarberwurzeln werden im April oder Mai ausgegraben, in Stücke zerschnitten, durchbohrt, auf Faden oder Stangen gezogen und zum Trocknen an die Luft gehängt. Die so getrockneten Wurzeln kömen auf zwei Wegen zu uns kommen. Der schlechtere, billigere Rhabarber kommt nach Canton und wird von hier zur See nach Europa geführt. Die teurere Wurzel geht zu Lande von Kiachta durch Sibirien über Moskau und Petersburg. Dieser letztere Rhabarber ist bedeutend besser als der zur See gekommene, da die russischen Kommissionäre die Wurzeln genau prüfen und die untaugliche Ware sofort verbrennen.

114. Die Zwiebel.

Bereits die Urvölker suchten mit Begierde nach anregenden Gewürzen, welche die alltägliche Nahrung schmackhafter machen sollten. Das Pflanzenreich bot gar mancherlei scharfe, beißende Säfte, die der Mensch durch Zufall entdeckte. Ohne Zweifel ist die Zwiebel eine der ersten Gewürzpflanzen gewesen, die durch ihren scharfen Geruch die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich zog.

Man sucht die Heimat derselben im Innern von Asien, wo Botaniker sie auf den Steppen wildwachsend gefunden haben. Schon in grauer Vorzeit muß sie mit dem Menschen von hier nach Südwesten gewandert sein, denn in den ältesten Schriften der Ägypter, Juden und Perser werden die Zwiebelgewächse erwähnt. Herodot berichtet, daß beim Baue der großen Cheops-Pyramide allein für Rettig, Zwiebeln und Lauch 1600 Talente Silber = 720 000 *M.* für die Arbeiter verausgabt seien. Auf der Pyramide selbst ist diese Ausgabe in Hieroglyphenschrift vermerkt. In der allerfrühesten Zeit bildeten Zwiebeln und Knoblauch in Ägypten eine allgemeine Volksnahrung. Dies geht auch aus 4. Mose 11, 5 hervor, wo die Israeliten sagen: „Wir gedenken der Pfeben, Lauch und Zwiebeln und Knoblauch." Den Priestern war jedoch der Genuß derselben verboten, weil Dyktis, ein Liebling der Mondgöttin Isis, einst nach einer Zwiebel griff, wobei er aber in den Nil stürzte und ertrank. Nach

Digitized by Google

Plinius standen die Zwiebelgewächse in Ägypten in so hohem Ansehen, daß man unter Anrufung derselben sogar schwor.

Die Juden haben die Liebe zu den Zwiebeln und dem Knoblauch aus Ägypten mit nach Kanaan genommen, und bis auf diesen Tag bilden diese Gewächse eine Lieblingsspeise des „auserwählten" Volkes. Berühmt und gesucht war in Palästina besonders die Zwiebel von Askalon. Nach ihr ist die Schalotte, schalotte, benannt. Daß die Juden schon seit alter Zeit in dem zweifelhaften Rufe standen, leidenschaftliche Verehrer des Knoblauchs zu sein, beweist ein Ausspruch des Kaisers Markus Aurelius, des Besiegers der Markomannen und Quaden. Als dieser nämlich einst durch Palästina kam, wurde ihm der Gestank und der Lärm der Juden so lästig, daß er ausgerufen haben soll: „O Markomannen, Quaden und Sarmaten, ich habe doch noch schlimmere Leute, als euch gefunden!"

Daß auch bei den alten Persern die Zwiebel eine beliebte und geschätzte Speise war, geht aus den Verzeichnissen der täglichen Lieferungen an das Oberküchenmeisteramt des persischen Hofes hervor; nach diesen wurden in der Küche des Königs täglich 1 Talent Gewicht Knoblauch und ½ Talent Zwiebeln verbraucht.

Den Griechen war die Zwiebel gleichfalls in der frühesten Zeit bekannt. Homer erwähnt ihrer sowohl in der Ilias als auch in der Odyssee.

Mit den Griechen wanderte dieselbe nach Italien. Man glaubt bereits in einer Überlieferung über die erste Besitzergreifung des nachmaligen römischen Landes seitens der Griechen die Zwiebel benannt zu finden. Als die hellenischen Auswanderer in Italien landeten, sollen sie den Ureinwohnern das eidliche Versprechen gegeben haben, in Friede und Freundschaft mit ihnen das Land gemeinschaftlich zu besitzen, so lange sie diese Erde betreten und Köpfe auf den Schultern trügen. Hinterlistigerweise hatten sie aber Erde in ihre Schuhe geschüttet und Zwiebelköpfe unter den Kleidern auf den Schultern verborgen. Als sie sich darauf beider Sachen entledigten, glaubten sie ihres Schwures entbunden und nahmen das Land für sich allein in Besitz.

Die Germanen lernten die Zwiebel oder Bolle von den Römern kennen. Einen deutlichen Beleg hierfür liefert die Verwandtschaft der deutschen und lateinischen resp. italienischen Bezeichnung für dieselbe. Der Name Zwiebel sowohl wie Bolle stammt aus dem italienischen cipolla, welches aus dem spätlateinischen cepulla entstanden ist.

Bei unsern Vorfahren standen hauptsächlich zwei Zwiebelgewächse in besonderem Ansehen, die Siegwurz und der Knoblauch. Die erstere trägt eine Reihe von Namen, die alle bekunden, daß man in ihr gewisse Zauberkräfte verborgen wähnte, die besonders den Kriegern Schutz gewähren sollten. Sie hieß „Siegwurz", „Sieglauch", „Allermannsharnisch", „Glücksmännlein", und „Hilfwurz". Ihr botanischer Name ist Allium victoralis. Trug sie ein Krieger im Kampfe bei sich, so war er gegen feindliche Schwerter und Geschosse geschützt und hatte die bestimmteste Aussicht zu siegen. In einem alten Kräuterbuche heißt es von dieser Pflanze: „Sie wird Siegwurz oder Allermannsharnisch genannt, weil ihre Wurzel überzogen ist von Härlein in Gestalt eines Panzers." Man verglich also die netzartige Wurzelhülle mit einem Panzerhemde und benannte aus dem Grunde die Pflanze Allermannsharnisch.

Der heutige Lauch hieß im Mittelhochdeutschen louch, im Niedersächsischen Look. Er hängt offenbar mit dem angelsächsischen lucan, d. h. schließen, zusammen, da die Blätter der meisten Laucharten geschlossen und hohl sind.

In dem Lauch verehrte man früher den Mut und die Kraft des Helden. Im 16. Jahrhundert herrschte noch die Sitte, zum Zeichen der Herausforderung Lauch auf den Helm zu stecken. Aber auch eine ehrende Bedeutung hatte der Lauch für den Helden. So heißt es z. B. von einem aus der Schlacht heimkehrenden Könige, dem während seiner Abwesenheit ein Sohn geboren war: „Der König selbst ging aus dem Schlachtenlärm, dem jungen Helden edlen Lauch zu bringen."

Ähnliche Kräfte schrieb man auch dem Knoblauch zu. Der Name dieser Pflanze lautet eigentlich Kloblauch und hat nach Grimm die Bedeutung von „ge-

Digitized by Google

spaltenem Lauche" (spalten = klieben, klauben). Er führt auch den Namen „Götterhilfe", weil er in dem Rufe stand, böse Geister zu besiegen und unschädlich zu machen. Zur Fastenzeit salbte man sich mit Knoblauch, um vor Hexen geschützt zu sein. Auch sollte der Knoblauch alles Böse an sich ziehen, was wahrscheinlich seine Erklärung in der Eigentümlichkeit desselben findet, bei längerem Liegen an der Luft schwarz zu werden. Aus diesem Grunde bediente man sich des Knoblauches, um Gifte aus andern Stoffen auszuscheiden oder als Gegengift.

Mit Hilfe unserer gewöhnlichen Zwiebel bestimmt man in der Gegend Wiens die Witterung des ganzen Jahres im voraus. Zu diesem Zwecke legt man in zwölf Zwiebelschalen vor der Messe Salz und stellt sie der Reihe nach auf den Tisch. Nach der Messe untersucht man das Salz der Schalen, von denen jede einen Monat darstellt. Nachdem nun der Inhalt der Schalen trocken oder naß ist, schließt man für den betreffenden Monat auf eine trockene oder feuchte Witterung.

Rätsel.

Es steht im Acker,
Hält sich grau und wacker,
Hat viele Häute,
Beißt alle Leute.

115. Die Möhre.

Der Name Möhre ist sehr alt; einige nehmen an, daß er von dem niederdeutschen mör = mürbe herkommt. Die wilde Möhre heißt im Volksmunde „Vogelnest", jedenfalls weil die Dolde sich nach dem Blühen vogelnestartig zusammenzieht.

Während die Zwerge nach dem Glauben des Volkes den Kümmel sorgsam meiden und fliehen, wird die Möhre wegen ihrer Süße von ihnen gesucht und mit besonderer Vorliebe gegessen. Sie ist die Lieblingsspeise der Zwerge, und oft haben sie schon für ein Gericht, welches eine wohlthätige Hand für sie an einen besonderen Ort gestellt hat, ein Goldstück hingelegt. Um das ganze Jahr Geld zu haben, muß man am Neujahrstage Möhren essen.

Die Möhre findet auch Verwertung bei sympathetischen Kuren, d. h. bei solchen Kuren, bei welchen nicht die der Wissenschaft und Erkenntnis offenliegenden und verständlichen Heilmittel angewandt werden, sondern bei welchen man geheimnisvolle Mittel (Zaubermittel) gebraucht, bei welchen für die äußerliche und verständige Betrachtung kein Zusammenhang mit der Krankheit und ihrer Heilung ist. Für den Aberglauben ist allerdings ein Zusammenhang da, es gilt für ihn oft der Gedanke, daß die Krankheit durch Ähnliches geheilt wird. So schneidet in Bayern ein Fieberkranker sich die Fingernägel und vergräbt die Schnitzel unter einer Espe, denn er zittert ja wie diese. Um die Gelbsucht zu heilen, muß man Möhren oder gelbe Rüben, wie sie in einigen Gegenden genannt werden, anwenden; auch Safran empfiehlt sich wegen seiner gelben Farbe als ein Heilmittel gegen diese Krankheit.

Von der Möhre wird im Schwarzwalde folgende Münchhausiade erzählt: Ein Samenhändler reiste einst über den Rhein und ließ im Schwarzwalde ein Korn des Möhrensamens fallen. Als er wieder zurückkam, war aus demselben eine so große Möhre erwachsen, daß er zwei Ochsen damit mästen konnte, die während dieser Fütterung so große Hörner bekamen, daß wenn man zu Martini (11. November) in eines derselben hineinblies, der Ton erst zu Georgi (23. April) wieder herauskam.

Digitized by Google

116. Der Rettich.

Das Wort Rettich, welches im Althochdeutschen ratich lautete, ist aus dem lateinischen radix, die Wurzel, entstanden. Demnach bedeutet Radieschen eine Rettichart mit kleinen Wurzeln. Verschieden sind die Meinungen über die Entstehung und Bedeutung des Wortes Meerrettich. Nach der einen Auffassung ist das Wort „Meer" entstanden aus „Mähre", das Pferd, so daß die Pflanze eigentlich Mähr-Rettich heißen müßte. Nach der anderen, wahrscheinlicheren Auffassung weist der Name auf den ursprünglichen Standort dieses Rettichs hin. Das Wort „Meer" bedeutet in seiner früheren Form ein totes Wasser im Gegensatz zu dem lebendigen Fluß- und Quellwasser. Hiernach wäre der Rettich eine Pflanze, die an stehenden Gewässern und in sumpfigen Niederungen wächst, womit sowohl die Meeresküste als auch ein Moor gemeint sein kann. Für diese Auffassung spricht auch der alte lateinische Name dieser Pflanze Armoracia. Zwar weist derselbe auf die Landschaft Armorika an der französischen Küste hin, doch bedeutet dieser Name ganz allgemein einen Landstrich am Meere.

Schon seit alter Zeit sind die Rettiche wegen des scharfen, beißenden Geschmackes den Menschen bekannt. 2. Mose 12, 8 befiehlt Jehovah, daß die Juden das Passahlamm zur Erinnerung an das in Ägypten ausgestandene Elend mit „bitteren Salsen", d. h. Kräutern, essen sollten. Ein Hauptbestandteil dieser bitteren Zukost war der Rettich. Hieran knüpft sich in einigen Gegenden die noch gebräuchliche Sitte, am Ostertage den Meerrettich, als den Repräsentanten der bitteren Erdengewächse, in der Kirche weihen zu lassen.

Mit dem Rettich trieb man früher einen ganz eigenen abergläubischen Brauch. Man legte den Kindern, wenn sie zum erstenmale in die Schule gingen, Rettichscheiben auf das Butterbrot, weil sie dann das Alphabet leichter „vorwärts und hintersich" aussprechen lernten.

Der Rettich liefert uns ferner ein Beispiel, wie man auch bei den Pflanzen von Antipathie und Sympathie, von Feindschaft und Freundschaft sprechen kann. Werden Weinstock und Rettich nebeneinander gepflanzt, so soll eine von beiden Pflanzen verdorren. Jedenfalls haben solche feindlichen Beziehungen, die augenscheinlich zwischen Pflanzen walten, in der Bodenbeschaffenheit und Ausdünstung der Pflanzen ihren Grund.

117. Der Kohl.

Der Kohl ist, wie aus dem Namen hervorgeht, keine ursprünglich deutsche Pflanze, er ist aus Italien eingeführt worden. Die deutsche Bezeichnung kommt aus dem lateinischen caulis und colis, d. i. Stengel, und es würde danach Kohl zunächst den Stengelkohl bedeuten und sich auf den Strauchkohl (Brassica oleracea fruticosa), den man für die Stammart hält, beziehen. Aus dem großen Nutzen, welchen die kultivierte Pflanze in ihren zahlreichen Spielarten gewährt, erklärt sich die volkstümliche Benennung Kraut; der Kohl ist eben für die Landleute das wichtigste und nützlichste Kraut, wie das Korn — wie der Roggen in einigen Gegenden genannt wird — die wichtigste Körnerfrucht ist.

Der Kohl war den alten Griechen ein Bild der Nüchternheit, und sie schrieben ihm, wie dem Frauenhaar, eine besondere Kraft gegen die Trunkenheit zu. Über seine Entstehung sind uns zwei Sagen überliefert worden. Als einst Bacchus, der Gott des Weinstockes, aus Asien nach Thracien übersetzte, leistete ihm der König Lykurgos, ein Sohn des Dryas und König der Edonen, kräftigen Widerstand. Einst verfolgte dieser in den heiligen Hainen von Nysa die Priesterinnen des Bacchus und ängstigte sie mit bestachelten Stäben so, daß sie ihre Thyrsosstäbe niederwarfen; selbst Bacchus floh erschrocken in die Wellen und rettete sich in den Schoß der Thetis, welche ihn freundlich aufnahm und dafür mit einer goldenen Urne von ihm

Digitized by Google

beschenkt wurde. Aber um den Tod der gemordeten Priesterinnen zu rächen, überzog der Gott den Lykurgos mit seinem Heere, nahm ihn gefangen und geißelte ihn so scharf mit Weinreben, daß Lykurg heiße Thränen bergoß, von denen ein Feind des Weines, der Kohl, aus der Erde hervorwuchs.

Eine andere Sage behauptet, daß Jupiter sich einst die Mühe gab, zwei sich widersprechende Orakel zu deuten, bei welcher allerdings selbst für einen Gott schwierigen Arbeit ihm der Schweiß heftig ausbrach, der in starken Tropfen auf die Erde fiel, und aus denen der Kohl emporsproßte.

Der Gemüsekohl wurde von den Alten in ausgedehnter Weise kultiviert und erfreute sich einer großen Beliebtheit. Für seine allgemeine Bekanntschaft sprechen besonders einige von ihm hergenommene Sprichwörter, von denen das folgende in deutscher Übertragung auch uns ganz geläufig ist: Crambe bis cocta mors, aufgewärmter Kohl schmeckt schlecht.

Wie beim Flachs so ist auch beim Kohl die Kultur desselben in Deutschland vom Aberglauben dicht umrankt. Um den Kohl vor dem Erfrieren zu bewahren, säet man den Kohlsamen an Petri Stuhlfeier (22. Februar) und am Aschermittwoch; damit der Mond nicht den Samen wieder aus der Erde herauszieht, darf die Aussaat nicht bei Vollmond geschehen. Ist das besäete Beet glatt geklopft, so legt man in Ostpreußen einen Stein darauf, dann werden die Köpfe so hart wie ein Stein. Die Raupen werden von dem Felde abgehalten, wenn in der einen Ecke desselben bis zum Oswaldtage (5. August) ein Besen steckt. In der bayrischen Oberpfalz steckt man auch als vermeintliches Mittel gegen Raupen und Hasen ein Stück von einem alten Sarge in den Boden. In der Provinz Brandenburg geht man mit einem Birkenstrauch, der am Pfingsttage als Maie gedient hat, dreimal um das Kohlfeld herum und spricht dabei: „Rupen, packt ju, de Moan (Mond) geit weg, de Sunn kümmt." Ein ganz eigentümliches Verfahren schlägt man in Hessen gegen die Raupen ein.

Um den Garten oder das Kohlfeld von ihnen zu reinigen, zerdrückt man an jeder von den drei Ecken des Gartens oder Feldes eine Raupe, von der vierten Ecke aber nimmt man eine und hängt sie im Schornstein zum Räuchern auf. Wie diese im Rauche vertrocknet, so sollen auch die andern auf dem Kohl vertrocknen und verkommen. Soll das Kraut recht dick werden, so nimmt man im Waldeckschen zu Jakobi mittags zwischen elf und zwölf Uhr von jeder Pflanze ein Blatt und spricht: „Jakob, Dickkobb, werd' so dick, wie mein Kobb, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." In der Wetterau muß die Frau, um für einen recht reichlichen Kohlertrag zu sorgen, während des Säens auf den Herd springen und dabei rufen:

„Häupter wie mein Kopf,
Blätter wie meine Schürz',
Und Strünke wie mein Bein!"

Will man im Oldenburgischen eine neue und bessere Art Kohl bekommen, so wickelt man am Katharinentage (25. November) welke Kohlblätter zusammen, umbindet sie mit einem Stück Wollenzeug, etwa einem alten Strumpfe, vergräbt sie einen Fuß tief und nimmt sie am 6. März wieder heraus, so sitzt in allen Adern der neue Same.

So viel über die Kultur des Kohles. In Mecklenburg wird derselbe von den jungen Mädchen zum Orakel benutzt. Am Christabend stellen dieselben drei Teller auf den Tisch, auf einem befindet sich Wasser, auf dem andern Sand und auf dem letzten Kohl. Mit verbundenen Augen greifen sie nach denselben, um ihr zukünftiges Schicksal zu erfahren. Wer den Sand ergreift, muß bald sterben, wer mit seiner Hand in das Wasser taucht, steht vor einem nahen Unglück, wer aber den Kohl erfaßt, wird in der Kürze vor den Traualtar geführt werden. Ebenso deutet es auf eine Braut, wenn der Kohl schon im Sommer Blüten treibt, oder wenn die grünen Blätter desselben mit einem weißen Rande versehen sind.

Digitized by Google

Während manche Pflanzen nur eine Zauberkraft haben, wenn sie zufällig gefunden werden, wie z. B. ein vierblättriges Kleeblatt, erweisen sich wieder andere nur wirksam, wenn sie gestohlen sind. So ist in Schlesien und Brandenburg der Aberglauben verbreitet, um im ganzen Jahre wohlgenährte und gesunde Pferde zu haben, muß der Knecht in der Neujahrsnacht Kohl stehlen und mit diesen die Pferde füttern. An andern Orten heißt es, man soll Kohl aus dem Garten des dritten Nachbars holen und jedem Tier im Stall davon geben, damit es vor Hexerei gesichert bleibe.

Über den Kohlbau erzählt man aus dem Kloster Herveſtehude bei Hamburg folgende wunderbare Geschichte: In dem Kloster war zwei Schwestern die Pflege des Kohlgartens anvertraut. Während aber die eine üppige und kräftige Pflanzen für die Küche abgab, konnte die andere trotz aller Sorgfalt und Pflege nur schlechte und verkümmerte liefern. Man war mit ihr deshalb unzufrieden und gab ihr Schuld, daß sie ihre Pflanzen vernachlässige. Da klagte sie endlich der Mitschwester ihr Leid und fragte dieselbe um Rat. Diese vertraute ihr nun an, daß sie bei der Feier des Abendmahls die Hostie im Munde behalten und später unter die Krautstengel vergraben habe. Die zweite Schwester machte es nun der ersten nach und erzielte ebenfalls große Köpfe. Doch in einer Nacht bemerkten die Nachbarn in dem Garten ein wunderbares Licht, sie machten der Äbtissin davon Anzeige, und in feierlichem Zuge begaben sich sämtliche Nonnen in den Garten. Die Flamme stand über einer kräftigen Kohlpflanze; man grub dieselbe heraus und fand an den Wurzeln ein von Natur gewachsenes Kruzifix. Dasselbe wurde in Hamburg aufbewahrt, bis es im Jahre 1602 in die Raritätenkammer Rudolf I. gebracht wurde.

Rätsel.

Das erste frißt,
Das zweite ißt,
Das dritte wird gefressen,
Das ganze wird gegessen.

Simrocks Rätselbuch.

118. Der Hopfen.

Der Name Hopfen ist nicht mit hüpfen verwandt, bezeichnet also nicht eine Pflanze, welche über die Zäune gleichsam hüpft; sondern er ist von heben abzuleiten und so gewählt, weil sich die Pflanze mit den Wickelranken in die Höhe hebt.

Obgleich diese Pflanze wegen des bitteren Stoffes, der in den Kätzchenschuppen enthalten ist, und als Bierwürze verwandt wird, jetzt in ganz Europa bekannt ist, war dieselbe doch den Alten unbekannt. Nirgend wird der Hopfen erwähnt, trotzdem das Bier ein allgemein bekanntes Getränk war. Auch in den Verordnungen, die Karl der Große über Anbau und Verwendung der Nutzpflanzen gab, suchen wir vergebens nach demselben. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts nach Christo geschieht des Hopfens zuerst Erwähnung in Deutschland. Ob aber der Hopfen erst durch die Völkerwanderung in das westliche Europa gekommen, und wo er zuerst zur Würze des Bieres benutzt ist, bleibt zweifelhaft. Als man die Wirkung des Hopfen auf das Bier kennen gelernt hatte, kam er schnell in Aufnahme. Er macht vorzüglich das Bier haltbarer, so daß es weiter versandt werden konnte. Besonders zeichnete sich in früherer Zeit Flandern und Norddeutschland durch seine Hopfenbiere aus. Gent und Eimbeck waren ihrer Zeit die berühmtesten Bierstädte. An das Eimbecker-Bier erinnert uns noch das Wort Bockbier, welches nur durch Verstümmelung jenes Namens entstanden ist. In der Gegenwart sind besonders die Städte München und Nürnberg durch ihre vorzüglichen Biere bekannt.

Abergläubische Gebräuche haben sich nicht viel an den Hopfen geknüpft.

Digitized by Google

Gab man jemandem eine Hopfenranke zu tragen, so gab man ihm dadurch zu verstehen, daß er mehr geschwatzt habe, als er verantworten könne. Man verglich dabei die unnützen Worte mit den vielen scheinbar unnützen Blüten des Hopfens.

Die Hopfenranke.

Und als ich kam zum grünen Hag,
Da sprach die Hopfenranke:
„Wie sehnt ich mich einst Tag für Tag
Aus dunkler Erdenschranke!

Doch ach! vergeblich war mein Traum
Nach jenen Himmelspforten,
Bis dieser feste, stolze Baum
Zur Stütze mir geworden." —

Dein Wort, du schlanke Rebe, kam
Mir warm ins Herz gezogen,
Und aller Kummer, aller Gram
Ist leicht dahin geflogen.

Wie ich aus dunkler Erde dich
Zum gold'nen Licht erhoben,
So schwinget meine Seele sich
Am grünen Stab nach oben.

A. Hoffmann v. Nauborn.

119. Der Kürbis.

In der Geschichte des Propheten Jonas spielt der Kürbis eine bedeutsame Rolle; der Herr benutzt ihn, um den mißmutigen Propheten zurecht zu weisen. Auf des Herrn Befehl war Jonas endlich nach Ninivi gezogen und hatte der in Sünden versunkenen Stadt den Untergang verkündet, wenn sie sich nicht besänne und umkehre von ihrem bösen Wege. Dann war er hinaus gegangen aus der Stadt und hatte sich an der Morgenseite eine Hütte gebaut, damit er sähe, was derselben widerfahren würde.

In der Nacht schuf Gott der Herr einen Kürbis, der wuchs empor und gab dem Jonas Schatten, und der Prophet freute sich sehr über denselben. Aber ein Wurm benagte den Kürbis, als die Morgenröte anbrach, und als nun die Sonne höher und höher stieg, vertrocknete der Kürbis, und Jonas hatte sehr viel von der Glut derselben zu leiden, daß er matt und mißmutig wurde und sprach: „Ich wollte lieber tot sein denn leben." Da sprach der Herr zu Jonas: „Meinest du, daß du billig zürnest um den Kürbis?" Jonas erwiderte: „Billig zürne ich bis an den Tod." Da sprach der Herr: „Dich jammert des Kürbis, daran du nicht gearbeitet hast, hast ihn auch nicht aufgezogen, welcher in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb, und mich sollte nicht jammern Ninives, solcher großen Stadt?" (Man hat den Kürbis dieser Geschichte als den unter dem Namen „Wunderbaum" bekannten Ricinus gedeutet).

Der Kürbis entwickelt sich sehr schnell, doch bedarf er, um sich vom Boden zu erheben, fremder Hilfe. Die Früchte erhalten ein so bedeutendes Gewicht, daß ihr lockerer, loser Stamm nicht imstande ist, sie hoch zu tragen. Da möchte es manchem wohl scheinen, daß es in der Natur hätte besser eingerichtet sein können, wenn z. B. die Eiche die Früchte des Kürbis, und der Kürbis Eicheln trüge. So dachte (nach Gleims Fabel) auch ein Mann, als er an einer schwachen Ranke einen großen Kübis hängen sah. Er sprach:

„Nein solche Last
Hätt ich an ein so schwaches Reis
Wahrlich so nicht aufgehangen!
Mancher Kürbis, gelb und weiß,
Sollte Reih' an Reihe mir
Stattlicher dort oben prangen
An der hohen Eiche hier!"

So sprechend streckte sich der Wanderer in dem kühlen Schatten der Eiche nieder, um ein Stündchen zu ruhen. Doch nach kurzer Rast fuhr er plötzlich empor; eine

Digitized by Google

Eichel war ihm in das Gesicht gefallen und hatte ihn aus dem süßen Schlummer aufgeschreckt. Zugleich war er aber auch zur Besinnung und Einsicht gekommen und hatte die Lust verloren, an Gottes Werken zu mäkeln; denn er sprach:

„O wie thöricht war ich doch,
Daß ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eiche Frucht an Frucht,
Gleich dem Kürbis wachsen sollte!
Nein wie dumm hab ich gedacht!
Traf der Kürbis meine Nase,
Läg ich jetzo tot im Grase." —

Die Malaien benutzen den Kürbis zum Fangen der Affen. Zu diesem Zwecke höhlen sie — wie A. Brehm erzählt — harte Kürbisse durch eine kleine Öffnung aus, füllen sie mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker und Früchten, welche die Affen gern fressen. Diese zwängen nun, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Öffnung und erfassen eines der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber von den Menschen fangen lassen, als daß sie das einmal Gefaßte wieder losließen. Durch die Last am Laufen verhindert, fallen sie schnell in die Gewalt der Menschen.

Unter den Einwohnern von Haiti fanden die Spanier nachstehende Sage über die Schöpfung des Weibes, in welcher dem Kürbis eine nicht unbedeutende Stellung gegeben wird. Auf der Insel lebte einst ein Mann Jaja, der einen einzigen Sohn hatte. Der Sohn starb, und er begrub ihn in einen Kürbis. Als er nach einiger Zeit wieder zu dem Kürbis ging, kam ein großer Walfisch heraus; darum sagte er: der Kürbis müsse das Meer sein. Das hörten seine vier Brüder und gingen hin, im Kürbis zu fischen. Aber Jaja kam dazu; sie flohen, ließen den Kürbis fallen, daß er zerbrach. Das Wasser kam durch die Ritzen und setzte die Insel unter Wasser. Die vier Brüder entrannen der Überschwemmung, schweiften lange umher und hatten noch keine Weiber. Endlich kamen sie zu einem Bäcker und klopften bei ihm an; der spie einem der Brüder so heftig auf den Backen, daß er eine Geschwulst bekam. Der andere nahm einen Stein, schnitt sie auf, und es kam das erste Weib heraus, das sie alle vier zur Frau nahmen.

Kürbis und Eiche.

Kürbisstauden eine
Sagt zur hohen Eiche:
„Du gepries'ne Reiche,
Hast du gar gemeine
Frücht' und winzig kleine.
Schau dagegen meine
Äpfel, wie sie quollen,
Wunder von Gewichte."
„Aber schnell zu nichte
Sind die wasservollen,"
Spricht die Eich': „Aus meinen
Kernen, den so kleinen,
Wird in späten Zeiten
Sich ein Wald bereiten."

A. E. Fröhlich.

120. Die Brennessel.

Die erste Bekanntschaft mit dieser Pflanze ist wohl zu allen Zeiten eine unfreundliche gewesen, weil die steifen Brennborsten bei der leisesten Berührung in die Haut dringen und in dieselbe einen ätzenden Saft ergießen, der auf derselben den Nesselausschlag erzeugt. Da der erste Eindruck meist bestimmend für die Zukunft ist, so sollte man wohl glauben, daß die Nessel im Volke von Anfang an eine unbeliebte und gemiedene Pflanze gewesen sei. Doch das gerade Gegenteil hat stattgefunden; wenige Pflanzen haben im Leben und mittelalterlichen Aberglauben eine solche Stellung eingenommen wie die Nessel.

Sie war dem Donnergott Donar geweiht, der mit langwehendem roten Barte

Digitized by Google

in einem mit zwei schnellfüßigen Böcken bespannten Wagen durch die Wetterwolken fuhr und den furchtbaren Donnerhammer Miölnir schleuderte, der nie sein Ziel verfehlte und selbst zurückkehrte. In Tyrol legt man bei einem Gewitter des Donars heilige Blumen ins Feuer; der Blitz verschont dann das Haus, und beim Bierbrauen soll man einen guten Strauß großer Nesseln auf den Rand des Bottichs legen, so schadet der Donner dem Biere nicht.

Nach Nesseln sollen die Hühner früher und fleißiger Eier legen als bei anderer Nahrung; die Füße der Bruthennen müssen mit Nesseln geschlagen werden, wenn dieselben das Ausbrüten der Eier nicht unterbrechen sollen. Auch Schafen wurden sie gegeben in der Meinung, daß dieselben eine feinere und glänzendere Wolle bekämen. Selbst zum Vertreiben der Maden bei dem Vieh wurden die Nesseln verwandt. Man pflückte vor Sonnenaufgang eine Nessel, faßte sie mit beiden Händen und sprach:

„Brennessel laß dir sagen,
Unsere Kuh hat im Fuß die Maden,
Willst du sie ihr nicht vertreiben,
So will ich dir den Kragen umreiben."

Hierauf wurde die Nessel abgebreht und die Stücke wurden mit beiden Händen rückwärts über den Kopf geworfen; doch mußte, um eine gründliche Vertreibung herbeizuführen, dieses drei Tage nach einander wiederholt werden.

Böse, beängstigende Träume werden abgehalten, wenn man auf einem Schaffell schläft und vor dem Zubettgehen eine Tasse Thee von Brennesselwurzeln zu sich nimmt. Ebenso kann man sich durch das Tragen von Brennesseln, mit Schafgarbe untermischt, von Furcht und Angst befreien. Bis in die Küche und den Kochtopf hinein hat der Aberglaube die Nesseln gebracht; Fleisch mit Nesseln gekocht soll besonders weich und zart werden.

Man sah in der Nessel mächtige Kräfte walten, durch deren heimliche Benutzung der Mensch die Liebe zwingen und irdische Schätze heben könne. So heißt es in einer alten Überlieferung: „Du sollst an einem Freitag, früh wenn die Sonne aufgeht, zu einer Nessel gehen und besieh dir die Nessel im Namen derer, welcher du hold bist; bespreng' die Nessel mit Salz und geh' bei Sonnenuntergang wieder zu ihr, grabe sie mit der ganzen Wurzel aus, lege sie in die Glut und sprich die Worte: Öl und Amel und Ingrim, ich beschwöre und gebiete euch, wie die Nessel hier brennt in der heißen Asche, daß ihr also machet zerbrennen in Herzen und Sinnen, daß ihr nimmer Ruh möget gewinnen und haben, bis daß sie drinnen will lassen brennen in der Minnen". — Und wie die Nessel auch Schätze finden läßt, davon berichtet eine andere Sage, daß in Reichholzheim, an der Straße von Bromberg, im zweiten Hause links einst in der Nacht ein solcher Lärm war, daß die Bewohner glaubten, der Schornstein stürze herab. Nun zeigte sich draußen im Hofe ein helles Licht in den Brennesseln. Aber während des Streites, ob sie den Schatz heben sollten oder nicht, nahm das Licht allmählich ab und verschwand endlich ganz.

Schon sehr früh hat man in China die Nessel wie den Hanf behandelt und sehr feine und doch dauerhafte Garne daraus gewonnen, aus denen man das sogenannte Grastuch verfertigt. Unsere Nesseln geben gleichfalls eine sehr brauchbare und schön aussehende Faser, aus der die verschiedensten Erzeugnisse gewebt und gearbeitet werden.

Im Anschluß hieran wird in Eberstein folgende Sage erzählt: Einst lebte daselbst ein hartherziger Vogt, der einem armen Waisenmädchen die Erlaubnis zu heiraten versagte, bevor sie nicht zwei Hemden aus den Nesseln, die auf ihrer Eltern Grabe gewachsen, gewoben hätte. Das eine sollte ihr Brauthemd, das andere ihr Totenhemd sein. Das Mädchen ging rüstig und mit fröhlichem Mute an die Arbeit, doch erkannte es bald, daß es für ein Menschenleben unmöglich sei, dieselbe zu vollenden. Es wurde deshalb sehr traurig und weinte bitterlich. Da erschien ihm eines

Digitized by Google

Tages ein altes Mütterchen, das versprach, ihr treulich zu helfen. Die Arbeit ging nun rasch von statten. Als das Mädchen die Hemden vollendet, da läutete zu derselben Stunde die Glocke, sie rief das treue Mägdlein zum Traualtare, den hartherzigen Vogt aber vor seinen ewigen Richter.

Im Volksliede ist die Nessel das Sinnbild der Liebestrauer, wie aus folgenden Strophen hervorgeht:

„Das Nesselkraut ist bitter und herb,
Es brennet sehr;
Verloren hab ich mein feines Lieb,
Das reut mich sehr.

Es reut mich sehr und thut mir
In meinem Herzen weh,
Daß ich die Herzallerliebste
Soll sehen nimmermehr."

Nesselblüte.

Rings Sonnenschein und linde Luft,
Und Vogelsang und würz'ger Duft,
Die Rosen all erglühet;
Und sieh, an jener Planke dort,
Am fernsten, halbversteckten Ort
Wie auch die Nessel blühet.

Sie blühet, weil sie blühen muß,
Weil sie des Frühlings Strahlenkuß
Auch segnend aufgefunden;
Sie gleicht dem innigen Gemüt,
Das ohne Glanz und Prunk erblüht
Zu einsam schönen Stunden.

J. Novelli.

Die Nessel.

Wenn ihr an Nesseln streifet,
So brennen sie;
Doch wenn ihr fest sie greifet,
Sie brennen nie.
So zwingt ihr Feinen
Auch die gemeinen
Naturen nie;
Doch preßt ihr wacker,
Wie Nußaufknacker,
So zwingt ihr sie.

Fr. Rückert.

121. Der Nachtschatten.

Der Name Nachtschatten ist sehr alt; bei älteren Botanikern heißt die Pflanze Nachtschatt, im Mittelhochdeutschen nahschate, im Althochdeutschen nahtscato; der letztere Ausdruck bedeutet zuerst den nächtigen Schatten, den Schatten der Nacht. Worauf sich die Bezeichnung bezieht, ob auf die schwarzen, giftigen Beeren, oder ob eine mythische Vorstellung zu Grunde liegt, ist dunkel. Der rote Nachtschatten ist unter dem Namen Bittersüß allgemein bekannt; derselbe findet seine Erklärung in dem Umstande, daß die Beere der Pflanze anfänglich einen bittern Geschmack hat, der sich aber später in einen süßlichen verwandelt. Man nennt deshalb die Pflanze auch „Je länger, je lieber."

In den Alpen benutzen die Hirten das Kraut als Heilmittel gegen Engbrüstigkeit und Keuchen des Viehes, indem sie dasselbe den kranken Tieren um den Hals hängen; es führt hier den Namen „Alpenranke". Man legte es den Kindern auch in die Wiege, um sie vor Verzauberungen zu schützen.

Die Namen „Saurebe," „Stinkteufel," „Hundsbeere" u. a. beziehen sich auf die Giftigkeit der Pflanze und bekunden die Abneigung, welche der Mensch im allgemeinen gegen dieselbe hat.

Digitized by Google

122. Die Zaunrübe.

(Bryonia alba.)

In Hecken und Dorfzäunen findet sich als eine echte Dorfpflanze die Zaunrübe, leicht kenntlich an ihrem windenden, üppig sich emporschlingenden, weinblättrigen Stengel. Die faustgroßen, rübenförmigen Wurzelknollen enthalten einen ätzendscharfen, giftigen Bitterstoff, der in der Volksheilkunde vielfach Verwertung findet, und der auch wohl der Grund für das Ansehen ist, welches die Pflanze im Aberglauben genießt.

Die ausgehöhlte Wurzel wurde als Becher benutzt, aus welchem ein Kranker sicher Genesung und Linderung seiner Schmerzen trank. Mittelst derselben sollte auch die Gicht geheilt werden können und zwar durch Überpflanzung. Dem Leidenden ließ man etwas Blut ab, welches in eine ausgehöhlte Zaunrübe träufelte; diese wurde sodann an einem heimlichen Orte vergraben. Wie die Zaunrübe in der Erde vermoderte, so sollte auch die Krankheit auf immer von dem armen Leidenden weichen.

Im Volksmunde heißt die Wurzel „Körfchenswurz;" als solche wurde sie gegen Gewitter im Hause aufgehängt und als Schutzmittel gegen Hexen am Halse getragen. Aber auch die Dorfschönen kennen in manchen Gegenden Deutschlands dieselbe, und sie wissen noch von einer geheimnisvolleren und tieferen Kraft derselben. Nach ihrer Meinung übt dieselbe einen großen Einfluß selbst auf Herzen aus, indem sie Zuneigung und Liebe schafft. Deshalb legen sie, ehe sie zum Tanzplatz eilen, Scheiben derselben in ihre Schuh und sprechen dabei:

„Körfchenschnitzel in meinem Schuh,
Ihr Junggesellen, lauft mir zu!"

Nach einer solchen Vorbereitung kann es ihnen nun nicht an Tänzern und Anbetern fehlen.

In früherer Zeit wurden die Wurzeln betrüglicher Weise auch wohl statt der echten Alraunwurzeln als Alraunmännchen verkauft. Die Mandragora (Alraunwurzel, Hexenkraut, Zauberwurzel, Zauberpflanze der Circe) wächst am Mittelmeer, besonders in Griechenland und stand bei den Alten in großem Ansehen und vorzüglichem Rufe als Zaubermittel zum Unsichtbarmachen und als Amulet gegen Hexerei. Die große, rübenförmige Wurzel teilt sich oft von der Mitte an in zwei gleiche Teile und ist mit zarten, haarförmigen Wurzelfasern bekleidet, so daß sie einem Puppenbalge ähnelte und „Halbmensch-Pflanze" genannt wurde. Pythagoras sah sie als eine in einen Menschen verwandelte Pflanze an, und Plinius unterschied sogar eine männliche und weibliche Pflanze.

Die alten Germanen halfen durch Kunst nach und schnitzten kleine menschliche Figuren, sonderbar gestaltete Schutz- und Hausgötter aus dieser Wurzel. Doch da die echte Alraunwurzel (Mandragora) nur selten in ihre Hände kam, so behalfen sie sich mit den Wurzeln der Zaunrübe und nannten die Figuren Alraunen, Alruniken, Erdmännchen, Glück- oder Heinzelmännchen, weil sie den Besitzern Glück bei allen ihren Verrichtungen bringen sollten.

Die Wurzeln kamen nur selten vor, denn die Alraunen sollten in ihrer menschlichen Gestalt nur aus dem unwillkürlichen Harne der unschuldig Gehenkten unter dem Galgen erwachsen. Auch die Erlangung derselben sollte mit Lebensgefahr verknüpft sein; man erzählte, beim Ausgraben ächze und schreie dieselbe so entsetzlich, daß man davon sterben müsse. Um die Wurzel ohne Schaden zu erlangen, soll man sich daher wie Odysseus die Ohren mit Wachs verstopfen und dann die Erde ringsum abgraben, so daß die Wurzel nur noch an dünnen Fasern hängt. Nun bindet man dieselbe mit einer Schnur einem „allschwarzen" Hund an den Schwanz, zeigt diesem ein Stück Brot und läuft eilends weg. Der Hund, gierig nach dem Brot, folgt und zieht die Wurzel aus; doch von dem ächzenden Geschrei derselben getroffen, fällt er tot zur Erde. Nun hebt man die zauberkräftige Wurzel auf, wäscht sie in rotem

Digitized by Google

Wein sauber ab, wickelt sie in weiß und rotes Seidenzeug, legt sie in ein Kästchen, badet sie alle Freitag und gibt ihr alle Neumond ein neues weißes Hemdlein. Man nahm sie aus ihrem Schranke nur, um sie zu fragen und weissagen zu lassen; denn das Männlein antwortet auf alle Fragen, offenbart heimliche und zukünftige Dinge und bringt dem Hause Glück und Segen. Ein Stück Geld, das man nachts zu ihm legt, findet man am Morgen doppelt; doch darf man ihm hierin nicht zu viel zumuten, sonst genießt man seines Dienstes nicht lange, es nimmt ab und wird untüchtig. Betrüger, welche mit Alraunen handelten und dieselben an abergläubische Leute teuer verkauften, legten denselben eine Münze (Heckthaler) bei und nannten sie Heck- oder Geldmännchen.

Die Rabbinen haben Labans Götzen auf Alraunen gedeutet; denn dieser Aberglaube ist sehr alt, und es lassen sich die Spuren desselben bis in das graueste Altertum verfolgen.

Zaunrübe und Klee.

Zum Klee die Zaunrübe sprach:
„Nachbar, komm mir doch nach!
Steigen wir doch zugleich aus den Schollen,
Warum hast du nicht mit mir wollen?"

Lächelnd erwidert der Klee:
„Darfst auf die stattliche Höh'
Ebenso trotzig nicht pochen;
Ich sehe, du bist gekrochen!"

E. M. Arndt.

123. Das Schöllkraut.

(Chelidonium.)

Das Schöllkraut, auch Schwalbenwurz genannt, ist wegen seines gelben, giftigen Saftes jedem Landmanne bekannt. Bereits im Altertume hatte diese Pflanze die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der botanische Name Chelidonium ist griechischen Ursprunges und hängt zusammen mit einem Worte, welches Schwalbe bedeutet. Auf zweifache Weise brachte man die Schwalbe mit dieser Pflanze in Verbindung. Einmal hieß es, die Pflanze blüht zu der Zeit, in der die Schwalben wiederkommen, und welket, wenn sie fortfliegen. Andere waren der Meinung, die Schwalben vermochten ihren geblendeten Jungen durch die Kraft dieser Pflanze das Licht der Augen wiederzugeben. In dem Arzneibuch von Ortolf (1477) heißt es deshalb von ihr: „Wenn du den jungen Schwalben mit einer Nadel in die Augen stichst, so bringt ihre Mutter schnell die Blumen von dem Kraut und hält es an der Kindlein Augen, so kommt ihnen das Gesicht wieder." Unsere deutsche Bezeichnung Schöllkraut ist aus dem griechischen Chelidonium entstanden, so daß es richtiger Schellkraut zu schreiben ist.

Die Alchimisten des Mittelalters meinten in diesem Kraute eine ganz besonders kräftige Pflanze entdeckt zu haben; der goldgelbe Saft der Pflanze sollte alle vier Elemente enthalten, und sie vermuteten daher, den Stein der Weisen darin zu finden. Aus diesem Grunde änderten sie den Namen in Coeli donum um, d. i. Geschenk des Himmels. In der Gegenwart wird der Saft der Pflanze vielfach gegen Warzen angewandt. Betupft man nämlich letztere mit demselben, so sollen sie nach einiger Zeit verschwinden.

124. Der Löwenzahn.

(Leontodon taraxacum.)

Der allgemeinen Verbreitung der Pflanze entspricht eine lange Reihe von Volksnamen, aus der wir die bezeichnendsten hervorheben. Die schrotsägeförmigen Blätter veranlaßten die Bezeichnung Löwenzahn. Im Kindermunde heißt sie „Ketten- oder Butterblume." Denn die hohlen Stengel werden von den Kindern zu Ketten benutzt, und die ganze Pflanze ist ein Lieblingsfutter der Kuh und soll von

Digitized by Google

vorteilhaftem Einfluß auf einen reichen Milchertrag sein. Wegen der runden, sonnengelben Korbblüten führt sie den Namen „Sonnenblume“ und deutet auf die Freuden des Sommers.

„De Botterblaum deip in de Bläder
Mit ehrem Sünnenangesicht
Kikt na de Sünn — als wull sei fragen:
Na, Schwester, segg, kann ickt woll wagen
Un kreig wi nahgradens beter Weder?“

Fr. Reuter.

Wenn die Samen von dem Fruchtboden entfernt sind, bietet letzterer wohl eine entfernte Ähnlichkeit mit der Tonsur eines katholischen Geistlichen, die Veranlassung zu dem Namen „Pfaffenröhrlein“ gab. Die Kinder nennen den Pappus „Lichtlein,“ weil er sich wie ein solches „ausblasen“ läßt; sie benutzen denselben zum Orakel, um zu erfahren, wie lange sie noch leben. Wer im stande ist, ihn mit einem Male fortzublasen, ist ein Glückskind, ihm steht noch viel Angenehmes bevor.

Der Löwenzahn.

Ihr goldnen Blumen, die ihr mir gleich Sonnen
Vor wenig Tagen noch das Herz erfreut
Und Luft und Leben rings im Thal verstreut,
Wie schnell, wie schnell hat euer Herbst begonnen!

Ihr Häupter, jüngst von Jugendglanz umsponnen,
Wie hat euch greise Wolle überschneit!
Ein scharfes Lüftchen morgen oder heut,
Und ach, in flücht'gen Staub seid ihr zeronnen. —

Du Erdensohn, dem noch die Stirn umsäumet
Der Jugendlocke schwellend Frühlingslaub,
Und dem ein Blütenstrom durchs Herz noch schäumet:

Auch deine Blüte wird des Herbstes Raub,
Dein Lockengold wird Schnee, eh' du's geträumet,
Und dann ein Lüftchen nur — und du bist Staub.

L. Maurer.

125. Der Donnerbart.

(Sempervivum tectorum.)

Nach ihrem Standort auf Mauern und Dächern führt die Pflanze auch den Namen Dach- oder Hauswurz. Sie war dem Donar, dem Gott des Donners, geweiht und stand in dem Rufe, das Haus, auf welchem sie wuchs, vor dem Blitz zu schützen. Man pflanzte sie deshalb auf die Dächer der Häuser, und Karl der Große hat ihre Anpflanzung aus diesem Grunde befohlen. Verbreitet war auch folgender Brauch: Zog ein Gewitter herauf, so legte man nebst Palmkätzchen die Hauswurz auf die Kohlen des Herdes, doch mußte sie, um sichern Schutz zu gewähren, am Johannistage vom Dache genommen sein. In diesen Volksanschauungen findet der Name „Donnerbart“ seine Erklärung; auch die roten Blüten deuteten auf Donar, in ihnen sah man den gleichfarbigen Bart des Donnerers, den dieser beim Sprühen seiner Blitze schüttelt.

Die Pflanze sollte auch Glück in das Haus bringen, auf dem sie wuchs, doch durfte sie nicht zur Blüte kommen, sonst war sie die Vorbedeutung von einem Todesfalle. Wurde sie von Hexen zu einem Zaubertrank gesammelt, so mußte dieses am Donnerstage (dem Tage Donars) geschehen, weil sie sonst nicht die rechten Kräfte besaß.

Digitized by Google

Der Saft der Hauswurz stand und steht auch noch heute in dem Rufe eines Schönheitsmittels; er soll eine reine, weiße Haut machen.

Zu den Crassulaceen gehört ferner der Mauerpfeffer oder die Fetthenne, so genannt wegen seines pfefferartigen Geschmackes und seiner kleinen, dicken Blätter. Er sollte, unter das Kopfkissen gelegt, die Schlaflosigkeit verscheuchen.

Thor.

O hört ihr erkrachen die felsigen Quadern?
Thor fuhr aus!
Und schäumend durchbricht schon die steinernen Adern
Der starrenden Berge das Wettergebraus —
Thor fuhr aus!

Schon donnert durch Wolken auf stürmendem Rosse (?)
Friggas Sohn!
Es blitzen zur Fahrt ihm die Glutengeschosse —
Verlassen hat seinen demantenen Thron
Friggas Sohn.

Wie knirschen die Wälder im nichtigen Grimme!
Thor nur lacht.
Wie schlagen die Meere mit heulender Stimme
Empor zu der alles umdunkelnden Nacht!
Thor nur lacht.

Es fliegt ihm sein Bart wie die wehenden Flammen
Durch den Sturm. —
Ihr Gletscher und Meere, was schreckt ihr zusammen?
Der Gott will besiegen aus wolkigem Thurm
Den Weltenwurm.

Er will ihn zermalmen mit riesigem Hammer;
Jubelt auf!
Erlöst wird die Erde von Leiden und Jammer,
Ereilt er den Weltfeind im wetternden Lauf:
Jubelt auf!

K. Zettel.

Digitized by Google

IV. Die Wiese.

„du bist kurzer, ich bin langer",
also stritens ûf dem anger
bluomen und de klê.

Walther von der Vogelweide.

Da liegt sie vor uns, die ausgedehnte Wiese, ein grüner, blumengestickter Sammetteppich! Welch ein wohlthuender Anblick für Auge und Herz! — Sie steht in ruhiger, heiterer Mitte zwischen der gesunkenen Schwermut der Heide und dem kühnen Emporstreben des Waldes: gleichsam ein einfach-inniger Auslaut und Aufklang der Natur. Zunächst zieht schon die offne Weite der Wiesenfläche das Auge an sich.

„Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich," heißt es treffend in Schillers Elegie. Der Berg droht in stolzer Höhe; seine wilden Umrisse brechen aus dem Schoß der Erde wie von feindlichen Mächten gehoben, in seinem Waldschatten bergen sich finstere Geheimnisse, aus seinen Schluchten stürzen schäumende Wasser. Wo von solchem Anblick das Auge bedrängt und erschöpft wird, da wendet es sich gern auf das ruhig ausgebreitete, frei-erschlossene Gelände; es weidet sich an seiner Lichtfülle und gibt sich jenem Eindrucke der Stetigkeit hin, in welchem der Mensch sich gleichsam seiner selbst versichert. Nur wo die Ebene zum unabsehlichen, gestaltlosen Flachlande sich dehnt, da treten abermals andere Gefühle — das erhabene der Unendlichkeit oder das öde der Vereinsamung — in die Seele.

Was den Wiesen jenen innigen Reiz verleiht, ist ungleich mehr als die Bodenbildung, die sie bekleidende Vegetation. — — Hier bedecken gesellig geschart die Gräser ganze Striche und deuten im Verein mit den gesellig auftretenden Haustieren gewissermaßen sinnbildlich auf das große Gemeinleben der Völker, das unter diesem Himmel seine Blüten entfaltet. Ohne Wiese ist wenigstens in unserem Norden kaum eine Landschaft denkbar, wenn sie nicht dem Gebirge oder der Heide angehört. Dicht an das märkische Bauerngehöft hin, an die Welle der Thür zieht sich der grüne Teppich, der „Wiesenhof" — niederdeutsch Wischhoff —, von keinem Zaune oder Gehege gesperrt, sondern frei in Gebüsch, in Acker und Trift sich verlierend. Ganz Thüringen — was ist es anders als eine grüne Aue, und wie saftquellend und ruhig senkt sie sich zwischen die goldwallenden Saaten und die rauschenden Waldkuppen hinein. —

Aber es kommt darauf an, sich näher über den eigentümlichen Eindruck zu verständigen, der die Pflanzenformation begleitet. Das Gras erscheint als eine der ersten Gestaltungen der zeugenden Naturkraft. In das Jugendalter unseres Planeten, als zuerst aus dem Ozean die Erdveste tauchte und nun auf ihr der Sonnenstrahl den neuen Trieb des Lebens weckte, in diese Zeit der Anfänge glauben wir uns den zarten, einfachen, unvollkommenen Formen gegenüber versetzt. Denn ein unvollkommenes Gebilde ist das Gras. Es steht höher als die kaum über den Boden sich erhobenen Geschlechter blütenloser Flechten und Moose, deren Geschäft nur scheint, anderen Gewächsen eine Stätte zu bereiten; aber dennoch ist das Gras nicht mehr

Digitized by Google

als nur ein Beginn entwickelterer Gliederung. Noch hat sich hier die Pflanze nicht abgelöst von der Erde, es breitet sich keine Krone über einen fertig ausgestalteten Stamm, es tritt kein deckendes Blatt- und Zweigwerk heraus, und selbst die Blüte, die an Kraut und Blume sich so farben- und duftreich hervorzuheben pflegt, ist hier scheinlos. Die Pflanze liegt gleichsam noch als Säugling an der nährenden Mutterbrust. Vielleicht aber ist deshalb das Gefühl, welches die Grasflur in uns weckt, ein so unschuldig-inniges, kindlich-rührendes. Es ist, als schwebe über ihr der goldene Traum unserer eigenen Jugend, und sicherlich wird die Schönheit einer Wiese nur von einem Kinde ganz genossen. Wiesen und Kinder, die Feldblumen und Menschenblumen: eins mag ohne das andere nicht gedacht werden. Auf der Wiese windet das Mädchen den ersten Kranz und stimmt seine Brust zum ersten Liede. Auf der Wiese ist der Tummelplatz des Knaben. Hier darf er nicht verstohlen schleichen wie im bangen Dunkel des Waldes, hier ist er der gebietende Herr. Er jagt Falter und Käfer, kämpft gegen Erdwespen und Mücken, beschleicht den weidenden Storch und horcht träumend der fern ins Abendrot hinaus hallenden Glocke seines Dorfes. Jugendlust, Gefühl der Verjüngung, der Lebenserneuerung: darin liegt der tiefe Zauber der Wiese. Und den empfänglichen Sinn wird eine ähnliche Stimmung auch da anklingen, wo nicht jene Erinnerungen und Ahnungen ihren geheimen Anteil an derselben haben. — —

Wie ein leichtes, reizvoll jeder Form sich schmiegendes Gewand liegt das Gras über der Erde; eine wohlthuende, für unser Gefühl fast untrennbare Hülle des Elements. Unter ihr verborgen ruht das „tote Irdische"; aber über ihr und aus ihr weht der Geist des Lebens, der unbesiegten Schöpferkraft der Natur. Wo Gräser sprossen und Wiesen sich dehnen, da ruft allenthalben den Menschen eine Heimatstimme an. Wo sie fehlen, auf dem Steinrücken der Gebirge, im Sande der Wüste, kann wohl der Eindruck des Gewaltigen die Seele ergreifen und erschüttern, aber das warme, vertraute, zuversichtliche Gefühl des Heimseins und der unvergänglichen Fülle des Lebens mag da nicht gedeihen. Über Trümmer, Gräber und Wahlstätten zieht das Gras die versöhnende, belebende Decke: „es ist Gras darüber gewachsen", sagt mit inniger und treffender Bezeichnung der Volksmund, wenn ein Leid gestillt und vergessen ist, und aus dem Schmerze leise wieder die Freude kommt. An das Gras und die Wiese hängt sich des Nordländers erste und letzte Hoffnung. Wenn nach trüben Wintertagen der Strahl wärmer und voller herabdringt, da ist es die Wiese, der grasumsäumte Fußpfad, der quellige Rasen, der die ersten grünen Halmspitzen zeigt und dem harrenden Menschen den Sieg des Lichts verkündigt. Hat Sommerglut die Flur versengt und fallen nun die langersehnten, befruchtenden Tropfen, so grünt am ersten wieder die Trift; und wenn im Spätjahr längst alle Blume welk und alle Bäume entblättert stehen, da ist doch die Wiese noch grün und zeigt dem gerührten Auge manche verborgene Blüte, da träumt hier der Herbst den Traum des Frühlings noch einmal nach. Ja, es scheint als weise schon der Name des Grases selber auf solche unzerstörbare Lebenskraft der Natur. Denn Rasen und Wasen bedeutet eben nichts anderes als das Wachsende, Sprossende, Grünende.

Und nun dieses tauige Wiesengrün! welches andere käme ihm gleich an Frische und Milde! Die Wissenschaft lehrt, daß im Grün die Gegensätze der Farben zum ruhigen Gleichgewicht verschmelzen. Auf dem ebenen, sammetnen Teppich der Wiese muß jedes Auge diesen besänftigenden und doch vollerquickenden Eindruck empfinden. Von Sonnenlicht und Erdfeuchte gesättigt, warm und goldig schimmernd, und hoch darüber die blaue Unendlichkeit des Äthers: wo gebe es ein ruhigeres, und in dieser Ruhe doch schöneres, anregenderes Bild als die Wiese? Reizend liegt sie im vollen Sonnenglanz, wenn sich aus dem rötlichen Wiederschein, der über die Halme fliegt, die ganze Fülle schaffender Kräfte ahnt; aber ein nicht minder schöner Anblick ist es, wenn stille Wolkenschatten über die Flur schweben und ein Wechselspiel der zartesten Streiflichter entspinnen, oder wenn aus regendustigem Gewölk

Digitized by Google

plötzlich die Sonne mit goldenem Arme herabgreift und nun das feuchte Grün im langen Strahl fast durchsichtig glüht.

In diesen Teppich webt nun die Blumenwelt ihre reichsten Arabesken.

„Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf." H. Masius.

Die Heuernte.

Heuernte, schönste Zeit im Jahr,
Der Wald längst grün und doch noch klar,
Die Blumen ganz im Blühn,
Die Saat noch hoffnungsgrün.

Grün hängt die Frucht im dichten Baum,
Halb ausgebildet, halb noch Traum;
Still steht des Lebens Flucht
Noch zwischen Blüt' und Frucht.

Nur erntereif das flücht'ge Gras,
Und frisch und duftig selber das.
Wohl, wenn's ans Welken geht,
Dem, der so süß verweht.

Die Luft noch nicht so wild durchschwirrt,
Nur hier und dort ein Käfer irrt;
Im Grillchen kichert nur,
Im Vogel jauchzt Natur.

Vorüber schwebt ein geist'ger Duft,
Ein Äther durch den Dampf der Luft!
Ist's Engels Odem? Nein!
Es ist der blühende Wein!

O Mensch, genieße diese Zeit,
Und atme sie wie Ewigkeit;
Leg' dich am Quell ins Heu,
Erbau' dein Traumgebäu!

Geschwind, eh' dich ein Tropfen weckt,
Eh' dich ein Blitz, ein Donner schreckt,
Denn auch der Wonne Born
Wallt plötzlich auf im Zorn.

Dann sät sein Korn der Hagel aus,
Der Sturm bricht Äste sich zum Strauß,
Der Bach zerreißt das Land —
Frucht, Blüte, Gras verschwand.

G. Schwab.

126. Die Weide.

Der lateinische Name Salix und das deutsche Wort Weide haben beide dieselbe Grundbedeutung; sie bezeichnen etwas, was sich winden läßt. Die Biegsamkeit der Zweige hat zu dieser Benennung Anlaß gegeben.

Unsere alten Vorfahren waren der Weide nicht hold gesonnen, sie zählten dieselbe nicht zu den sogenannten glücklichen Bäumen. Der ganze Charakter der Weide hat den Baum in so üblen Ruf gebracht. In der That sehen die alten, verkrüppelten Weidenstrünke mit schopfartiger Krone aus langen, dünnen Zweigen im Halbdunkel geisterhaft aus; dazu kommt, daß die Weide oft an trügerischen Sümpfen und Gewässern wächst, die schon manchem Unglücklichen das Leben raubten. Sie war deshalb bei den alten Germanen das Sinnbild des Totenreiches und des Sterbens, und der germanische Todesgott wohnte in der Unterwelt in Weidengebüsch. In alten Weiden sollten nach abergläubischer Meinung des Volkes die Gespenster und Hexen ihren Sitz haben; ja dieselben sollten sich bei Verfolgungen in solche verwandeln. Die Königin der Hexen führte eine Weidenrute als Zepter. Manchem mutigen Manne ist es nach der Sage gelungen, ein Gespenst in einen hohlen Weidenstamm einzukeilen und dadurch unschädlich zu machen.

Selbst in die heilige Geschichte ist die Weide als ein Baum des Unglücks gedrungen; Judas soll sich an einer Weide erhängt haben. Zur Strafe und als warnendes Beispiel ist deshalb der Weidenstamm bis auf den heutigen Tag hohl. Ferner sollen die Kriegsknechte den Herrn mit Weidenruten gegeißelt haben. Diese Sage knüpft sich an eine besondere Weidenart, die unter dem Namen „Trauerweide" ein sinniger Schmuck unserer Friedhöfe geworden ist. A. Kopisch singt von derselben:

Digitized by Google

„Laub, Zweig' und Äste läßt die Trauerweide
Zur Erde hangen, wie vor großem Leide,
Ein stolzer Baum war sie in Jesu Tagen,
Bis man mit ihrem Zweig den Herrn geschlagen.

Als sie mißbraucht sich sah zu Gottes Hohne,
Da neigte vor Wehmut sie die Krone
Und kann vor Schmerz noch nicht die Zweige heben,
Läßt sie, wie Wind sich wirft, in Lüften schweben."

Schon im alten Testament wird die Weide als Baum der Trauer erwähnt. In Erinnerung an die babylonische Gefangenschaft sangen die Juden: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden" (Psalm 137). Noch jetzt nennen die Juden den siebenten Tag der Woche „den Weidentag."

Die Araber besitzen über die Entstehung der Trauer- oder Thränenweide eine eigene Sage, welche sich an ein Ereignis aus dem Leben des Königs David anlehnt. Der König David hatte Uria durch das Schwert der Ammoniter getötet und die schöne Frau desselben, Bathseba, zu sich genommen. „Eines Morgens, als er in gehobener Stimmung vor seiner Harfe saß und Psalmen dichtete, erblickte er zu seinem Erstaunen plötzlich ihm gegenüber zwei Fremde sitzen. Da er den strengen Befehl gegeben, niemanden vorzulassen, verwunderte sich David sehr, wie dieselben in sein Zimmer gekommen. Doch die Fremdlinge baten herzlich um Verzeihung, da sie eine dringende Klage vorzubringen hätten. Aufgefordert, ihm ihre Sache zu berichten, erzählten sie ihm den Vorgang, welchen wir in der heiligen Schrift in der Bußpredigt des Propheten Nathan finden. Zwar fuhr David anfangs im heftigen Zorne auf, doch bald neigte er im Bewußtsein seiner schweren Schuld demütig das Haupt und erkannte in den Fremden zwei Engel des Herrn. Von der Schwere seiner Missethat überwältigt, warf er sich, nach dem ihn die Boten Gottes verlassen, auf den Boden und vergoß Thränen der bittersten Reue. So lag er vierzig Tage und vierzig Nächte auf seinem Angesichte, in einem fort weinend und zitternd vor dem Gerichte des Herrn. Wie viel seit David bis zum Tage des Gerichtes die Menschen über ihre Sünden Thränen der Reue vergossen haben und vergießen werden, so viel weinte David in diesen vierzig Tagen, während welchen er die Bußpsalmen dichtete. Die Thränen seiner Augen formten zwei Bäche, die aus dem Zimmer auf den Altan liefen, und von demselben in den Garten hinabstürzten. Wo sie sich in die Erde verliefen, entsproßten zwei Bäume, die Thränenweide und der Weihrauchbaum; die erste klagt und trauert, der zweite weint große Thränen noch immerfort zum Andenken der wahren Reue Davids."

Die Trauerweide hat in der Botanik den Namen Salix babylonica, weil sie im Oriente, Palästina und Persien zu Hause ist. Bei uns kommt sie auffallenderweise nur in weiblichen Exemplaren vor, weil alle unsere Trauerweiden von demselben weiblichen Stockreise abstammen, das zuerst aus dem Oriente nach Europa gebracht ist. Der Sage nach soll dieses Reis von einem englischen Dichter lebend aus einem Weidenkorbe gerettet sein, den er aus Smyrna erhalten hatte. Eine besondere Abart unserer Trauerweide mit gewellten Blättern führt den Namen „Napoleonsweide", weil sie das Grab Napoleons auf Helena schmückt.

Trotzdem die Weide nach dem deutschen Volksglauben ein so arger Baum war, der sich keineswegs der Vorliebe des Menschen zu erfreuen hatte, so schrieb der Aberglaube ihr dennoch manche Heilkraft zu. Das erste Bad eines Kindes mußte mit Weidenrinde gekocht sein, damit das Kind vor bösem Zauber geschützt war. Auch vom Fieber konnte man sich mit Hilfe der Weide befreien, indem man die Krankheit entweder in die Weidenstämme verkeilte oder in die Weidenzweige verknotete. Zum

Digitized by Google

Schluß sei noch an einen Brauch der katholischen Kirche erinnert, in unserer Gegend statt der Palmen am Palmensonntage Weidenzweige mit Kätzchen zu weihen.

Die Trauerweide.

I.

Ich grüne, wie die Weide grünt,
Die Trauerweide,
Die aufzuschaun sich nie erkühnt
In ihrem Leide.

Sie steht und weint und läßt hinab
Die Haare fließen,
Wo Blumen über einem Grab
Und Gräser sprießen.

Der Frühling hat auch ihr geschwellt
Der Knospen viele:
Wann welket doch das Laub und fällt
Und ist am Ziele?

W. Wackernagel.

II.

Als des Schöpfers Allmachts-Ruf
Gräser, Kraut und Bäume schuf,
Ward auch eine Trauerweide,
Prangend in der Hoffnung Kleide;
Doch der Erd' entsprossen kaum,
Schoß sie auf im leeren Raum,
Überragend die Nachbaren,
Die doch Eich' und Tannen waren.
„Weide", tönt' es, „weil du dich
So erhebst unwürdiglich,
Sollst du klein und niedrig bleiben;
Lange Ruten sollst du treiben,
Doch nicht Äste, stolz empor,

Nicht der Vögel muntrer Chor
Wird in deinen Zweigen singen,
Keine Früchte wirst du bringen,
Käfer und Insekten nur
Hegen auf der öden Flur.
In des Sumpfes faulen Gründen
Magst du deine Nahrung finden;
Spiel der Knaben wirst du sein,
Keines Menschen Blick erfreu'n;
Und es werde dir die Stelle
An der düstern Gräber Schwelle;
Da, in der Verwesung Ort,
Trauerweide, traure fort!"

Chr. Hackenschmidt.

III.

Lieber, schlanker Baum der Thränen,
Trauerweide, mußt dich lehnen
Über manches stille Grab;
Neigst dein zartes Laub herab,
Daß es zittre, daß es bebe
Und im Säuseln sanft umwebe,
Was man dir zur Obhut gab.

Nachts, wenn alles Ird'sche schweiget,
Nur der Mond wie träumend steiget
Aus dem Wald mit stillem Gang,
Scheint der Gräber Reih'n entlang,
Schickst du Thränen auf die Erde,
Daß sie angefeuchtet werde,
Singst du geisterhaften Sang.

Trauerweide, Baum der Schmerzen,
Baum der tiefbetrübten Herzen,
Du sollst mir der liebste sein,
Wenn mich Liebe läßt allein. —
Einst, wenn ich hab ausgelitten,
Ausgerungen und gestritten,
Wiegest du zum Schlaf mich ein.

Carmen Sylva. (Königin Elisabeth von Rumänien).

Die hohle Weide.

Der Morgentau verstreut im Thale
Sein blitzendes Geschmeide,
Da richtet sich im ersten Strahle
Empor am Bach die Weide.

Im Nachttau ließ sie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frührot wieder.

Digitized by Google

Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
So oft man sie gestutzet.

Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Bork' umrüftet.

Sie weichen auseinander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben die Stämme nimmer
Zu einem Stamm gehöret.

Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
So neigen mit Geflüster
Die Zweig' einander zu und tauschen
Noch Grüße wie Geschwister.

Und wölben überm hohen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüten
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nicht vergissest?

Du gleichest meinem Vaterlande,
Dem tief in sich gespalt'nen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehalt'nen.

F. Rückert.

127. Die Pappel.

Von der Pappel erzählt man in Schleswig folgende hübsche Sage: Ein König hatte einst einen Baumgarten, und weilte oft und gern in demselben; denn die meisten Bäume waren von ihm selbst gepflanzt und unter seiner steten Pflege herangewachsen. Vor allen gefiel ihm aber eine Pappel, die schlank emporgesprossen war und einst ein herrlicher Baum zu werden versprach. Mit großer Betrübnis sah er deshalb in einem Frühling, daß die Pappel nicht grünen wollte. Und während rings die anderen Bäume ihre Knospen entfalteten, und bald im grünen Schmucke des Frühlings prangten, verharrte die Pappel in ihrer winterlichen Tracht.

Da ward der König gar traurig und meinte, der Baum sei erstorben. Als er eines Tages auch in stillem Grame vor demselben stand, trat sein treuer Diener Hans zu ihm und sprach: „Herr König, ich will ihm den Baum wachsen machen, wenn er mir alles geben will, was ich unter dem Baume in der Erde finde." Da antwortete der König: „Ja, du sollst alles haben, und sollst fortan mir der Liebste auf Erden sein." Nun grub Hans den Baum aus der Erde, und er fand zum Erstaunen des Königs unter demselben zwischen den Wurzeln zwei große Edelsteine und ein goldenes Buch. Sorgfältig setzte er nun den Baum wieder in den Boden, und dieser begann jetzt zu treiben, daß es eine Lust war. Die Steine aber steckte Hans in seine Tasche, und von Stund an ward er so klug und weise, als noch kein Mensch auf Erden war; er konnte alle geheime Schrift lesen, die in dem Buche stand.

Des Königs Tochter aber war blind und konnte von niemand geheilt werden. Nach einiger Zeit trat Hans zum Könige und sprach: „Mein Herr König, seid nicht mehr so traurig über die Krankheit eurer Tochter, ich will sie wieder sehend machen." „Ach, wenn du das könntest", entgegnete der König, „solltest du mir noch viel lieber sein und solltest meine Tochter zur Frau erhalten." Hans ging darauf zum Pappelbaume und pflückte sich Blätter, die er auf die Augen der blinden Königstochter legte. Und siehe, sie wurde wieder sehend und später die glückliche Gemahlin des Hans. Es war ihnen noch ein langes, freudenreiches Leben beschieden, und nach dem Tode des Königs bestieg der weise Hans sogar den Thron.

Italienische Pappel.

Vielleicht ist kein Baum so verschiedenartig betrachtet worden, als dieser. Der hohe, schlanke Stamm, an den sich ringsum die aufwärts stehenden Zweige mit ihrem dichten, dunkeln Laube schmiegen, stellt das Leben der Pappel so recht als ein Sonnenleben dar. Darum wurde sie wohl von unsern Dichtern als Symbol der Sehnsucht, ja erhabener Trauer gefeiert, und auch die Alten mochten ihr eine ähn-

Digitized by Google

liche Bedeutung gegeben haben. Gewiß ist, daß sie diesen Baum vorzüglich häufig an Straßen, öffentlichen Plätzen, Gärten und Denkmälern anpflanzten, daß — außer der Olive — keiner öfter auf ihren Münzen und Kunstwerken erscheint.

Dennoch will uns die Pappel selten behagen. Am meisten hat sich ihrer die französische Gartenkunst bemächtigt, welcher ein Baum, der fast gar keine Individualität entwickelt, und selbst mit seinem Schatten kargt, besonders zusagen mußte. Die Pappel fügt sich leicht in das geistlose Ebenmaß dieser Gartenarchitektur, während sie doch auch, gehörig gruppiert, den Eindruck stolzer, schroffer Gravität geben konnte, welche jene Parks trotz aller ihrer Rokokospielereien nie zu verfehlen suchten. — In ihrer ganzen Nüchternheit erscheint die Pappel auf unsern Landstraßen, deren Staub selbst ihr frisches Grün verlöscht. Welche Öde in diesen unansehnlich gedehnten Zeilen, in diesen kahlen, stangenähnlichen Wegezeigern! In der That: so poetisch der sorglos schweifende Fußpfad am grünen Waldesrande oder am Gartengelände mit seinen überhangenden Blüten und Früchten, so ermüdend prosaisch ist die gradlinigte Kunststraße mit ihren marklosen, aristokratisch hochgereckten Pappeln. Die langen Müßiggänger gehören weder in die romantische Waldwildnis, noch auf das Feld, das der Schweiß der Landmannes bebaut; vor Kasernen und Zollhäusern wollen wir sie uns gefallen lassen.

H. Masius.

Die Pappel.

I.

Da stehen sie am Wege nun
Die langen Müßiggänger,
Und haben weiter nichts zu thun,
Und werden immer länger.

Da stehn sie mit dem steifen Hals,
Die ungeschlacht'nen Pappeln,
Und wissen nichts zu machen, als
Mit ihren Blättern zappeln.

Sie tragen nicht, sie schatten nicht,
Und rauben, wo wir wallen,
Uns nur der Landschaft Angesicht;
Wem könnten sie gefallen!

Fr. Rückert.

II.

Still strebt die Pappel in die Höh',
Und unverwandt dem Himmel zu,
Als ob der Erde Lärm sie flöh'
Und suchte droben Glück und Ruh.

Der Morgensonne erster Strahl
Schielt rötlich durch der Blätter Grün;
Die klaren Tropfen ohne Zahl
Wie Edelstein und Perlen glühn.

Die Sonne steigt — des Tages Glut
Liegt auf der Erde schwül und schwer;
Die Wolke, die im Westen ruht,
Sie sendet dumpfen Donner her.

Der weckt die Wirbelwinde auf,
Schon kommen sie herangebraust,
Schon haben sie im raschen Lauf
Die arme Pappel wild zerzaust.

Nun kommt der Sturm herangeschnaubt
Und beugt sie wie ein schwankes Rohr,
Die Blitze zucken um ihr Haupt —
Sie peitscht den Sturm und schnellt empor.

Der Sturmwind ruht, der Donner schweigt;
Das Laub erfrischt vom Regenstrom —
Wie eine grüne Flamme steigt
Die Pappel auf zum Himmelsdom.

Th. Hegener.

Der Baum am Wege.

Wer mitten im Treiben des Lebens steht,
Und träumet doch eigensten Traum,
Der gleicht, an die breite Straße gestellt,
Einem unglückseligen Baum.

Sie gehen, sie reiten, sie fahren vorbei —
Wohl grünet sein sprießendes Laub,
Doch sieht es kein Auge, der Straße Gewühl
Bedeckt ihn mit Wolken und Staub.

Digitized by Google

Und wäscht ihn erquickend ein Regen nicht
Bisweilen, so bleibt er halt grau.
So auch verstaubt ich im Leben, mich erfrischt
Nur manchmal der Thränen Tau.

K. von Holtei.

128. Die Erle.

Die Erle oder Schwarzerle, wie sie wegen ihres düsteren Aussehens genannt wird, steht in der germanischen Mythologie neben der Esche. Denn während aus dem Eschenstamme der Mann geschaffen wurde, entstand das Weib aus der Erle.

Nach der Anschauung des Volkes ist die Erle ein Gespensterbaum, der „Erlkönigsbaum". Ohne Zweifel hat hierzu das geisterhafte Aussehen der Erlenstümpfe an Gräben und in sumpfigen Gegenden Anlaß gegeben; manches ängstliche Gemüt mag in halbdunkeln Nächten durch sie schon in Schrecken versetzt worden sein. Nach altem Glauben wohnt in den Zweigen der Erle der Erlkönig mit seinen Töchtern. Auch andere weiße (gute) und dunkle (böse) Geister, sowie der schwarze Jäger haben in denselben ihren Sitz und lauern auf die Vorübergehenden, um sie zu sich zu ziehen. Unter den Erlen soll sich auch der Irrwisch aufhalten; schon manchen verspäteten Wanderer soll derselbe bei Nacht und Grauen in die Sümpfe und Moräste gelockt haben. Aus alledem geht hervor, daß das Volk den Erlen nicht hold gesonnen ist, wie dies auch ein alter Spruch bekundet: „Erlenholz und rotes Haar sind auf gutem Grunde rar."

Nach einer griechischen Sage sind die Heliaden, die Töchter des Sonnengottes Helios, in Erlen oder Pappeln verwandelt. Im fröhlichen Übermute hatte einst ihr Bruder Phaëton wider den Willen des Zeus die Leitung des Sonnenwagens für einen Tag übernommen. Doch bald vermochte er die feurigen Renner nicht mehr zu regieren, die Zügel entfielen seinen Händen, die Rosse brachen aus dem Geleis, und der feurige Wagen steckte Himmel und Erde in Brand. In der Milchstraße sind noch heute die Spuren des flammenden Weges sichtbar. Zur Strafe tötete der erzürnte Zeus den unglücklichen Phaëthon mit einem Blitzstrahl und stürzte ihn in den Fluß Eridanus. In heißem Schmerze betrauerten die Schwestern das harte Schicksal des vielgeliebten Bruders. Nimmer versiegten ihre Thränen und verstummten ihre Klagen, bis endlich Zeus sie mitleidsvoll in Erlen verwandelte. Doch selbst als Bäume schwitzten sie noch goldene Thränen aus, aus welchen der Bernstein entstanden sein soll.

Am Bach.

Am kühlen Waldbach ruht' ich gern
Umsäumt von schlanken Erlen,
Sah von den Blättern Stern für Stern
Des Taues Tropfen perlen.

Es fängt der kleine Bach im Lauf,
Ein muntrer loser Knabe,
Helllachend mit den Wellen auf
Die reiche Elfengabe.

Zum Vater aus des Waldes Laub
Eilt er, dem ernsten Flusse,
Und bringt ihm seinen leichten Raub
Mit leisem Wellenkusse.

Der Alte brausend vorwärts dringt
Im wilden Freiheitstraume,
Bis ihn zusamt den Sohn verschlingt
Das Meer im Wellenschaume.

Im Erlenhaine rauscht der Wind
Wie eines Geist's Gesüster;
Im ganzen Waldreviere sind
Die Klagen nicht so düster.

Der Waldgeist hegt sein liebstes Wild,
Das Reh, an dunkler Stelle;
Den Jägerdurst hab' ich gestillt
Gar oft dort an der Quelle.

August Graf v. Würtemberg.

Digitized by Google

129. Das Gras.

Als Gott der Herr am dritten Schöpfungstage die junge Erde mit dem grünen Pflanzenkleide schmückte, sprach er: „Die Erde lasse hervorgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume!“ Damit räumt der Schöpfer dem bescheidenen, oft mit so geringschätzigen Blicken betrachteten Grase den Ehrenplatz ein vor all den prangenden Kräutern mit den farbenprächtigen Blüten und vor all den himmelanstrebenden Bäumen mit dem schattenspendenden Gezweige. Und in der That gebührt ihm diese Auszeichnung. Wie freudig begrüßen wir im Frühling die ersten hervorsprießenden Grashalme, die uns nach langer, trüber Winterzeit im lebensfrischen Grün, vom sonnigen Ufer des Baches entgegenlächeln. Es ist, als ob sich in jedem Jahre jenes Schöpfungswort erneute, denn ehe die übrigen Gewächse ihr Frühlingskleid entfalten, verkündet der grünende Rasen den einziehenden Frühling und entfacht frische Lebenslust in unserm Herzen. Mit Recht singt daher J. Kerner:

„Du junges Grün, du frisches Gras!
Wie manches Herz durch dich genas,
Das von des Winters Schnee erkrankt,
O, wie mein Herz nach dir verlangt!

Schon brichst du aus der Erde Nacht,
Wie dir mein Aug' entgegen lacht!
Hier, in des Waldes stillem Grund,
Drück ich dich, Grün, an Herz und Mund,

Wie treibt's mich von den Menschen fort!
Mein Leid, das hebt kein Menschenwort,
Nur junges Grün, ans Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze stiller schlägt.“

Mit sorgfältiger Aufmerksamkeit hat der Mensch von jeher das Gedeihen der Gräser auf Feld und Wiese beachtet, und wo in früherer Zeit in dem Wachstum derselben außergewöhnliche Erscheinungen auftraten, die man nach dem damaligen Stande der Naturwissenschaft nicht zu deuten vermochte, da trat der Aberglaube helfend ein. Besonders viel Kopfzerbrechen machten bei der Betrachtung der Wiese die mageren, mit dünnem Grase bestandenen Flecken und die ringförmigen Stellen, an denen die Halme üppiger emporgewachsen und von dunklerer Farbe waren. Daß jene mageren Flecken nur eine naturgemäße Folge des schlechteren Bodens sein sollten, war eine zu nüchterne und deshalb zu wenig befriedigende Erklärung, man schrieb sie andern Einflüssen zu. So sollte ein solcher kahler Fleck auf einer Wiese in Schleswig dadurch entstanden sein, daß sich einst einige Männer an dieser Stelle verabredeten, Waisenkindern einen ihnen gehörenden Acker abzuschwören. Von jener Stunde an verdorrte der Fleck und war unempfänglich für Tau und Regen.

Für jene dunklen, üppigen Grasringe hatte man die verschiedensten Erklärungen. Man behauptete, geisterhafte Wesen führten dort um Mitternacht beim Mondschein ihre Tänze auf. In England, Schweden und andern nördlichen Ländern sollten es die Elfen sein, die dort ihren Reigen tanzten; man nannte sie daher Elfenringe. In Deutschland führten sie meist den Namen Hexenringe. Ehe man die Schwämme und Pilze als die alleinige Ursache dieser Ringe erkannt hatte, brachten selbst die Gelehrten die wunderbarsten Erklärungen. Entweder hatten mutwillige Kuhhirten Grassamen hier im Kreise ausgestreut, oder der Wirbelwind wurde als Ursache der Ringe ausgegeben; ja es sollten sogar Erddämpfe oder Erdsäfte sein, die von einem Mittelpunkte ausgingen und dadurch die Ringform hervorriefen.

Aber auch noch in mancher anderen Weise hat der Glaube des Volkes das Gras in seinen Dienst gestellt. Wollte man einem Abwesenden Schaden zufügen, ohne daß derselbe wußte, von wem und woher das Unheil kam, so nahm man ein Stück Rasen, auf welchem der zu Kränkende gestanden, und hing es in den Rauch. Die Folge hiervon sollte sein, daß der Betreffende so lange in Siechtum verfiel, bis der Rasen wieder aus dem Schornstein entfernt war. Litt man an Kopfschmerz, so galt als einfaches Mittel sich desselben zu entledigen, einen Grashalm mit sieben Knoten um

Digitized by Google

den Kopf zu binden. Ein bis in die heutige Zeit erhaltener Brauch ist das sogenannte Halmziehen, welches darin besteht, daß man zur Entscheidung eines Streites oder einer andern Angelegenheit einen von zwei halb verdeckten Grashalmen zieht: wer den kürzeren ergreift, hat verloren.

Auch Sage und Märchen beschäftigen sich mit dem unscheinbaren Grase. Nach einer altfriesischen Sage schuf Gott die Knochen des Adam aus Steinen, das Gehirn aus Wolken, den Schweiß aus Tau und das Haar aus Gras. Von der Grasprinzessin erzählt das Märchen: „Auf der Wiese, wo das grüne Gras steht und die bunten Blumen wachsen, lebt eine kleine Prinzessin in einem niedlichen Schlößchen, das so klein ist, daß selbst das Gras darüber reicht. Wenn es Morgen ist und die Sonne aufgeht, und die Vögelchen aufwachen, dann wacht auch die Prinzessin auf und springt munter aus ihrem kleinen Bettchen.

Darauf geht sie hin zum Tautröpfchen und sagt: Ich will mich waschen: und sogleich sagt die Blume: Ich will dein Waschnäpfchen sein. Und wenn sie sich gewaschen hat, geht sie zum Brünnchen, das sagt: Ich will dein Spiegel sein. Und wenn sie sich frisiert und geputzt hat, und so rein und so schön ist, da sagt das Blättchen: Ich will dein Sonnenschirm sein. Die Prinzessin ist es zufrieden, und geht auf der Wiese spazieren. Da kommt der Schmetterling und sagt: Du sollst nicht gehen, ich will dein Pferdchen sein. Und der Schmetterling nimmt sie auf den Rücken und fliegt auf die Halme und auf die Blätter, und schaukelt sie so lange hin und her, bis sie müde und hungrig ist. Dann trägt er sie nach Hause. Nun bringt das Bienchen Honig auf ihren Tisch und der Goldkäfer trägt ein goldenes Löffelchen herbei, womit sie ißt. Dann macht ihr das Gras Schatten und die Vöglein singen, daß sie schlafen kann, bis die Hitze vorüber ist. So geht es des Vormittags in dem Schlößchen der Grasprinzessin, und des Nachmittags und des Abends geht es fast noch schöner zu."

Außer den ausführlich behandelten wichtigen Cerealien seien hier noch einige Gräser besonders erwähnt. Allgemein bekannt ist die Binse. Obgleich dieselbe manche Ähnlichkeit mit den Gräsern hat, so rechnet der Botaniker sie nur zu den Halbgräsern. Ihr Name hängt zusammen mit dem Worte binden, weil sie vermöge ihres zähen Stengels viel zum Binden benutzt wird. Sie war früher von den Elfen sehr geschätzt; diese bedienten sich eines Binsenstengels, um auf demselben auf der Erde und in der Luft umherzureiten. Ein Binsenstengel brauchte von ihrer Hand nur berührt zu werden, und sofort war derselbe in ein kleines, munteres Pferdchen verwandelt. Die meist welke Spitze der Binse sollte davon herrühren, daß Gott der Blindschleiche mit derselben die Augen ausgestochen habe, oder daß ein Teufel auf diese Spitze gebannt sei. Aus dem letzten Grunde war es auch nicht ratsam, mit einer Binse die Zähne zu reinigen; denn auf diese Weise könne leicht ein böser Geist in den Menschen kommen, der nur schwer wieder zu entfernen sei. Bei einigen germanischen Völkern hieß die Binse „Juelhalm" und wurde beim Julfeste auf die Fußböden gestreut.

Die Schmiele oder Schmele (Aira) hat ihren Namen vielleicht von den schmalen, dünnen Blättern. In Tirol benutzt man sie als Schutzmittel gegen die Wespen. Man legt zu diesem Zwecke zwei blühende Schmielen kreuzweise unter die Zunge und spricht:

„Wesp, Wesp, i bann di,
Beißt du mi, so zann (wiederbeißen) i di."

Es findet dies seine natürliche Erklärung darin, daß jemand, der zuversichtlich ein solches Schmielenkreuz unter die Zunge nimmt, in dem guten Glauben an Schutz ruhig bleibt, wenn Wespen in seine Nähe kommen und die Tiere nicht durch ängstliches Umherschlagen zum Stechen reizt. Gleich wie in die Spitze der Binse war der Teufel auch oft in dieses Gras gebannt oder doch von einem Besessenen in dasselbe gefahren, weil er von hier leicht in das Vieh und von diesem wieder in den

Digitized by Google

Menschen gelangen konnte. Deshalb sollte man sich auch solcher Grashalme nicht als Zahnstocher bedienen.

Schilf oder Rohr sind beides Namen für ein und dasselbe Gras, welches an Fluß- und Teichufern wächst und der Jugend die beliebten Klopfkeulen liefert. Unter beiden Namen kommt dieses Gras in der heiligen Geschichte vor, denn Schilfstengel waren es, die jenes Kästchen mit dem kleinen Moses am Ufer des Nil vor dem Fortschwimmen schützten, und ein Rohr war es, welches die rohen Kriegsknechte dem Herrn als Sinnbild der Zerbrechlichkeit statt des Zepters in die Hand gaben.

In der nordischen Sage hat das Rohr eine andere Bedeutung. Als einst der Schwedenkönig Erik seinem Feinde auf dem Kampfplatze ohne Hoffnung auf Sieg gegenüberstand, gelobte er sich dem Odin und bestimmte die Zeit seines Lebens noch auf zehn Winter. Da kam Odin in der Gestalt eines großen Mannes mit einem breiten Hute herbei und gab dem Könige einen Rohrstengel mit dem Befehle, denselben mit den Worten „Odin hat euch alle!“ über das feindliche Heer zu werfen. Als Erik den Befehl Odins vollführte, verwandelte sich das Rohr in einen Speer, der über das feindliche Heer dahinflog und dasselbe mit samt seinem Könige so mit Blindheit schlug, daß König Erik gewann.

Die Acker-Quecke ist die Schwester des Weizens. Aber in demselben Grade, wie letzterer geachtet und kultiviert, wird die Quecke verachtet und verfolgt. Sie ist dem Landwirt eines der lästigsten Unkräuter und wuchert mit Ausnahme des Moorbodens auf jedem Boden und saugt denselben zum Schaden der Kulturpflanzen aus. Ihre Ausrottung ist schwer, denn die langen, kriechenden Wurzeln besitzen eine außergewöhnliche Lebenszähigkeit, so daß sie sowohl dem heißesten Sonnenbrande als der Nässe längere Zeit ausgesetzt sein können, ohne ihre Lebenskraft zu verlieren. Dasselbe drückt auch der Name aus; denn derselbe kommt von dem alten Worte „quick“, das soviel als lebendig heißt. Dieselbe Ableitung finden wir in dem Worte Quecksilber, welches lebendiges, munteres Silber bedeutet.

Zum Schluß sei noch des niedlichen Zittergrases gedacht, welches wegen seiner zierlichen, leichten Gestalt ein Liebling vieler geworden ist.

Das Zittergras.

Im Wiesenthal, im Sonnenstrahl
Steht ein Gräschen, wohlbekannt dem Häschen,
Das schaut sich um in der weiten Welt,
Schüttelt sein Köpfchen, wenn's ihm nicht gefällt.
Da springt herbei das Kind,
Will's pflücken geschwind,
Das Gräschen schüttelt sich und spricht:
„O liebes Kind, thu's lieber nicht.“

Nach dem Kind kommt der Wind,
Saust er durchs Wiesenthal,
Vereinigen sich die Blumen allzumal;
Die Bäume senken das ernste Haupt,
Wenn der strenge Herr durch die Wälder schnaubt.
Die Bächlein mit ihren Wellen all'
Bücken und kräuseln sich allzumal,
Aber das Gräschen schüttelt sich und spricht:
„So klein ich bin, mich brichst du nicht.“

Kommt aber ein warmer Sonnenstrahl,
Schaut hinab in den reichen Blumensaal,
Küßt mit lebenskräftigem Hauch
Die Blumen und das Gräslein auch:
Da steht das Gräslein im Jubel da,
Nickt mit dem Köpfchen, ruft: „Ja, ja;
Komm du lieber Sonnenstrahl,
Bleib' und vertreib'
Das Kind, den Regen und den Wind,
Den Winter mit einem Mal!“

O Zittergras, bist nicht allein,
Wir lieben auch den Sonnenschein,
Doch wenn der Tod und and're Not
Uns bedroht,
So schützt uns Gott.

Emma N.....

Digitized by Google

130. Die Blumenbinse.

(Butomus umbellatus.)

Die Blumenbinse war die Lieblingspflanze der Blumengöttin Flora. Über ihre Entstehung wird folgendes erzählt:

Der blühende Jüngling Azis hatte sich die Galathea, die schönste aller Nymphen zu seiner Braut erkoren und liebte sie mit der ganzen Glut seines Herzens. Auch Galathea war ihm herzlich zugethan, und manche fröhliche Stunde hatten sie beide in seliger Gemeinschaft verscherzt und vertändelt. Doch der riesige Cyklop Polyphem liebte die reizende Nymphe auch, und da alle seine Bemühungen um die Gunst derselben von dieser mit Spott und Hohn zurückgewiesen wurden, verwandelte sich seine Zuneigung in tötlichen Haß.

Einst erblickte er das schöne Paar scherzend und kosend in dem Schatten eines Haines. Eifersucht erfüllte ihn, und voll Ingrimm warf er einen ungeheuren Felsblock nach den beiden Glücklichen. Der göttlichen Nymphe gelang es, dem tötlichen Wurfe auszuweichen, sie tauchte in die nahe Flut und entschwand; doch der liebliche Jüngling war getroffen und unter dem Felsblock begraben. Auf Bitte der Galathea wurde er in einen Bach gleichen Namens verwandelt, der unter dem Felsen plätschernd hervorsprudelte. In den murmelnden Wellen des klaren Bächleins erschien der unglückliche Azis selber, aber verwandelt in die schöne rosenrote Blumenbinse. Zwischen hoch aufgeschossenem Schilf erhebt er auf schlankem Stengel sein jugendschönes Blumenhaupt. Wie in süßen Träumen wiegt er es hin und her, und neigt es hinab zu den rauschenden Wellen, heimliche Zwiesprach haltend mit der ihn besuchenden, treuen Nymphe Galathea.

Die Blumenbinse.

Hoch auf kräftigem Stengel in vielfach strahlender Dolde
Pranget in weißlichem Rot herrlich das blühende Rohr!
Hätten in weiter Fern es Amerikas Fluren geboren,
Würde es heimischer Fleiß pflegen in Gärten und Topf;
Aber verschmäht und verlassen, als Sprößling unserer Fluren,
Lehrt die mißachtete Pracht laut uns die Weise der Welt.

131. Der Klee.

Klee ist ein alter deutscher Name, der im Holländischen klaver, im Englischen clover, in Niedersachsen klever lautet; er ist mit Klaue verwandt und bezieht sich auf die dreizähligen Blätter, welche Ähnlichkeit mit einer dreizehigen Vogelklaue haben.

Der Ursprung des Wortes ist dunkel und nicht mit chliopan, das heißt kleben, zusammenhängend. Der lateinische Name, aus tri = drei und folium = Blatt zusammengesetzt, bedeutet Dreiblatt.

Trifolium arvense heißt im Volksmunde Hasenpfötchen, von ihm heißt es im „Paradiesgärtlein“: „Hasenpfötlein bildet uns der Heuchler Art für, sowie die Kätzlein streicheln fein, mit ihren sanften Pfötelein.“

Die Dreizahl der Blätter zeichnet die Pflanze vor vielen andern aus und war die Veranlassung einer besonderen Beachtung derselben; den keltischen Priestern, den Druiden, war der Klee ihretwegen eine heilige Pflanze, und bei den alten Römern waren Kleeblätter ein Symbol des Sommers. In einem Grabmale in der Nähe Roms, wo Gypsfiguren die Jahreszeiten darstellten, trug der Sommer ein Kleeblatt. Fromme Christen fanden in der Dreizahl der Blätter ein Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit, und im Mittelalter galten Kleeblätter für ein Symbol der in Demut harrenden Minne, sowohl der irdischen als der Gottesminne. In der

Digitized by Google

Ornamentik der gotischen Baukunst hat das Kleeblatt eine ungemein häufige Verwendung erfahren, und noch heute wählt man das „Kleekreuz" (ein Kreuz, dessen vier Enden die Form der Kleeblätter haben) zu Leichensteinen. Das Dreiblatt des kriechenden Klees ist das Nationalzeichen der Irländer und wird zu Ehren ihres Schutzheiligen St. Patrick, der es dazu erhoben, viel getragen.

Wie in früherer abergläubischer Zeit jede unregelmäßige und auffallende Bildung im Pflanzenreich für ein Fingerzeichen Gottes auf die der Pflanze eigenen Wunderkraft galt, so wurde auch das vierblätterige Kleeblatt als eine in die Augen fallende Abweichung von der Regel als ein solcher Hinweis angesehen. Das vierblätterige Kleeblatt stand im hohen Ansehen und gilt überall noch heute als ein glückbringendes Zeichen, an welches sich mancherlei Aberglaube knüpft. Wem es unbewußt vor Antritt einer Reise in die Kleider genäht wird, den bewahrt es vor Unfall und Gefahr und dem gibt es Heil und Segen zu seinem Vorhaben. Auch der Spieler suchte sich die geheimnisvolle Kraft zu nutze zu machen, indem er es beim Spiel bei sich trug. Um die Wunderwirkung des Krautes noch zu erhöhen, muß man es im Gesangbuch sonntäglich mit in die Kirche nehmen.

Daß das vierblätterige Kleeblatt auch in der Hexerei und allen sonstigen Zauberkünsten eine Rolle spielt, ist bei dem hohen Ansehen, in dem es stand, nicht zu bewundern; es galt für ein wirksames Mittel solche zu offenbaren und aufzuheben. So wird von Rottweil in Schwaben folgendes erzählt: Einst hatte sich daselbst ein sogenannter Schwarzkünstler eingefunden; er verrichtete vor der versammelten Menge Staunen und Grausen erregende Thaten. So schlüpfte er durch eine Eiche und beschritt ein hohes Seil, während er einen ungeheuren Baum auf der Nase balancierte. Es war unter den Zuschauern kein Zweifel, er stand mit dem Teufel im Bunde, wie sollten ihm denn sonst solche Sachen gelingen. Zufällig kam eine Magd mit einem Korbe Klee an dem Schauplatz vorüber, sie hatte auf dem Felde ein vierblätteriges Kleeblatt gefunden und trug es stolz in der Hand; als sie die staunenden Gesichter der Zuschauer sah, konnte sie nicht anders, als herzlich laut über ihre Täuschung lachen; denn der vermeintliche Baum auf der Nase war nur ein schwankes Gertchen. Sie klärte die Leute über den Betrug auf und schon drohte sich der Unwillen des Volkes gegen den Künstler zu wenden, als dieser der Magd geschickt das Kleeblatt entwandte und dieser nun vorzauberte, sie müsse durch einen tiefen Bach waten. Die Magd geberdete sich mit einem Male ganz unverständlich für alle Umstehenden und traf so eigentümliche Veranstaltungen, daß der Zauberer alle Lacher auf seiner Seite hatte.

Noch in mancher anderen Sage nimmt das vierblätterige Kleeblatt eine nicht unbedeutende Stelle ein, doch wir erinnern hier nur noch an eine Geschichte, wie es seinen glücklichen Finder vor dem sicheren Tode bewahrt hat. Nach mancherlei trüben Erfahrungen und bitteren Mißgeschicken faßte ein Mann den Entschluß, die alte Heimat zu verlassen und in der neuen Welt das Glück zu versuchen. Der Fahrschein war bereits gelöst und in kurzer Zeit sollte die Abfahrt beginnen. Die wenige Zeit wollte der Scheidende noch benutzen, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Er durchwanderte die Straßen und kam auch in einen botanischen Garten. Hier gewahrte er plötzlich ein vierblätteriges Kleeblatt, und weil er hiermit ein glückliches Vorzeichen für seine Reise sah, betrat er das Beet, um sich dasselbe anzueignen. Doch ein Aufseher, der in der Nähe weilte, bemerkte dieses, und weil es mit den in dem Garten geltenden Bestimmungen in Widerspruch stand, veranlaßte er den Fremden, ihm zur Direktion zu seiner Verantwortung zu folgen. Doch nun war es auch die höchste Zeit geworden, daß der Europamüde sich nach dem Hafen verfügte; denn die Stunde der Abfahrt von seinem Schiffe war gekommen. Allein der Aufseher führte in treuer Pflichterfüllung den lebhaft Protestierenden zunächst vor seinen Richter, und während dieser Zeit dampfte das Schiff von dannen. Im höchsten Grade mißmutig und bitter klagend über die versäumte Zeit, sah er sich genötigt, auf ein anderes Schiff zu warten. Ärgerlich hatte er das

Digitized by Google

glückbringende Kleeblatt von sich geworfen, war dasselbe doch an allem Unheil Schuld. Und trotzdem war der Fund des Blattes für ihn von größtem Segen; denn nach einiger Zeit lief die Nachricht ein, daß sein Schiff mit sämtlicher Mannschaft bei einem heftigen Sturme im Kanal verunglückt sei.

Die Befruchtung des Klees zeigt uns so recht, wie in dem Organismus der Natur eins in das andere greift, und wie das eine dem anderen dient. Darwin fand, daß der rote Klee nur durch den Besuch von Bienen befruchtet wird. Es ergaben 100 freiwachsende Exemplare roten Klees 2700 Samen, während die gleiche Anzahl von vor Immen geschützter Kleepflanzen nicht einen trug. Unter der kleinen Zahl von Immen, welche den Klee überhaupt besuchen, teils um Honig, teils um Pollen zu sammeln, nehmen die Hummeln den ersten Platz ein. Wo daher die Hummeln selten sind oder fehlen, wird der rote Klee weniger fruchtbar, und so weit er wild wächst, weniger zahlreich sein, als wo es viele Hummeln gibt. Die Hauptfeinde der Hummeln sind aber die Feldmäuse, welche die Hummelnester aufsuchen und zerstören. Wo viele Feldmäuse sind, werden daher die Hummeln sich sparsam vermehren; wo aber die Feldmäuse durch irgend ein Raubtier stark vertilgt werden, da können die Hummeln gut fortkommen und den roten Klee reichlich zur Befruchtung bringen.

So hängt die Fruchtbarkeit des roten Klees und somit seine Häufigkeit im wilden Zustande indirekt von der Häufigkeit mäusevertilgender Tiere ab, also beispielsweise in England von der Zahl der Hauskatzen.

Rätsel.

Die erste blüht im weiten Raum
Der lachenden Gefilde,
Die zweite zeigt uns Buch und Baum,
Auch ist's ein Stück vom Wilde;
Das Ganze dienet weit und breit
Zum Sinnbild der Dreieinigkeit.

Nach Kellner.

Der rote Klee.

Als Gott der Herr durch sein allmächt'ges Werde
Ins Dasein rief der Wesen zahllos Heer,
Da sproßte jugendfrisch die neue Erde,
Da regte sich's voll Lust im weiten Meer;
Durch Höhn und Tiefen floß des Lebens Welle,
Es jauchzet alles in des Schöpfers Hut,
Vom Sternendome bis zur Blum' am Quelle,
Sein Auge sah's und siehe, es war gut.

In stiller Feier ruhte nun der Meister
Und segnete den letzten Tag und sprach
Zum unermessnen Heere seiner Geister:
„Der Welt sei er fortan ein Ruhetag".
Die Geister hörten's und ein Lobgesang
Ertönte durch der Schöpfung weite Räume,
Zum Dankgebete ward ein jeder Klang,
Ein Halleluja rauschten Wind und Bäume.

Er aber ließ mit stillem Wohlgefallen
Sein Auge durch die blüh'nden Fluren wallen.
Und sieh, auf einer Wiese sonnigklar
Erblickt er eine Bienenschar,

Digitized by Google

Die schwebte summend und mit Fleiß
Um Blüten rot und blau und weiß
Und hatte ob des Sammelns großer Not
Schier nicht vernommen ihres Herrn Gebot.

Flugs rief mit liebevollem Ton
Der Vater sie an seinen Thron:
„Wollt ihr nicht auch von eurem Thun
Am Sabbattage feiernd ruhn?
Seht, eine wundersame Blume
Sei euch geschenkt zum Eigentume,
Die ist an Honigsaft so reich,
Kein anderes Blümklein kommt ihr gleich.

Doch wollt ihr nicht, so soll ihr Schrein
Auf ewig euch verschlossen sein."
Er sprach's, und nach dem Wiesengrunde
Hin flog die Schar zur selben Stunde,
Allda ob Gottes Fluch und Segen
In ernster Sitzung Rats zu pflegen.

Sie dachten lange schweigend nach,
Bis endlich eine weise Alte,
Geziert mit der Erfahrung grauer Falte,
Sich würdevoll erhob und sprach:
„Was ihr gehört, ach, nehmt es wohl zu Herzen,
Kurz ist die That, doch lang der Reue Schmerzen.
Sechs Tage mögt ihr eure Arbeit thun,
Am Sabbat aber laßt uns ruhn.

Der liebe Gott wird uns erhalten,
Er schuf uns ja aus lauter Huld,
Sein Vaterauge laßt nur walten,
Vertraut auf ihn und habt Geduld."
Doch plötzlich hört man rasche Laute,
Ein Bienchen war es, jung und unerfahren,
Das hoch herab von einem Zweige schaute,
Und wichtig that, als wär's schon hoch bei Jahren.

„Wenn's aber nun sechs Tage regnet?
Was dann? so frag' ich. Folget mir!
Wär jene Blume noch so reich gesegnet,
Fürwahr verhungern müßten wir.
Nehmt meinen Rat, er wird euch nicht betrügen,
Laßt uns in Zukunft auch am Sabbat fliegen."
„Ja, ja", so hört man rings viel alt und junge stammeln:
„Wir wollen auch am Sabbattage sammeln!" —

Gesagt, gethan. Laut summend flogen sie
Hin zu den Stufen, wo umflossen
Der Vater saß in sel'ger Harmonie:
„Nun, Kinder, thut mir kund, was ihr beschlossen".
Und sie: „Was jeder will, das mag er thun,
Wir wollen nicht am Sabbat ruhn!"

Digitized by Google

So ist es denn bis heut'gen Tag geschehen —
Geht nur hinaus, da könnt ihr's sehen,
Daß Gott der Herr für aller Bienen Mund
Verschloß des roten Klees Honiggrund.
Und fragt ihr nach der Sage tiefer Lehre?
Wer Ohren hat zu hören, nun, der höre! C. Her.

132. Sumpfdotterblume und Wiesenschaumkraut.

Die Namen beider Pflanzen sind so leicht verständlich, daß wir davon absehen, eine Erklärung zu geben. Sage und Volksglauben haben sich ihrer nicht bemächtigt, doch in einer alten Volkssitte, deren Ursprung in die heidnische Vorzeit zurückführt, haben beide Verwertung gefunden.

In einigen Gegenden Hannovers werden zum lieblichen Pfingstfeste nicht nur die Häuser und Wohnungen mit frischen Maien geschmückt, sondern es findet auch von der Schuljugend ein eigentümlicher Umzug statt, der an die Feste zu Ehren der Frühlingsgöttin Ostara erinnert. Die Knaben wählen sich nämlich einen Maigrafen oder „Vizemeier" und hüllen denselben ganz in grünes Laub. Eine Krone, nur aus Dotterblumen und Wiesenschaumkraut angefertigt, schmückt sein Haupt, und buntfarbige Bänder wallen von der Spitze derselben auf den Erdboden herab. Den Vizemeier in der Mitte, zieht die muntere Schar der Knaben von Haus zu Haus. Vor jeder Thür hält der Zug. Alsdann tritt der Erwählte des Tages hervor und führt unter dem dort angebrachten Maibaume seinen Reigen auf, bei dem er mit einem Degen nach den grünen Zweigen schlägt. Die begleitende Menge stimmt während der Zeit einen eintönigen Gesang an, der mit einem schrillen Mißton endet. Nach Empfang einer Gabe zieht die fröhliche Schar weiter, bis das letzte Haus des Dorfes von ihnen besucht worden ist. Nach beendetem Rundgang aber werden bei heiteren Spielen die Gaben, welche freundliche Hände ihnen boten, je nach ihrer Art verthan (vergl. S. 181).

133. Die Bärenklau.

(Acanthus.)

Die Bärenklau, so genannt von den mit einer Bärenklaue vergleichbaren Blättern, fand eine reiche und mannigfaltige Verwendung in der Ornamentik der antiken Baukunst. Die malerische Form ihrer schönen Blätter diente zu mancherlei Zierrat und bildete vor allem das Laubwerk der korinthischen Säule.

Plinius versichert, sie sei ein Gewächs, das vorzüglich dazu geeignet sei, die Gartenplätze und Blumenbeete einzufassen und zu verzieren. Virgil erzählt, daß das Gewand der Helena mit einem erhabenen, gestickten Gewinde von Bärenklau eingefaßt gewesen sein soll. Will dieser Dichter eine Sache als recht wertvoll loben, so schmückt er sie mit dieser Pflanze; so läßt er auch die Henkel der Weinbecher mit dem Laube der Bärenklau zieren. Die Pflanze galt den Alten für ein Sinnbild der Künste und der Vortrefflichkeit.

Nach einer Sage, welche uns Vitruvius überliefert, soll die Pflanze die Verwendung als Schmuck der korinthischen Säule folgender Veranlassung verdanken: Einst war der Baumeister Kallimachus zu dem Grabe eines jungen Mädchens gegangen, das wenige Tage vor einer glücklichen, ehelichen Verbindung ein Raub des Todes geworden, um ihren Grabhügel in zartsinniger und frommer Wehmut mit Blumen zu bestreuen. Schon vor ihm war ein solches Opfer der Früherblichenen gebracht worden. Die Amme der geschiedenen Jungfrau hatte die Blumen und den Schleier, welche der Verklärten zum Brautschmucke dienen sollten, in einen Korb gelegt, diesen neben dem Grabe auf Bärenklau gestellt und dann mit einem großen Stein bedeckt.

Digitized by Google

Im Frühlinge des folgenden Jahres umrankten die Blätter der Bärenklau den Korb, aber durch den Rand des Steines verhindert, sich auszubreiten, hatten sie sich niedergebeugt und ihre Wurzeln gesenkt. Kallimachus, über die einfache und doch so malerische Verzierung erstaunt, die das Werk einer weinenden Grazie zu sein schien, erfand hiernach den Knauf der korinthischen Säule, die als die schönste der antiken Baukunst viel bewundert und nachgeahmt wurde.

134. Die Herbstzeitlose.

Die Herbstzeitlose ist eine der letzten Blumengaben, welche Flora uns im Laufe des Jahres spendet. Weil sie so zur Unzeit blüht, hat sie den Namen Zeitlose empfangen. Die alten Kräuterkundigen, die das Leben dieser Pflanze noch nicht genügend erforscht hatten, waren der Meinung, die Frucht erscheine vor der sich erst im Herbste zeigenden Blüte, und nannten sie deshalb Filius ante patrem, „der Sohn vor dem Vater." Der sehr giftigen Zwiebel gaben die Alten den Namen Ephemeron, weil sie glaubten, daß der Genuß derselben noch an demselben Tage den Tod herbeiführe. Nach einer Sage verjüngte Medea bei der Rückkehr der Argonauten den alten Jason, König von Iolkus, durch einen Zaubertrank, von dem einige Tropfen zur Erde fielen, aus denen die Herbstzeitlose emporkeimte, welche ursprünglich aus Colchis am schwarzen Meere stammen soll, und hiernach auch ihren botanischen Namen Colchicum erhielt.

Die Herbstzeitlose erinnert durch ihre Gestalt und Form an die ersten Frühlingsblumen in unsern Gärten, an Crocus, und da sie im nächsten Frühjahr erst Blätter und Früchte treibt, so reicht in der Herbstzeitlose gleichsam das eine Jahr dem anderen die Hand!

Die Herbstzeitlose.

I.

Seh ich dich wieder
Verlassen stehn
Im Herbsteswehn
Und mahnen an verklungne Frühlingslieder?
Der bleichen Erdensonne
Verspätet Kind,
Durchschauert dich ein herbstlich rauher Wind,
Ein Traum von Lenzeswonne?
Geschwundner Tage
Begrabne Liebesluft
Klingt in der Brust
Bei deines Blickes wehmutvoller Klage.
Auf eng umschlossnen Triften
Bewegest du dich leis in kalten Lüften;
Falb trauern des Waldes Bäume,
Des Todes Mahnen,
Der Trennung Ahnen
Umschwebet still die duftumflorten Räume.
Einsame Blume,
Zum fernen Heiligtume
Viel goldner Tage zieht dein stilles Bild
So wundermild
Die bange Seele wieder.
Du rufst: Sie kommen wieder!
O schau auf mich; ich armes Kind
Steh jetzt allein im Nebelwind;
Bald werd ich sterben.
Doch mit weißer Hülle
Deckt mich die Mutter zu
Und wirkt in Schlafesruh
Des Blätterschmuckes frische Lenzesfülle.
Ich werde auferstehn
Und um des Stengels saftig Grün
Wird flüsternd ziehn
Der Maienhauch, des neuen Lebens Wehen!

Scheele.

II.

Welch' eine Pflanze trägt im Frühling ihren Samen,
Da ihre Blüten erst hervor im Herbste kamen?
Die Zeitlos' ist hierin der Blumen Widerspiel,
Daß sie am Anfang ist, wo jene sind am Ziel;

Digitized by Google

Daß sie am Ziel ist, wo am Anfang jene stehn,
Drum hat sie die Natur zum Sinnbild auserſehn,
Daß aus dem Herbſte, wo der Sturm das Feld erbeutet,
Den kahlen Winter durch zum Lenz hinüber deutet,
Da sie im Sommer nicht zu reifen Zeit gewann
Und nur die Blütenſpitz' im Herbſte zeigen kann.
Jenſeits des Froſtes tritt, geweckt von Frühlingsluft,
Die Samenkapſel ſamt den Blättern aus der Gruft!
Zeitloſe heißt ſie, weil ſie vom Geſetz der Zeit
Iſt gleichſam losgeſagt, der Ewigkeit geweiht!

Fr. Rückert.

135. Der Salbei.

Der jetzt allgemein gebräuchliche Name Salbei iſt aus der lateiniſchen Benennung der Pflanze Salvia entſtanden und bedeutet „Heilkraut," von salvus d. h. heil, geſund. Die Pflanze ſtand wegen ihrer Heilkräfte früher in hohem Anſehen; der Saft derſelben wurde gegen Huſten und Seitenſchmerzen, die Blätter zu einem magenſtärkenden Thee und zu Bädern angewandt; ja man glaubte in der Pflanze ein Lebensverlängerungsmittel gefunden zu haben, wie aus folgenden Sprüchen hervorgeht:

„Contra vim mortis
crescit Salvia in hortis."

(Gegen des Todes Gewalt wächſt in den Gärten der Salbei.)

„Cur moriatur homo, cui salvia crescit in horto" (Weshalb ſollte der Menſch ſterben, dem Salbei im Garten wächſt).

Den Salbei gebrauchten nach dem Glauben des Volkes die Diebe, um Schlöſſer zu öffnen und Thüren zu ſprengen; wird die Pflanze von einem Zauberer in den Bach geworfen, ſo trocknet dieſer aus. In der Gegenwart iſt das Anſehen des Salbeis als Heilmittel wie das mancher andern Pflanze bedeutend geſunken; doch liefert im Orient und in Griechenland eine daſelbſt ſehr häufige Art mit Stengeln, Blättern und Blüten den dort beliebten Hauptthee, Fascomilia, den Tauſende morgens mit Honig trinken, wie wir den Kaffee.

Das Blatt im Buche.

Ich hab eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr ſind wohl auch die Hände,
Die einſt im Lenz ihr's gepflückt,
Was mag die Alte haben?
Sie weinet, ſo oft ſie's erblickt.

A. Grün.

Welkes Blatt.

Ein welkes Blatt, o Frühlingswind,
Bringſt du daher getragen?
Was ſoll ein arm verwaiſtes Kind
In reichen Maientagen?

Ein welkes Blatt? O Sonnenſchein,
Da ſoll ich dran gedenken:
Wie licht auch deine Strahlen ſein,
Daß ſie zur Nacht ſich ſenken!

O welkes Blatt in Frühlingsluſt,
Du willſt den Schweſtern ſagen:
Das grünſte Blatt, die vollſte Bruſt
Wird einſt zu Grab getragen.

Fr. von Gerſtenberg.

Digitized by Google

136. Die Orchis.

Die Orchideen, welche zu dem schönsten Schmuck unserer Wiesen und Laubwälder gehören, haben von Alters her die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gezogen. Dies beweist schon ihr Name. Er stammt aus dem Griechischen und hat seinen Grund in der rundlichen Form der Knollen. Auch die Bezeichnung Knabenkraut stammt aus jener Zeit, in der bei den der Göttin des Ackerbaues, Ceres, zu Ehren abgehaltenen, feierlichen Umzügen weißgekleidete Knaben, mit Orchideenkränzen geschmückt, den Zug eröffneten. In manchen Gegenden heißt die Blume „Kuckucksblume", weil sich an ihr häufig der Schaum der Schaumcicade findet, den man für Kuckucksspeichel hielt.

Die Griechen hielten sie für eine Lieblingsblume der Ceres. Sie waren der Meinung, die Göttin bediene sich derselben als Schuh, wenn sie segnend über die Felder schreite. Man nannte eine Orchidee deshalb „Weltsandale". Uns ist diese schöne Orchisart unter dem Namen Frauenschuh bekannt. Im germanischen Altertum war die gefleckte Orchis der Göttin der Liebe, der Frigga, geweiht. Sie reichte auf ihren Umzügen den Jünglingen und Mädchen Orchideen dar, welche deshalb auch „Friggagras" genannt wurden. Als später das Christentum in Deutschland Eingang gefunden hatte, wurde die Orchis mit ihren geheimen Kräften in den Marienkultus verwoben, und der Aberglaube hielt diese Pflanze lange in seinen Diensten. Aus der Orchidee, die zur Zeit des Heidentums als Weltsandale oder Venusschuh bezeichnet war, wurde in christlicher Zeit „Marienschuh" oder in einigen Gegenden „Herrgottsschuh", die gefleckte Orchis wurde „Marienthräne" oder „Unserer lieben Frauen Zähre" genannt, denn man meinte, die schwarzen Flecke der Blätter seien durch die heißen, bitteren Thränen der Maria entstanden, welche auf dieselben gefallen.

Auch die handförmigen Wurzeln gaben Anlaß zu abergläubischer Deutung. War die Wurzel weiß, so nannte man sie „Marienhand" oder „unserer lieben Frauen Händlein"; war sie aber schwarz, so hieß man sie „Teufelshand" oder „Satansfinger". Wenn man beide Wurzeln zu gleicher Zeit unter einer Orchidee fand, so legte man sie wohl aufs Wasser, wobei man mit Grausen sah, wie die weiße Wurzel schwamm, während die schwarze unterging. Diese Erscheinung erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß die Orchideen neben der frischen diesjährigen, vollsaftigen Wurzel noch die zusammengeschrumpfte vorjährige haben. Den alten Kräuterkundigen war aber dieser natürliche Unterschied der beiden Knollen nicht bekannt, sie glaubten deswegen, zwei verschiedene Eigenschaften in dem Safte der Knollen entdecken zu müssen, die in ihrer Wirkung einander entgegengesetzt waren wie Gift und Gegengift.

In ungleich schönerer Pracht und größerer Zahl wachsen die Orchideen in den Wäldern des wärmeren Amerikas, besonders in Mexiko. Ein Reisender schildert die dortigen Orchideen mit folgenden Worten: „In diesen Gegenden hausen die Orchideen wie Zauberinnen einer dunklen Zeit, als bewegliche Schlangen in den Farben des Regenbogens und des Feuers gekleidet, indem sie die alten grauen Stämme der Urwälder mit ihren tausend und aber tausend Armen umschlingen und mit ihren zuckenden dämonischen Blitzen umleuchten".

Was die Rose den Orientalen, ist die Orchidee dem Mexikaner; tief greift sie in die Sitten und Gebräuche derselben ein. Kein Kind kann getauft, keine Hochzeit gefeiert und kein Toter begraben werden, ohne daß die Orchideenblüte nicht dabei ihre Rolle spielte.

137. Teufelsabbiß.

Der Name dieser Pflanze wird durch folgende Sage erklärt: Einst hatte ein junger Mann mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, daß ihm dieser die Heilkräfte aller Pflanzen offenbaren sollte. Da aber der junge Arzt zu geschickt wurde, glaubte

Digitized by Google

der Teufel, er würde der Hölle zu viel Abbruch thun, und machte ihn daher blind. Der junge Mann wußte aber doch das Kraut zu finden, dessen Wurzel ihm heilsam war und wurde sehend. Da ergrimmte der Teufel, der selbst den Vertrag gebrochen hatte, und biß die augenheilende Wurzel ab. Seitdem ist die Pflanze an der Wurzel stets wie abgebissen und führt den Namen Teufelsabbiß.

Da sich die eigentümliche Form der Wurzel erst bei weiterer Entwickelung der Pflanze zeigt, so hieß es, vor dem Johannistage sei sie noch unabgebissen. Man bediente sich dieser Wurzel besonders als Schutzmittel gegen Zauberei und Hexen. Auch wird erzählt, daß diese Pflanze dem Bonifacius durch einen Engel als ein Mittel gegen Halsleiden empfohlen worden sei. Sogar auf das Gemüt der Menschen sollte die Pflanze von Einfluß sein. Warf man sie bei einem Gastmahl unter den Tisch, so sollten sich Zank und Streit unter den Gästen erheben.

138. Der Gundermann.

Der Stamm des Wortes Gundermann (auch Gundelrebe und Gundrebe genannt, weil die Pflanze kriechend und sich anrankend wächst), führt nach Grimm auf die Schlachtenjungfrau, die altnordische Walküre Gumir, ahd. Gundja, zurück; wie denn auch in alter Zeit die Pflanze besonders als Wundmittel gebraucht wurde. Nach Schmeller kommt der Stamm von dem alten Worte gund = tabes d. h. Feuchtigkeit her; danach bezöge sich der Name auf den Standort der Pflanze. Der Vollständigkeit wegen sei noch bemerkt, daß nach einer Mitteilung von F. Scherer in „Wahrheit und Wahn" die Pflanze nach dem Magister Gundermann ihren Namen erhalten haben soll, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Prediger an der Thomaskirche zu Leipzig gelebt hat und auch ein namhafter Botaniker gewesen sein soll.

Wegen der blauen Blüten, in denen man die Farbe des Blitzes wiedersah, war die Pflanze dem Donar geheiligt; sie schützte vor dem Gewitter und allem Zauber. Auch glaubte man, alle Hexen zu erkennen, wenn man am Walpurgistage einen Kranz von dieser Pflanze aufsetze und damit zur Kirche gehe. Ferner melkte man die Kühe, wenn sie des Frühjahrs zum erstenmale ausgetrieben wurden, durch einen solchen Kranz, um den Milchertrag dadurch zu steigern und sie vor allem Schaden in der Zukunft zu sichern.

Auch gegen Zahnschmerz sollte die Gundelrebe ein Mittel sein, und zwar soll sie nach der Legende vom Herrn Jesus selbst hiergegen empfohlen worden sein. Es wird berichtet: Als einst Petrus sehr heftig an Zahnschmerz litt, sprach der Herr zu ihm:

„Nimm drei Gundelreben,
Und laß sie deinen Mund umschweben!"

Petrus that nach den Worten des Herrn, und sofort ließen die Schmerzen nach. Man nahm gewöhnlich drei Stengel der Pflanze, bestrich damit die schmerzende Stelle und hing sie dann im Schornstein auf.

Die Gundelrebe.

Du Gundelrebe an dem Bach
Ahmst mir die wackere Hausfrau nach,
Die ungeschmückt und unbeachtet,
Nur Gutes zu bereiten trachtet.

Wie du im schlichten Alltagskleid,
Genügsam, voll Bescheidenheit,
Dich mühend durchs Gedränge windest,
Im Boden deinen Reichtum findest;

Wie du nur weniges begehrst
Und kaum des Nachbarn Tau verzehrst,
Die Zeit mit Arbeit dir verkürzest,
Und Wein und Bier balsamisch würzest:

Just so erscheint das brave Weib,
Sorgt nicht für Putz und Zeitvertreib;
Doch seht sie Mann und Kinder pflegen!
Sie ist des Hauses Himmelssegen.

L. Trattinick.

Digitized by Google

139. Der Sonnentau.

Die Blätter der Pflanze sind am Rande mit einem Kranze gestielter Drüsen besetzt, welche im Sonnenschein wie helle Tautropfen erglänzen und Veranlassung zu dem Namen Sonnentau gegeben haben. In dem Kräuterbuche von Dietrichs vom Jahre 1737 heißt es: „Die Pflanze ist Sonnentau genannt, sintemal das Kräutlein auch bei dem Sonnenschein und zu jeder Zeit mit schönen hellen Wassertröpflein gefunden wird, als wenn es darauf getauet hätte".

Da die feine, dichte Behaarung der Blätter den Tau länger behält als andere umstehende Pflanzen, so gab das Volk in Erinnerung an das betaute Fell des Richters Gideon (Richter 6, 37—38) der Pflanze auch den bezeichnenden Namen „Gideonswurz". Die Tauperlen selbst nannte man „Thränen der Frigga" und in späterer Zeit, als die Bedeutung der Frigga schwand und christliche Anschauungen und Vorstellungen die frommen Landleute erfüllten, „Thränen der Maria".

Der lang anhaltende Tau hatte auch die Augen der Alchimisten und Destillatoren auf sich gezogen, sie sahen in dieser Abweichung vom Gewöhnlichen ein „groß Miraculum Dei" und wußten ihn mit samt der Pflanze bei ihren geheimnisvollen Arbeiten zu verwenden. Kimrath berichtet hierüber: „Legst du das Kraut in ein Glas mit Wein, da ein Gift vermischt ist, alsbald soll das Glas zerbrechen. Ist aber das Gefäß steinern oder aus Alabaster oder dergleichen, so wird der Wein also stark siedend, als wäre ein gewaltig Feuer darunter, daß auch der Wein herausspringt." Auch Arzneien wurden aus den betauten Blättern der Pflanze bereitet, welche Linderung und Heilung gegen Kopfschmerz, Stiche des Herzens, Krebs, Leberleiden u. s. w. gewähren sollten. Ein früher unter dem Namen Goldwasser (Aqua auri) viel angepriesenes und berühmtes Universalmittel bestand größtenteils aus den Blättern dieser Pflanze.

Wie Wermut war auch der Sonnentau ein wichtiges Kräutlein für die Jäger; wer ihn bei sich trug, hatte einen so sichern Schuß, als wenn er eine Freikugel in seiner Büchse hätte; doch durfte er das Geheimnis keinem Nichtjäger verraten, wenn er nicht des großen Nutzens verlustig gehen wollte.

In neuerer Zeit ist der Sonnentau durch Darwins veröffentlichte Beobachtungen über „insektenfressende Pflanzen" zu einer ebenso interessanten als gesuchten Pflanze geworden. In J. Leunis Naturgeschichte heißt es von diesen Pflanzen: „Man versteht darunter eine Anzahl mit Chlorophyll versehener Kräuter, deren reizbare Blätter als Fliegenfallen eingerichtet sind, wie bei den Arten von Sonnentau. Diese Blätter sind mit gestielten knopfförmigen Drüsen besetzt, welche infolge eines Reizes eine saure Flüssigkeit an ihrer Oberfläche absondern; dieses Sekret wirkt auflösend auf Fleisch, geronnenes Eiweiß u. dgl., wenn Stückchen davon mit den Drüsen in Berührung gebracht werden, desgleichen auch auf die Weichteile der von diesen Blättern gefangenen Insekten. Es ist jedoch nicht entschieden, ob die Pflanze von diesen Auflösungsprodukten etwas als Nahrung sich aneignet, vielmehr haben Versuche gezeigt, daß diese sämtlich chlorophyllhaltigen Pflanzen auch ohne solchen Raub gedeihen; doch scheint es, daß sie mit solchem sich kräftiger entwickeln."

140. Der Ehrenpreis.

Zu dem Namen Ehrenpreis soll die Pflanze durch folgendes Ereignis gekommen sein: Ein König von Frankreich litt einst drei Jahre an einem bösen Aussatz, von dem ihn kein Arzt befreien konnte. Zu dieser Zeit machte ein Hirt die Beobachtung, daß ein Hirsch, der von einem Wolf gebissen war, seine Wunde durch dieses Kraut binnen acht Tagen heilte, indem er dieses Kraut fraß und sich mit der Wunde auf dasselbe legte. Als der Hirt von der traurigen Lage seines Königs hörte, bereitete er aus dem Ehrenpreis einen Saft und bot ihn dem Könige an. Der König erprobte das Mittel zunächst an einem Fuße, den er mit dem Safte

Digitized by Google

einrieb. In der Nacht empfand er an demselben so gewaltige Schmerzen, daß er seinen Dienern zurief, nach dem Fuße zu sehen. Zu ihrer Verwunderung gewahrten sie, daß der Schorf von dem Fuße gefallen war. Der König rieb nun den übrigen Körper mit dem Safte ein und wurde wieder gesund. Zum Andenken an diese Heilung bekam die Pflanze den Namen Ehrenpreis. Auch ähnliche Namen wie „Grundheil," „Heil aller Schäden," „Heil aller Welt" wurden der Pflanze beigelegt.

Der botanische Name der Pflanze lautet Veronica. Diesen Namen soll sie zu Ehren der heiligen Veronika führen, von der die Legende erzählt, daß sie ihr Schweißtuch dem Herrn dargereicht habe, als er nach Golgatha hinaufging, damit er sich sein Antlitz darin kühle. Zum Danke für diesen Liebesdienst soll sich des Herrn Angesicht darauf abgebildet haben. Die Jungfrau aber wurde vera unica virgo, d. i. die wahrhaftig einzige Jungfrau genannt. Aus diesem vera unica soll veronica entstanden sein.

Ehrenpreis.

Ehrenpreis ist eine Pflanze, die trägt Ehr'
An jedem Reis;
Die soll mir wachsen immer mehr,
Nichts ihr bringe Fahr und Sehr!
Lüfte leis,
Wieget mein Ehrenpreis!

Fr. Rückert.

141. Der Alant.

(Inula.)

Der Name der Pflanze ist sehr alt, wir finden ihn schon im 11. Jahrhundert; wahrscheinlich ist er aus der lateinischen Bezeichnung Inula entstanden. Die geschichtlichen Nachrichten über diese Pflanze reichen weit zurück. Den alten Griechen war sie bereits bekannt; sie soll die Pflanze gewesen sein, welche der freundliche Götterbote Hermes dem irrenden Odysseus gegen die Zauber der Circe empfahl. Auch stand die heilende Kraft ihrer Wurzel bei den Griechen in hohem Ansehen. Die Römer nannten den Alant das „britanische" Kraut, weil er auf den zwischen Germanien und Britannien liegenden Inseln damals in großer Menge wuchs. Die Bewohner dieser Gegenden brauchten ihn als Schutzmittel gegen Halsleiden und Schlangen, doch mußte er, um heilkräftig zu sein, vor dem ersten Donner gesammelt werden. Als Cäsar sich mit seinem Heere in der Gegend des unteren Rheins aufhielt, traf er eine Quelle, deren Wasser so ungesund war, daß der längere Genuß desselben böse Krankheiten unter seinen Soldaten hervorrief, wogegen nur der Alant half. Schon längst war den Friesen die heilende Kraft des Alant bekannt, und sie empfahlen den Gebrauch desselben den erkrankten Römern.

142. Der Baldrian.

Ob der Name Baldrian mit Baldr, dem einzigen Sohn der Frigga, dem allbeliebten und allbeweinten Gott des Lichtes, zusammenhängt, ist eine offene Frage, über welche sich die Mythologen noch nicht haben einigen können. Andere vermuten, die Pflanze habe früher den Namen waldrian geführt, der aus der mittellateinischen Bezeichnung derselben Valeriana entstanden sei. In der germanischen Götterlehre wird die Pflanze erwähnt; die Göttin Hertha trug einen Baldrianstengel als Reitgerte, wenn sie auf ihrem mit Hopfenranken gezäumten Edelhirsch ritt. Die Pflanze hieß früher auch „Katzenkrut" und „Katzenlieb," weil die Katzen des Geruches wegen, der dem Katzenharn ähnelt, derselben nachgehen.

Digitized by Google

Die Heilkräfte der Pflanze waren schon früh bekannt und geschätzt; in der Achtung der Landleute steht dieselbe noch heute sehr hoch. Auch im Aberglauben spielt dieselbe eine nicht unbedeutende Rolle. Am Hochzeitstage soll der Bräutigam Baldrian in der Tasche tragen. Vereint mit der Bibernell (Pimpinella) bot sie das beste Mittel gegen die Pest.

„Baldrian und Bibernell
Hält die Pestilenz zur Stell'."

Die Blüten der Blume schützen gegen den Teufel und alle Unholde. Als einst am Niederrhein jemand dem sich nahenden Teufel beherzt einen Baldrianstengel entgegen hielt, rief dieser voll Zorn:

„Seg ick nich den Bullergan (Baldrian)
Ick wull mit di hen nat plücken gan,
Dat di de Ogen in Nacken sölln stan."

In manchen Bauernwirtschaften hat sich bis in die Gegenwart folgender Aberglaube erhalten: Milch, welche nicht zu Butter werden will, weil sie eben nach der Meinung der Landleute behext ist, wird durch einen Kranz von Baldrian gegossen; hierdurch wird die Behexung gehoben.

143. Das Vergißmeinnicht.

An dem murmelnden Bache finden wir das zarte Blümchen Vergißmeinnicht, und aus dem herrlichen Blau seiner Blüten leuchtet uns ein gelber Stern freundlich entgegen, er winkt und zieht uns gleichsam hernieder, daß wir das trauliche Pflänzchen brechen und zum süßen, lieben Angedenken an die blumige Wiese mitnehmen in die enge Stube. Ja, es wohnt ein stiller Zauber in der Pflanze, und er wirkt auf das Gemüt eines jeden gefühlvollen Menschen; Dichter und Sänger haben darum auch schon seit alter Zeit das Vergißmeinnicht besungen und es als ein Sinnbild herzlicher Liebe und treuer Anhänglichkeit gefeiert. Und wie aus dem Namen hervorgeht, ist die sinnige Bedeutung bei allen germanischen Völkern verbreitet; denn die Engländer nennen das Blümchen forget-my-not, die Schweden forgaet-mig-ej, die Norweger forglemm-mig-ikke, die Dänen forget-mig-ej.

Über die Entstehung des Blümchens erzählt Wilhelm Müller folgende Sage: Lykas und Egle waren das schönste Paar unter den Schäfern und Schäferinnen Arkadiens, ihre Liebe und Treue war an den Ufern des Alpheus zum Sprichwort geworden. Da rief eines Tages der strenge Befehl seines Vaters den jungen Hirten nach der Stadt, um den Segen und die Erbschaft eines sterbenden Oheims zu empfangen. Egle zitterte für die Treue ihres Geliebten, weil er jetzt reicher wurde als sie, aber noch weit mehr, weil er zum erstenmale nach der Stadt gehen sollte, von deren verführerischen Schönheiten die alten Schäfer so viel zu erzählen wußten. Sie wagte es aber nicht, ihm ihre Besorgnis zu entdecken und ihn zu warnen: denn ihr Argwohn konnte ihn ja kränken. Doch als sie beim Abschied ihm die Hand reichen und ihn umarmen wollte, da quoll eine Thräne aus ihrem hellblauen Auge und fiel auf das Ufergras zu ihren Füßen. Und siehe, eine Blume, mit der noch keine Schäferin sich geschmückt hatte, sproßte augenblicklich, wie ein Wunder, aus dem benetzten Rasen empor, und auf ihren kleinen Blättern trug sie die Augenfarbe der Weinenden. Sie pflückte die erste und gab sie schweigend ihrem Geliebten, aber Lykas verstand sie und nannte das Blümchen: Vergiß mein nicht!

Über den Ursprung des Namens weiß ein Dichter folgendes zu berichten:

„Als unser Herr einst Blumen schuf,
Und jede folgte seinem Ruf,
Und alle im bunten Gewande kamen
Und fragten sich neigend nach ihrem Namen,

Digitized by Google

Da benannte der Herr die tausend Gestalten,
Befahl die Namen wohl zu behalten.
Doch am Schlusse kehrte ein Blümlein zurück
Und klagte mit einer Thräne im Blick:
„Ich habe in dem großen Verein
Vergessen, Herr, den Namen mein!“
Der Herr mit ernstem Angesicht
Zum Blümlein freundlich drohend spricht:
„Vergiß mein nicht!“

Das Blümlein dachte der Rede nach,
Zog sich zurück an den stillen Bach,
Sein freundlich Blau, sein heller Stern
Glänzt anspruchslos, von Menschen fern.
Wenn gute Menschen vorübergehn
Und dieses freundliche Blümchen sehn,
Wenn Lieb' und Freundschaft es sinnend bricht,
Aus ihm noch die himmlische Stimme spricht:
„Vergiß mein nicht!“

Eine österreichische Sage, die auch von Platen in einem Gedichte behandelt worden ist, führt den Namen auf folgendes Begebnis zurück: Einst lustwandelten an dem Ufer der Donau im trauten Gespräch zwei Liebende. Plötzlich sah die Braut an dem äußersten Rande des Stromes eine herrliche Blume, die sie vorher noch nie bemerkt, und äußerte den Wunsch, dieselbe zu besitzen. Um denselben zu erfüllen, stieg der Bräutigam vorsichtig das steile Ufer hinab, schon hatte er die Blüten gepflückt, da löste sich ein Stein, auf dem er vor allem stand, und er stürzte hinab in die Wogen. Vergebens waren seine Anstrengungen, dem kühlen Grabe der Wellen zu entrinnen; noch einmal tauchte er empor, die Blumen krampfhaft in der Hand haltend und seiner Braut zurufend: „Vergiß mein nicht!“ dann sank er hinunter. Jammernd und klagend stand die Jungfrau am Ufer, flehentlich rang sie die Hände und rief um Hilfe. Doch erst nach einigen Tagen wurde die Leiche von Fischern gefunden und der trauernden Braut gebracht, die ihn feierlich bestatten ließ. Den frischen Grabhügel aber bepflanzte sie mit den blauen Blumen und benannte sie nach den letzten Worten ihres vielgeliebten, unglücklichen Verlobten: Vergißmeinnicht.

Nach altem Glauben soll das Vergißmeinnicht gleichbedeutend sein mit jener blauen Blume, die in so vielen Sagen erwähnt wird. Die Sagen sind in Einzelheiten verschieden und ausgeschmückt, der Hauptinhalt jedoch ist immer derselbe. Ein Hirt, Bauer oder Knabe findet zufällig oder erhält von einer schönen Jungfrau die Wunderblume. Er berührt damit den Felsen, und plötzlich springt eine Thür auf, die er vorher nie gesehen; ein weites Gemach breitet sich vor den erstaunten Blicken aus, angefüllt mit den kostbarsten Schätzen und seltensten Kleinodien. Eine Stimme fordert den fröhlich Erstaunten auf, von den Herrlichkeiten nach Belieben zu nehmen; doch mahnt sie ihn auch zugleich: das Beste nicht zu vergessen. Das Glückskind ist von dem Anblick ganz berauscht, es legt die Blume zur Seite und füllt behende alle seine Taschen. Schon schickt es sich zur Heimkehr an, da erschallt noch einmal hinter dem Forteilenden die warnende Stimme: „Vergiß das Beste nicht!“ doch es ist umsonst und zu spät, schon ist die Schwelle überschritten, und unter lautem Krachen schlägt die schwere, eiserne Thür zu. Alles ist im Nu verschwunden, graue Felsen starren statt der Zinnen und Türme in die Luft, die Schätze und Kleinodien in den Taschen erweisen sich als gewöhnliche Steine, und der Pfad in den Berg ist nimmermehr zu finden; denn die Blume, die blaue Wunderblume, die den Felsen öffnete und all die Herrlichkeiten hervorzauberte, befindet sich nicht mehr im Besitz des Menschen, er hat sie in treuloser Vergeßlichkeit in der Schatzkammer zurückgelassen.

Und wie die Pflanze alle Schätze des Erdinnern erschließt, so wurde sie zu

Digitized by Google

Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts als tiefsinniges Symbol sogar der Inbegriff höchster menschlicher Sehnsucht. Das Vergißmeinnicht — denn nur dieses lag, wenn auch nicht ausgesprochenerweise, dieser mystisch-romantischen Anschauung zu Grunde — es wurde als Kultusgegenstand idealsten Charakters in eine seltsame Geistesrichtung hineingezogen, welche die meisten Dichter und Gebildeten Jahrzehnte lang beherrschte. Es war „die blaue Blume" der Romantik, derjenigen Richtung in unserer deutschen Poesie und Litteratur, welche ihr Ideal in dem von phantastischem Dämmerlichte umflossenen Leben und Treiben des Mittelalters fand, welche die poetische Träumerei für die lebensfrische Wirklichkeit nahm und den reizvollen Schimmer phantasievollen Denkens für wahrhaftiges Licht hielt. Die Summe und der Inbegriff dieses Unendlichen und Ahnungsvollen, Wunderbaren und Phantastischen war die blaue Blume, nach der Heinrich von Ofterdingens armes Herz (in dem gleichnamigen Roman von Hardenberg-Novalis) verschmachtete.

An manchen Orten schenkt man dem Wald-Vergißmeinnicht eine ganz besondere Aufmerksamkeit. In einem Orte an der Mulde pflegt die liebe Schuljugend mit ihrem Lehrer „in die Blümlein zu gehen." Die Nachmittagsschule wird freigegeben, und im milden Sonnenschein wandert die muntere Schar mit Gesang in einen nahen Wald, wo dies Vergißmeinnicht in überschwänglicher Fülle wächst. Dort angekommen, hat nach herkömmlicher Sitte erst jeder einen mächtigen Strauß zu pflücken, Mütze und Knopflöcher zu bestecken. Unter manchem frohen Spiel im Freien wird der Nachmittag verbracht und der Abend kommt heran, ehe man an die Rückkehr denkt. Nun geht's heim, jedes Kind einen Blümleinstrauß stolz in der Hand, der zu Hause feierlich einem Wasserglase anvertraut wird. Ebenso sucht dort fast jede Familie sich einen Tag aus, an welchem alt und jung „in die Blümlein" geht, und das sind nicht zufällige, sondern herkömmliche, jährliche Ausflüge, bei denen Vater und Mutter, Kind und Magd im Grünen und blühenden Blau sich ergötzen, sich tummeln und lagern, Blumen pflücken und darin mit einander wetteifern; es wird draußen Kaffee gekocht, getrunken, Kuchen dazu gegessen, und die ganze Gesellschaft ist dabei einmal so fröhlich, wie das ganze Jahr kaum wieder. Man reinigt sich da von dem niedrigen, staubigen Erdenleben an Herz und Seele.

Das Vergißmeinnicht.

I.

Ich kenne ein Blümlein zart und blau,
Es blüht so gern am klaren Quell;
Es blüht auf grüner Frühlingsau
So freundlich und so hell.

Es blüht umrauscht von klarer Flut,
Schaut sinnig in der Wellen Spiel;
Rings kosen wohl mit frohem Mut
Der Schmetterlinge viel.

Wohl liegt der Tau in Thränen drauf,
So silbern und so klar;
Doch schaut's in Sehnsucht himmelauf,
Freut nicht sich an der bunten Schar.

Vom Stengel strahlet Hoffnungsgrün,
Zum Trost für das bewegte Herz!
Denn Hoffnung muß in Schmerzen blühn,
Und Freude keimt aus Schmerz.

Oft wenn uns Trennung schmerzlich naht,
Und treulos jedes Glück entschwand;
Dann blüht es still auf unserm Pfad
Als der Erinn'rung Pfand.

Wilhelmine Hensel.

II.

Freundlich glänzt an stiller Quelle
Wie des Mondes Silberlicht
Eine Blume zart und helle;
O, verkenn' dies Blümchen nicht.

Schimmernd wie des Äthers Bläue
Wenn ihn kein Gewölk umflicht,
Ist es ein Symbol der Treue,
Das zum Herzen tröstend spricht.

Digitized by Google

Wenn der Trennung Zähren fließen,
Folgsam dem Gebot der Pflicht,
Soll es deinem Pfad entsprießen
Bittend: Ach vergiß mein nicht.

Mild wie deiner Augen Sterne,
Wie verklärter Augen Licht,
Ruft es warnend aus der Ferne:
O vergiß, vergiß mein nicht!

C. Mächler.

III.

Es blüht ein schönes Blümchen
Auf unsrer grünen Au;
Sein Aug ist wie der Himmel,
So heiter und so blau.

Es weiß nicht viel zu reden
Und alles, was es spricht,
Ist immer nur dasselbe,
Ist nur: Vergißmeinnicht. —

Wenn ich zwei Äuglein sehe,
So heiter und so blau,
So denk ich an das Blümchen
Auf unsrer grünen Au.

Da kann ich auch nicht reden,
Und nur mein Herze spricht,
So bange nur, so leise,
Und nur: Vergißmeinnicht.

Hoffmann von Fallersleben.

Das Blümchen Wunderschön.

(Lied des gefangenen Grafen.)

Graf.

Ich kenn' ein Blümchen wunderschön
Und trage darnach Verlangen.
Ich möchte es gern zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering,
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß ich die Augen schweifen
Und kann's vom hohen Turmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen:
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön und höre dies
Hier unter deinem Gitter
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn;
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren wert
Im grünen Überkleide,
Darob das Mädchen dein begehrt
Wie Gold und edel Geschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht:
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben.
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen sein
Und muß mich einsam quälen:
Du bist mir zwar ein schönes Bild:
Von mancher Jungfrau rein und mild:
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag ich wohl, die Nelke, sein
Hier in des Wächters Garten;
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorge warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang
Und Wohlgeruch das Leben lang
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmäh'n,
Sie ist des Gärtners Wonne;
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne.
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Digitized by Google

Veilchen.

Ich ſteh' verborgen und gebückt
Und mag nicht gerne ſprechen;
Doch will ich, weil ſich's eben ſchickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie ſchmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche ſenden.

Graf.

Das gute Veilchen ſchätz' ich ſehr;
Es iſt ſo gar beſcheiden
Und duftet ſchön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingeſtehn:
Auf dieſen dürren Felſenhöhn
Iſt's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten an dem Bach
Das treuſte Weib der Erde
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.
Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht
Und immer ſagt: Vergißmeinnicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja in der Fern' fühlt ſich die Macht,
Wenn zwei ſich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir faſt das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

W. v. Goethe.

Die Wunderblume.

Der Knabe lehnt ſich an der Mutter Schoß,
Um ihre Märchen treulich einzuſaugen,
Es blitzen ſeine Augen tief und groß,
Er hat der Mutter wundervolle Augen.

Und ſie erzählt: „Durch's Waldgebirge weit
Ging einſt ein Wandrer mit bequemen Tritten.
Hoch ſtand der Tag; die Mittagszauberzeit
Kam leis geheimnisreich durch's Grün geſchritten.

Kein Vogellied, kein Blätterrauſchen ſcholl,
Dorfglocken tönten fernher in das Schweigen,
Grüngoldne Lichter zuckten rätſelvoll
An blanken Stämmen und auf ſchwanken Zweigen.

Dem Wandrer ward ſo märchenhaft zu Mut,
Als ſollt' ein ſeltſam Wunder jäh ihm kommen,
Und ſieh — inmitten von weißheller Glut
Steht er geblendet, ſchwindelnd und beklommen,

Die Welt verſchwindet ſeinen Blicken ganz,
Und eine Blume, herrlich, groß und prächtig
Erblüht vor ihm in ſtolzem Farbenglanz,
Duftſtröme fließen draus berauſchend mächtig.

Nie ſah er ſolch Gebild in Feld und Wald,
Nie ſah er es in Garten, Wieſ' und Heide,
Zu brechen ſie, drängt es ihn mit Gewalt —
Hoch ſchwingt die Hand ſie — welche Augenweide!

Im ſelbigen Moment erdröhnt ein Schlag,
Als ob ein Wetter dumpf am Himmel ſtünde —
O reiche Pracht, die plötzlich vor ihm lag!
Aufdonnernd öffnen ſich des Berges Gründe.

Und mit der Blume wandelt er hinein,
Es häufen türmend unten ſich die Schätze:

Digitized by Google

Rotfunkelnd Gold, hellblitzendes Geſtein,
Kaum ſieht im Traum man ſolche Wunderplätze.

Und eine Geiſterſtimme ruft ihm laut:
„Du Glückskind, greife zu und nimm das Beſte!“
Der Wandrer ſchaut und wählt und wählt und ſchaut,
Ach, unentſchloſſen durch des Berges Feſte.

Und wie er nach Geſchmeid' und Demant faßt,
Legt achtlos er beiſeit die Zauberblüte
Und ſtürmt hinaus mit ſeiner eiteln Laſt,
Daß er daheim ſie in den Kiſten hüte.

Wohl war er reich an manchem ſchönen Stück,
Doch trieb die Gier aufs Neu ihn zu den Forſten,
Er wähnte neu ſich, ach, das falſche Glück,
Er glaubte noch den tiefen Berg geborſten.

Wohl war's im Waldgebirg zur Mittagszeit,
Wohl war's des hohen Tages Zauberſtunde,
Wohl war's der Ort — tiefſtille Einſamkeit —
Doch nichts gab vom verborgnen Schatze Kunde.

Nun rief dieſelbe Stimme ſilbern-klar:
„Du Thor, wodurch biſt du hinabgeſtiegen?
Sie blüht nur einmal alle hundert Jahr!
Was ließeſt du die Zauberblume liegen!“ —

* * *

So ſprach die Mutter, doch der Knabe ruft:
„Ich geh' ins Waldgebirg, ich ſuch' die Blume,
Ich finde ſie, aufgeht des Berges Kluft —
Doch wahr' ich ſie gleich einem Heiligtume.“

Die Mutter lächelt ob dem ſchönen Kind
Und ſchaut ihm innig in die mächt'gen Blicke,
Die voll von dichtungsreichem Feuer ſind,
Sie wünſcht dem Knaben günſtige Geſchicke.

Und als er Jüngling ward, da zog er friſch
Ins bunte Leben ſchöne, grüne Pfade,
An Leib und Seele ging er zauberiſch,
Er war ein Glückskind, recht von Gottes Gnade.

Und als er in die Waldgebirge ſtieg,
Da fand er unbewußt die Zauberſtelle,
Die Blume wuchs, — er nahm ſie, ſtolzer Sieg! —
Sie öffnet immer ihm aufs Neu die Schwelle.

Es war der Wald der deutſchen Poeſie,
Wo er ſie fand. — O holde Morgenröte —
Die Blume ward des Dichters Phantaſie —
Es hieß der ſchöne Wandrer: Wolfgang Goethe.

Wolfgang Müller v. Königswinter.

Das Blümlein Vergiß.

Es blüht ein Blümlein im finſtern Hain,
Nicht viele ſind, die es brechen;
Ganz einſam will es geſuchet ſein,
Und Dornen hat es, die ſtechen!

Digitized by Google

Tief wird es mit Thränen eingesä't,
Und langsam keimt es und blühet spät,
Doch Ruh hat, wer es gebrochen.

Das Blümlein, wie Reif so weiß und zart,
Im Mondschein wächst es alleine;
Das Sonnenlicht scheint ihm zu stark und hart,
Der Quellen ernähret es keine.
In schaurigen Nächten keimt's empor,
Die Schwermut schirmt's mit dem Trauerflor
Und nährt es mit tröpfelnden Thränen.

Gemieden wird es von groß und klein,
Doch heilt es die blutenden Herzen;
Die lächelnde Jugend verschmähet sein
Und scheut die verschwisterten Schmerzen.
O, wer's nicht sucht, der die Ruh verlor,
Und bitteren Schmerz er sich auserkor
Und gehet irr' bis zum Grabe.

Entsagen mußt du der Freud' und dem Glück,
Der Freundschaft, der Lieb' und der Treue;
Oft senkst du den schwimmenden Blick zurück,
Ob der Jugendtraum sich erneue.
Gesä't ist nun die bittere Saat,
Die von der Welt dich entfesselt hat,
Und nie entsproßt sie hienieden.

Doch tief im Hain, wo der West verhallt,
Und Tannen schauerlich schwanken,
Da wandelt die ernste Grabgestalt,
Die hohe Stirn voll Gedanken.
Sie hält das Blümlein so totenweiß,
Wie Nordlicht scheint's und ist kalt wie Eis —
Sie reicht's: „Vergiß und entbehre!"

Friederike Soph. Christ. Brun.

144. Das Marienblümchen.

(Bellis perennis.)

Es gibt nur wenige deutsche Pflanzen, welche das Volk mit einer so reichen Anzahl von Namen bedacht hat, wie das Marienblümchen; die große Verbreitung und das häufige Vorkommen, das unermüdliche Blühen vom ersten Strahl des Frühlings bis tief in den eisigen Winter hinein und die niedliche, jedermann ansprechende Gestaltung der Pflanze in Blatt und Blüte mögen wohl die Veranlassung hierzu gewesen sein.

Der Name Marienblümchen gibt uns sogleich Aufschluß über die Entstehung des lieblichen Blümchens. Mitten im Winter verlangte einst der Jesusknabe nach Blumen, um mit ihnen zu spielen. Die Mutter Maria reichte ihm Flickchen von weißer Leinwand, und er formte sie zu Sternchen und Blumen und streute sie dann über das Feld; seitdem blühen die Marienblümchen Winter und Sommer.

Nach dem Standort auf Gänseängern heißt die Blume Gänseblümchen; freilich die Kinder wissen noch eine andere Erklärung hierfür, sie beantworten die Frage: „Warum heißt sie Gänseblümchen?" „Weil die Blume wie die Gans auf einem Bein steht."

Digitized by Google

Der Name Tausendschön besagt dasselbe wie der lateinische Bellis, eine schöne, recht schöne Blume.

Bei der Bezeichnung Masliebchen denken wir wohl zunächst an das bekannte Zupf- und Frageſpiel „er liebt mich," „er liebt mich nicht," wie es auch Goethe im Fauſt uns vorführt, und doch hat dieſe Benennung noch einen andern Grund. Man hat die Silbe „Mas" aus dem Keltiſchen zu erklären geſucht, wo mas ſoviel als Feld bedeutet; unſer Masliebchen wäre demnach eine dem Menſchen liebe, auf Feldern blühende Pflanze. In einigen Gegenden treiben die Kinder mit dem Masliebchen ein beſonderes Spiel, ſie benutzen die Blume als Orakel. Um nämlich die Art und Weiſe des Empfanges von ſeiten der Eltern nach einem längern Fortbleiben vom väterlichen Hauſe im Voraus zu erfahren, ſprechen ſie, ein Blättchen nach dem andern abpflückend: „Schläge, Schelte, gute Worte." Solche tändelnden Frageſpiele ſind von jeher unter den Deutſchen bei klein und groß beliebt geweſen, nur in den orakelverkündenden Blumen iſt im Laufe der Zeiten ein Wechſel eingetreten. Im Mittelalter benutzte man ſtatt des Marienblümchens zu dieſer Tändelei den Grashalm mit ſeinen Knoten. Wir beſitzen ein reizendes Gedicht von Walther von der Vogelweide „Das Halmmeſſen," welches uns lebhaft an die angezogene Stelle in Goethes Fauſt erinnert, und in dem wir auch bereits faſt dieſelben Worte finden, welche in jener Dichtung Gretchen in den Mund gelegt werden. Es heißt in dem Gedichte:

„Mich hat ein Halm gemachet froh:
Er ſagt, ich ſollte Gnade finden.
Ich maß ein kleines Stückchen Stroh,
Wie ich zuvor es ſah bei Kinden.
Nun höret zu und merket auf, ob ſie es thu':
„„Sie thut, thut's nicht, ſie thut, thut's nicht, ſie thut.""
Wie oft ich meſſen mocht', ſtets war das Ende gut.
Das tröſtet mich: doch Glaub' gehöret auch dazu."

In Frankreich heißt die Blume Silberſchild, mehr noch aber Marguerite, d. i. Perlblume, weil die aufgehenden Knöſpchen mit ihrem matten Weiß einer Perle ähnlich gefunden wurden. Gleich der Lilie kam ſie hoch in Ehren. Ludwig IX. ſetzte ſie mit einer Lilie zuſammen in ſein Wappen als Anſpiegelung auf den Namen ſeiner Gemahlin. Sein Ring war mit einem Kranze aus Lilien und Marienblumen geziert. Dieſer Ring repräſentierte ihm alles, was ihm lieb und teuer war: die Religion, Frankreich und ſeine Gemahlin.

In der nordiſchen Mythologie iſt die Blume der Oſtara geweiht, der Göttin des Frühlings und der Auferſtehung. Aus dieſem Grunde hieß ſie auch Oſterblume. Bei dem der Oſtara zu Ehren abgehaltenen Feſtmahl war der Oſterpokal mit Marienblumen geſchmückt.

Daß eine Pflanze wie die Marienblume, die ſich eines ſo hohen, himmliſchen Urſprungs rühmen konnte, auch mit wunderthätigen Kräften ausgeſtattet ſein mußte, war nach früherer Meinung ſelbſtverſtändlich. Die Blätter wurden als Salat gegeſſen und ſollten ein vorzügliches Mittel gegen die Auszehrung ſein. In einer Schrift aus damaliger Zeit, in der alles zuſammengefaßt iſt, heißt es: „Das Masliеb iſt ein gut Leber-, Milz-, Bruſt-, Wund- und Gichtkräutlein, ſo immer ſeine Wirkung thut."

Als Kurioſum ſei noch mitgeteilt, daß im Jahre 1739 das Gänſeblümchen in Gefahr ſchwebte, bei uns zu verſchwinden. Man hielt es mit der weißen Wucherblume und Hundskamille für ein überaus ſchädliches Unkraut, und es war ein obrigkeitlicher Befehl ergangen, es nach Kräften auszurotten. Doch ſei es, daß es ſich ſchon zu allgemein verbreitet, oder daß es ſich ſchon zu feſt eingeniſtet, die Anordnung hatte keinen Erfolg.

Digitized by Google

Marienblümchen.

I.

Es blüht ein schönes Blümelein;
Das wächst auf grünen Auen,
Von innen und von außen fein,
Gar lieblich anzuschauen.
Bald bunt, bald rot und bald schneeweiß
Ist es des Lenzes frühster Preis,
Des Herbstes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es sehn,
Die klatschen in die Hände
Und schmeicheln: „Gänseblümchen schön!"
„O Tausendschön!" ohn Ende.
Sie winden es in jeden Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz —
Das süße Tausendschönchen.

Und siehet es ein zärtlich Herz
Auf grünem Anger prangen,
So fühlt es sich von süßem Schmerz
Und süßer Lust gefangen.
„Masliebchen!" ruft es, „her zu mir!
Und lehre mich der Tugend Zier
In Freude rein bewahren!"

Und sieht es eine fromme Frau,
Sie nennts Marienblümchen,
Und herzt es: „Schönstes Kind der Au,
Und kleines Himmelsmühmchen!"
Und betet zu dem Sternenglanz:
„Laß mich, o Gott, im Engelkranz
So still demütig stehen."

So glüht das schöne Blümelein,
Das viele Namen träget,
Und in der Demut stillem Schein
So hohe Wunder heget.
Du, der das Blümchen schön gemacht,
Nimm deine Blümlein all in Acht
Daß sie so lieblich blühen!

E. M. Arndt.

II.

Sonst streift' ich über Berg und Thal
Verliebt in meine eigne Qual,
Und volle Lust kam nicht einmal
Freiwillig zu mir;
Doch nun ergötzt mich jeder Tag,
Den Durst stillt mir der kleinste Bach,
Und süßer, als ich sagen mag,
Maslieb, bist du mir.

Weht's mild einmal im Januar,
Trägt Winter dich im Kranz sogar,
Der spärlich deckt sein greises Haar;
Lenz gibt dir Segen;
Des Sommers Au' ist völlig dein;
Selbst Herbst kann nicht so traurig sein,
Daß ihn nicht freut dein Purpurschein
Getränkt mit Regen.

In schmucker Schar, Kind der Natur,
Grüßt du den Wanderer auf der Flur
Und freust dich, dankt er einmal nur;
Bist ohne Zagen,
Verachtung selbst sieht dich nicht an,
Versteckt im Winkel schaust du dann
Wie'n freundlicher Gedank' uns an
Und weckst Behagen.

Laß immerhin das Veilchen sein
Des Zephyrs Liebling auf dem Rain,
Laß stolz die Rose Perlen reihn
In Tau und Sonne:
Nicht also hoch zwar strebt dein Flug,
Du hast auch so des Ruhms genug
Und heißest mir mit gutem Fug
Des Dichters Wonne. — — —

Seh' ich dich morgenstrahlerhellt
So freudig auferstehn vom Feld,
Fühl' ich mir Blümchen zugesellt
Gleich frohen Willen,
Und wenn du abends taugefüllt
Dich neigst, kann deiner Ruhe Bild
Das Herz, das von Gedanken schwillt,
Mir lieblich stillen.

Und täglich, jede Zeit im Jahr
Zähl' ich gleich einer Schuld fürwahr
Den Segen, den ich immerdar
Durch dich empfinde —
Nennt's blind Gefühl und Ungefähr,
Ein selig Geisteswehn vielmehr,
Es kommt und keiner weiß woher
Und flieht geschwinde.

William Wordsworth. (Aus „Im Freien".)

Digitized by Google

Das Gänseblümchen.

(Ein Märchen.)

Nun höre einmal! —

Draußen auf dem Lande, dicht am Wege, lag ein Landhaus. Du haſt es gewiß ſelbſt einmal geſehen. Vor demſelben iſt ein kleiner Garten mit Blumen und einem Stacket, welches angeſtrichen iſt; dicht dabei am Graben, mitten in dem ſchönſten grünen Graſe, wuchs eine kleine Gänſeblume; die Sonne beſchien ſie eben ſo warm und ſchön, als die großen, ſchönen Prachtblumen im Garten, und deshalb wuchs ſie von Stunde zu Stunde. Eines Morgens ſtand ſie mit ihren blendendweißen Blättern, die wie Strahlen um die kleine, gelbe Sonne in der Mitte ringsherum ſitzen, ganz entfaltet da. Sie dachte gar nicht daran, daß kein Menſch ſie dort im Graſe ſähe, und daß ſie eine arme verachtete Blume ſei; nein, ſie war ſo vergnügt, ſie wendete ſich der warmen Sonne gerade entgegen, ſah zu ihr auf und horchte auf die Lerche, die in der Luft ſang.

Die kleine Gänſeblume war ſo glücklich, als ob es ein großer Feſttag wäre, und es war doch ein Montag. Alle Kinder waren in der Schule; während die auf ihren Bänken ſaßen und etwas lernten, ſaß ſie auf ihrem kleinen, grünen Stengel und lernte auch von der warmen Sonne und allem ringsumher, wie gut Gott iſt; und es gefiel ihr recht, daß die kleine Lerche alles, was ſie in der Stille fühlte, ſo deutlich und ſchön ſang. Und die Gänſeblume blickte mit einer Art Ehrfurcht zu dem glücklichen Vogel, der ſingen und fliegen konnte, empor, war aber gar nicht betrübt, daß ſie es ſelbſt nicht konnte. „Ich ſehe und höre ja!“ dachte ſie; „die Sonne beſcheint mich und der Wind küßt mich! O, wie reich bin ich doch begabt worden!“

Innerhalb des Stacketes ſtanden ſo viele ſteife, vornehme Blumen; je weniger Duft ſie hatten, um ſo mehr prunkten ſie. Die Päonien bliesen ſich auf, um größer als eine Roſe zu ſein; aber die Größe macht es nicht! Die Tulpen hatten die allerſchönſten Farben, und das wußten ſie wohl und hielten ſich kerzengerade, damit man es beſſer ſehen möchte. Sie betrachteten die kleine Gänſeblume da draußen gar nicht, aber dieſe ſah deſto mehr nach ihnen und dachte: „Wie ſind die reich und ſchön! Ja, zu ihnen fliegt ſicher der prächtige Vogel hernieder und beſucht ſie! Wie glücklich bin ich, daß ich ſo nahe dabei ſtehe, ſo kann ich doch die Pracht zu ſehen bekommen!“ Und gerade wie ſie das dachte: „Quivit!“ da kam die Lerche geflogen; aber nicht zu den Päonien und Tulpen herunter — nein, nieder ins Gras zu der armen Gänſeblume. Die erſchrak vor lauter Freude ſo, daß ſie gar nicht wußte was ſie denken ſollte.

Der kleine Vogel tanzte rings um ſie her und ſang: „Nein, wie iſt doch das Gras ſo weich! Und ſieh, welch eine liebliche, kleine Blume mit Gold im Herzen und Silber auf dem Kleide!“ Der gelbe Punkt in der Gänſeblume ſieht ja auch aus wie Gold, und die kleinen Blätter ringsherum erglänzten ſilberweiß.

Wie glücklich die kleine Gänſeblume war — nein, daß kann niemand begreifen! Der Vogel küßte ſie mit ſeinem Schnabel, ſang ihr vor und flog dann wieder in die blaue Luft hinauf. Es währte ſicher eine ganze Viertelſtunde, bevor die Blume ſich erholen konnte. Halb verſchämt und doch innerlich erfreut, ſah ſie nach den anderen Blumen im Garten, ſie hatten ja die Ehre und Glückſeligkeit, die ihr widerfahren war, geſehen; ſie mußten ja begreifen, welche Freude es war. Aber die Blumen ſtanden noch einmal ſo ſteif, als früher; und dann waren ſie ſo ſpitz im Geſicht und ſo rot, denn ſie hatten ſich geärgert. Die Päonien waren ganz dickköpfig; es war gut, daß ſie nicht ſprechen konnten, ſonſt hätte die Gänſeblume eine ordentliche Zurechtweiſung bekommen. Die arme kleine Blume konnte wohl ſehen, daß ſie nicht bei guter Laune waren, und das that ihr ſo herzlich wehe. Zur ſelben Zeit kam in den Garten ein Mädchen, mit einem großen, ſcharfen und glänzenden Meſſer; ſie ging gerade durch die Tulpen hin und ſchnitt eine nach der andern ab. „Ach!“ ſeufzte die kleine Gänſeblume, „das iſt ja ſchrecklich; nun iſt es mit ihnen aus!“

Digitized by Google

Dann ging das Mädchen mit den Tulpen fort. Das Gänseblümchen war froh darüber, daß es draußen im Grase stand und eine kleine, arme Blume war; es fühlte sich so dankbar, und als die Sonne unterging, faltete es seine Blätter, schlief ein und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem kleinen Vogel.

Am nächsten Morgen, als die Sonne wieder glücklich alle ihre weißen Blätter, gerade so wie kleine Arme gegen Luft und Licht ausstreckte, erkannte sie des Vogels Stimme; aber es war so traurig, was er sang. Ja, die arme Lerche hatte guten Grund dazu; sie war gefangen worden und saß nun in einem Käfig, dicht bei dem offenen Fenster. Sie besang das freie und glückliche Umherfliegen, sang von dem jungen, grünen Korn auf dem Felde und von der herrlichen Reise, die sie auf ihren Flügeln hoch in die Luft hinauf machen konnte. Der arme Vogel war nicht bei guter Laune; gefangen saß er da im Käfig.

Die kleine Gänseblume wünschte so gern zu helfen. Aber wie sollte sie das anfangen? Ja, es war schwer zu erdenken. Sie vergaß völlig, wie schön alles ringsumher stand, wie warm die Sonne schien, und wie prächtig weiß ihre Blätter aussahen. Ach, sie konnte nur an den gefangenen Vogel denken, für den etwas zu thun, sie durchaus nicht imstande war.

Zu derselben Zeit kamen zwei kleine Knaben aus dem Garten; der eine von ihnen trug ein Messer in den Händen, groß und scharf wie das, welches das kleine Mädchen hatte, um die Tulpen abzuschneiden. Sie gingen gerade auf die kleine Gänseblume zu, die gar nicht begreifen konnte, was sie wollten.

„Hier können wir ein herrliches Rasenstück für die Lerche ausschneiden!“ sagte der eine Knabe und begann dann, um die Gänseblume herum ein Viereck zu schneiden, so daß sie mitten in dem Rasenstück zu stehen kam!

„Reiße die Blume ab!“ sagte der andere Knabe, und das Gänseblümchen zitterte vor Angst, denn abgerissen zu werden, war das Leben verlieren, und nun wollte es so gerne leben, da es mit dem Rasenstück zu der gefangenen Lerche in den Käfig sollte.

„Nein, laß sie sitzen!“ sagte der andere Knabe; sie putzt so niedlich!“ Und so blieb sie sitzen und kam mit in das Bauer der Lerche.

Aber der arme Vogel klagte laut über seine verlorne Freiheit und schlug mit den Flügeln gegen den Eisendraht im Käfig; die kleine Gänseblume konnte nicht sprechen, kein tröstendes Wort sagen, so gern sie auch wollte. So verging der Vormittag.

„Hier ist kein Wasser!“ sagte die gefangene Lerche. „Sie sind alle ausgegangen und haben vergessen, mir einen Tropfen zu trinken zu geben. Mein Hals ist trocken und brennend! Es ist Feuer und Eis in mir, und die Luft ist so schwer! Ach, ich muß sterben, scheiden vom warmen Sonnenschein, vom frischen Grün, von all' der Herrlichkeit, die Gott geschaffen!“ Und dann bohrte sie ihren Schnabel in das kühle Rasenstück, um sich dadurch ein wenig zu erfrischen! Da fielen ihre Augen auf das Gänseblümchen, und der Vogel nickte ihm zu, küßte es mit dem Schnabel und sagte: „Du mußt hier drinnen auch vertrocknen, du arme, kleine Blume! dich und den kleinen Flecken grünen Grases hat man mir für die ganze Welt gegeben, die ich draußen hatte! Jeder kleine Grashalm soll mir ein grüner Baum, jedes deiner weißen Blätter eine duftende Blume sein! Ach, ihr erzählt mir nur, wie viel ich verloren habe!“

„Wer ihn doch trösten könnte!“ dachte die Gänseblume; aber sie konnte kein Blatt bewegen; doch der Duft, der den feinen Blättern entströmte, war weit stärker, als man ihn sonst bei dieser Blume findet; das bemerkte der Vogel auch, und obgleich er vor Durst verschmachtete und in seinem Schmerz die grünen Grashalme abriß, berührte er doch nicht die Blume.

Es wurde Abend, und noch kam niemand, dem armen Vogel einen Wassertropfen zu bringen; da streckte er seine hübschen Flügel aus und schüttelte sie krampfhaft; sein Gesang war ein wehmütiges Piep-piep; das kleine Haupt neigte sich der Blume entgegen, und des Vogels Herz brach aus Mangel und Sehnsucht. Da

Digitized by Google

konnte die Blume nicht, wie am vorhergehenden Abend, ihre Blätter zusammenfalten und schlafen; sie hing krank und traurig zur Erde nieder.

Erst am nächsten Morgen kamen die Knaben, und als sie den Vogel tot erblickten, weinten sie, weinten sie viel Thränen und gruben ihm ein niedliches Grab, welches mit Blumenblättern verziert wurde. Des Vogels Leiche kam in eine rote, schöne Schachtel; königlich sollte er bestattet werden, der arme Vogel! Als er lebte und sang, vergaßen sie ihn, ließen ihn im Käfig sitzen und Mangel leiden; nun bekam er Schmuck und viele Thränen.

Aber das Rasenstück mit dem Gänseblümchen wurde in den Staub der Landstraße hinausgeworfen; keiner dachte an die, welche doch am meisten für den kleinen Vogel gefühlt hatte, und die ihn so gerne trösten wollte! H. C. Andersen.

145. Die Seerose.

Die Seerosen, auch Wasserlilien, Seelilien, Nixen- und Schwanenblumen genannt, sind ein köstlicher Schmuck unserer lauschigstillen, von Schilf und Büschen umstandenen Waldseen; die großen, fast kreisrunden, auf dem blauen, klaren Wasserspiegel schwimmenden Blätter und die prachtvollen Silberhäupter der Blüten geben dem verborgenen Teiche ein phantastisches Ansehen und verleihen ihm den Ausdruck eines schwermütigen, deutschen Naturbildes. Die Phantasie wird unwillkürlich rege beim Blick auf den mit Wasserrosen überblüheten Weiher, und wir verstehen die Anschauung der Vorzeit, wonach Elfen und Nymphen sich der Seerosenblätter als Schiffchen bedienen, um auf denselben bei ruhiger Luft über die klaren Fluten zu gleiten.

Zwar hat das deutsche Volk die Seerose nie als heilige Pflanze verehrt, doch ist der deutsche Sinn von Alters her von ihr angesprochen worden. Noch manche alte Sage weiß zu erzählen von der geheimnisvollen, auch unheimlichen Macht, mit der sie als Königin mitten im Reich der Gewässer waltet. Wo diese tief sind, ist sie ja nur anzutreffen. Selten nähert sie sich dem Uferrande. Es ist ihr zu flach, nur in angemessener Tiefe kann sie sich einwurzeln und ihre mächtigen Glieder entwickeln. Darum warnt auch die alte Volkssage vor der weißen Seerose, und mancher schon, der sich unvorsichtig doch bis zu ihr heranwagte, ist ihr als Opfer verfallen. Denn ihre Wurzel und ihr Wurzelstock, von dem die langgestielten Blätter und Blumen emporsteigen, ruhen in Schlamm eingebettet oft in jäher Untiefe; der Fuß gleitet hinein, die strangartigen, zahllos heraufsteigenden Stengel verstricken den schon halb Versinkenden und halten ihn fest, bis er erstickt ist. Sie ist so die bezaubernde Sirene, und unter ihr wohnen das Grauen und der Tod. Nach der Meinung der Vorzeit ist sie auch nicht eine Blume wie andere Blumen, sondern vielmehr eine verwandelte Seejungfrau, und wenn die Mitternacht kommt, und der Mond scheint über die Wasser, dann tanzt und spielt sie auf der silbernen, zitternden Spiegelfläche; unter ihren Blättern aber hat sich lauernd dann der Nix versteckt und schaut ihr zu. Dieser Nix bewacht sie eifersüchtig und duldet nicht, daß jemand ihr nahe. Wer sie dann besitzen will, muß es nach dem Volksglauben gar vorsichtig anfangen. Es muß ihr erst freundlich zugesprochen sein; und mit der Hand muß man sie dann rasch brechen, doch darf ihr Stengel nicht mit einem Messer durchschnitten werden; denn sonst fließt Blut aus ihr heraus. Wer es anders anfängt, den zieht eine dunkle Gestalt in die schaurige Tiefe.

Als die Blume, nach der eine geheimnisvolle Sehnsucht jedes Wesen zieht, wenn der Mond auf sie niederscheint, hat sie in duftiger Weise E. Geibel besungen:

„Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All' seinen gold'nen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schoß hinein.

Digitized by Google

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise,
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise,
Und will in Singen vergehn —
O Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied verstehn?"

Als eine weiße Wasserelfe, ein seelenvolles Wesen, so mutet sie uns in der That an. Lebenskräftiger als andere Wasserpflanzen und wie seelenbegabt schwimmt sie auf dem Spiegel, reckt sich im Sonnenschein immer höher empor, das Licht immer voller zu trinken. Der Professor Fechner ist durch den Anblick gerade dieser Pflanze zu seinem Glauben an ein Seelenleben der Pflanzen gekommen. Er sagt: „Ich stand einst an einem heißen Sommertage an einem Teiche und betrachtete eine Wasserlilie, die ihre Blätter platt über das Wasser ausgebreitet hatte und mit offner Blüte sich im Lichte sonnte. Wie ausnehmend wohl müßte es dieser Pflanze sein, dachte ich, die eben in das Wasser untertaucht, wenn sie von der Sonne und dem Bade etwas empfände. Und warum, fragte ich mich, sollte es nicht? Es schien mir, daß die Natur wohl nicht ein Geschöpf für solche Verhältnisse so schön und sorgsam gebaut hätte, um es bloß als Gegenstand müßiger Betrachtung darzustellen, zumal tausend Wasserlilien verblühn, ohne daß sie jemand betrachtet; vielmehr mutete mich der Gedanke an, sie habe die Wasserlilie so gebaut, um die vollste Lust, die sich aus dem Bade im Wasser und Lichte zugleich schöpfen läßt, auch einem Geschöpfe im vollsten Maße zu gute kommen, von ihm recht rein durchempfinden zu lassen. Wie lieblich erscheint unter solcher Voraussetzung das ganze Leben dieser Blume."

Sind in dieser Betrachtung eines Philosophen auch Wahrheit und Dichtung innig mit einander gemischt, es bleibt doch auch für den nüchtern Botaniker noch Seltsames genug von der Seerose zu erzählen übrig. Schon Linné beobachtete: „Die weiße Seerose erhebt sich in der Morgenfrühe aus dem Wasser, wobei sie zugleich allmählich ihre Blume öffnet, daß um die Mittagszeit ihr Blumenstengel an 8 cm über den Wasserspiegel emporgetragen ist. Wenn der Abend hereinbricht, so schließt sie sich nicht nur wieder völlig, sondern taucht auch bis unter den Wasserspiegel in die Flut zurück. Es beginnt ihre Blume ungefähr um vier Uhr nachmittags schon sich einzuziehen und bringt die ganze Nacht unter dem Wasser zu." Die Lotusblume Ägyptens und die indische, beide Schwestern unserer Seerose, machen es ebenso. Diese geheimnisvolle Erscheinung ist vielleicht Veranlassung geworden, daß die bewegliche Phantasie des Morgenländers ein göttliches Wesen in der Lotusblume erblickte und sie mit religiöser Verehrung betrachtete, ja daß man sie als götterverwandte, geheimnisvolle Wasserwesen unter dem besondern Schutze der Götter sah, indem die sinnige Religion des Inders dem Sonnengotte Wischnu als blühendes Symbol die Lotusblume unterstellte. Den Sonnengott wie seine Blume sah man ja in gleicher Weise täglich auf- und niedergehen.

„Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotusblumen knien."

H. Heine.

Zu den Seerosen gehört auch die gewaltigste und berühmteste Pflanze der Gewässer, die unbestrittene Königin derselben, Victoria regia. Sie ist das imposanteste Gebilde der Blumenwelt auf Erden, mit Blättern in der Größe einer Tischplatte, welche oben hellgrün und auf der Unterseite karmesinrötlich gefärbt sind, und Blüten auf armdicken, dornigen Stielen, deren Umfang über 1 m beträgt, und deren hunderte von Blütenblättern aus dem zartesten Weiß in das edelste Rosa übergehen.

Digitized by Google

Die Seerose.

Schwanenweiß der Flut entstiegen,
In der Welle sanftem Wiegen
Auf dem See die Rose schwebt,
Die dem Blick der Nacht verschlossen,
Von des Morgens Licht umflossen
Ihren Kelch zur Sonne hebt.
Jugendfrisch, ein Kind der Wogen,
Strahlt die Blüte, glanzumzogen.

Welkt die Flur in Mittagsgluten,
Aus der Tiefe kühlen Fluten
Saugt die Blume Lebenskraft.
Treibt der Sturm sie auf und nieder,
Mit der Welle kehrt sie wieder,
Weil im Grund die Wurzel schafft,
Bis am Abend, wonnetrunken,
Schlummernd sie im Traum versunken.

Gleich der Ros' auf Wogenauen,
Nimm, o Herz, im sel'gen Schauen
Sehnend auf das Himmelslicht!
Auf des Lebens Wassern schwebe,
Und vertrauend dich erhebe,
Wankt des Glaubens Stütze nicht!
Vor dem Hauch der Nacht behüte
Deines Innern zarte Blüte.

Herzog Eugen von Würtemberg.

Der Mummelsee.

Hoch auf dem Tannenberge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haselstab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech' ich ab!

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand;
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunklen Grund:
Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund!

Im See am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebst;
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergibst.

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

Aloys Schreiber.

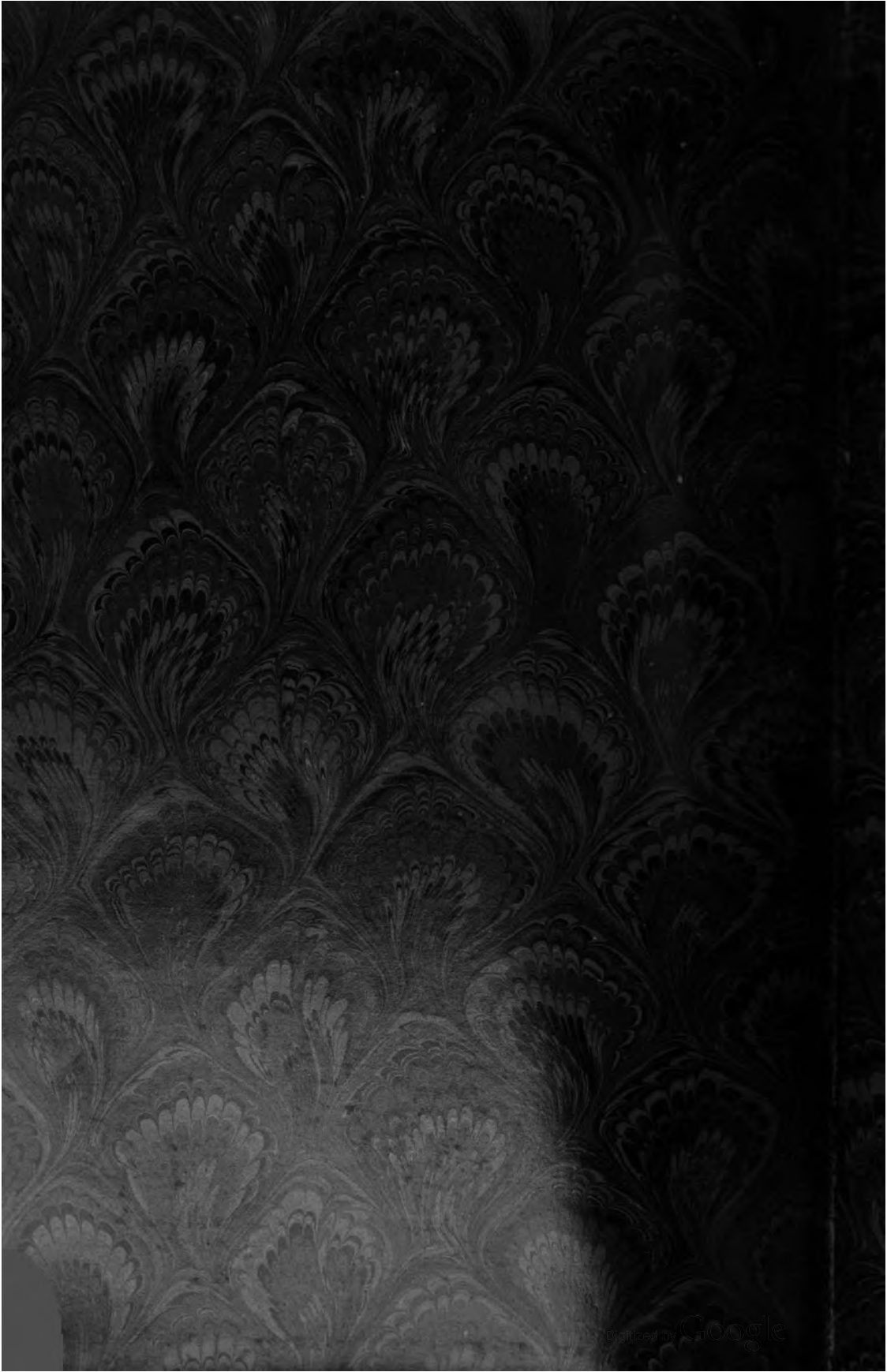
Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

MAR 3 1914

Digitized by Google

25228.34.1.3
Unsere pflanzen nach ihre deutschen
Widener Library 003521289
3 2044 089 049 928

Digitized by Google